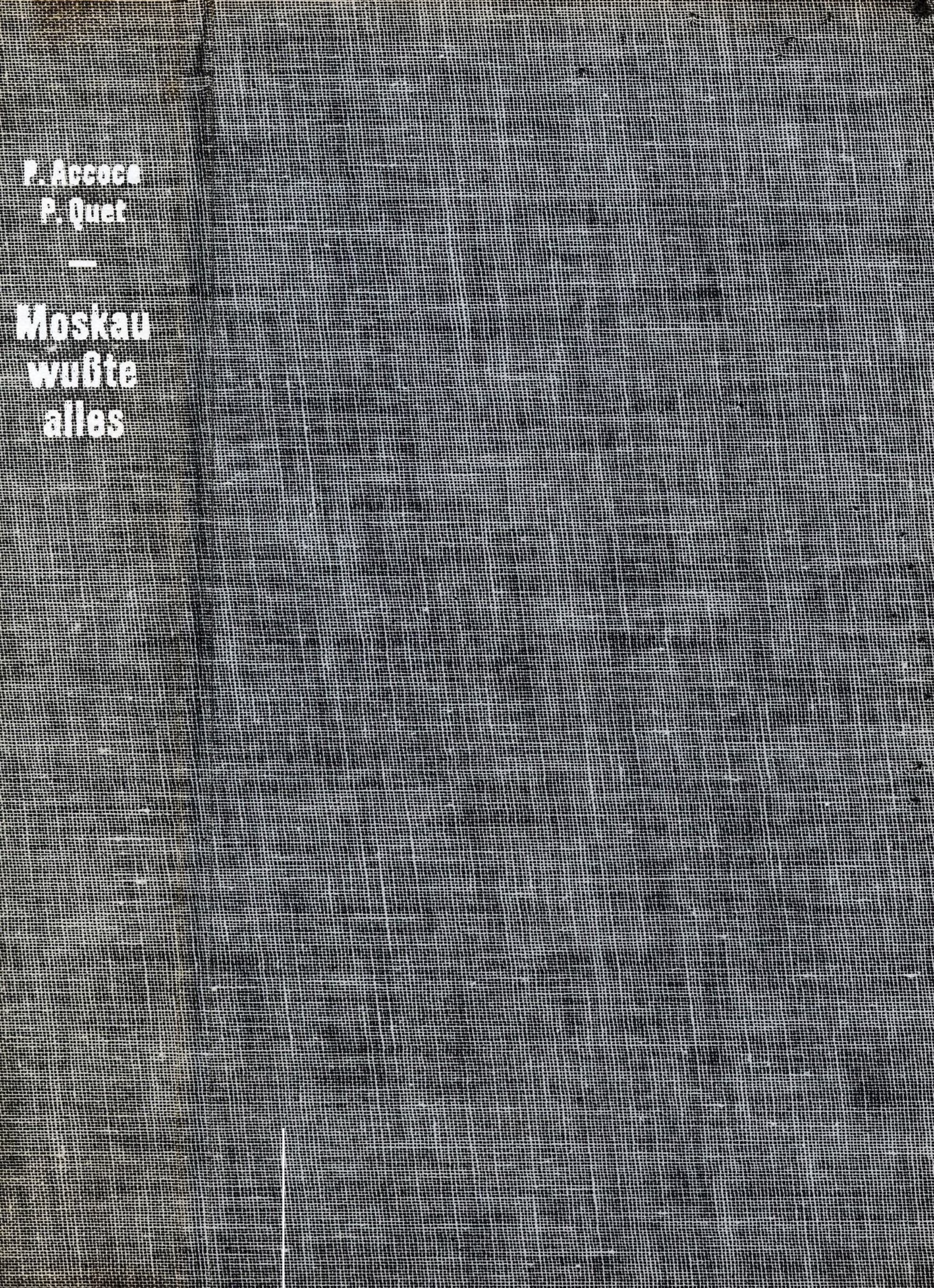

P. Accoce
P. Quet
Moskau wußte alles









PIERRE ACCOCE und PIERRE QUET

Moskau wußte alles

Die entscheidende Nachrichtenverbindung
im Zweiten Weltkrieg
vom OKW über LUCY zu den Alliierten

SCHWEIZER VERLAGSHAUS AG, ZÜRICH

Titel der Originalausgabe
der LIBRAIRIE ACADÉMIQUE PERRIN
«LA GUERRE A ÉTÉ GAGNÉE EN SUISSE»
Aus dem Französischen übertragen von R. J. Humm

Printed in Switzerland
by Buchdruckerei Carl Meyer, Jona b. Rapperswil SG

Ein Chef der Spionageabwehr unterwegs

Dienstag, 8. September 1942. Der schweizerische Zollposten Laufenburg ist alarmiert. Die militärischen Stellen meldeten tags zuvor den Grenzübertritt eines Zivilisten. Er ist ein ganz spezieller Zivilist, den man weder durchsuchen noch ausfragen darf und der auch keine Identitätspapiere auf sich trägt. Er begibt sich nach Deutschland. Zeitpunkt seines Eintreffens an der Grenze: 8.15 Uhr.

Es ist ein heller Spätsommermorgen, der einen schönen, ruhigen, warmen Tag ankündigt. Es fällt schwer, zu glauben, daß die Welt sich im Krieg befindet, und doch schlägt man sich bei Stalingrad, wo der russische Widerstand sich täglich mehr versteift. In Afrika nagelt die Royal Air Force Rommels Panzer auf dem Wüstenboden fest.

Der Rhein halbiert Laufenburg. Die beiden Hälften des Städtchens sehen einander sehr ähnlich, da die auf dem Schweizer Hügel stehenden Häuser und jene auf dem deutschen Ufer alle zur gleichen Zeit, vor ungefähr dreihundert Jahren, gebaut wurden. Die Granitbrücke, vierzig Meter lang, fünf Meter breit, schwingt sich in zwei Bögen von dem einen

zum andern Ufer. In der Mitte ragt über den grauen eiligen Fluten des Rheins ein kleines Mauertürmchen. Ein mit Erlen bestandener Platz, der Laufenplatz, mit einem achteckigen Brunnen aus dem Jahre 1763, öffnet sich auf der schweizerischen Seite. Bei diesem Brunnen erhebt sich eine niedrige, mit Sandsäcken geschützte Holzbaracke: das Quartier eines Zuges Landwehrsoldaten. Dieser Militärposten ergänzt den Zollposten seit Beginn des Krieges. Die beiden Zugänge zum Laufenplatz, die Laufengasse und die Fischergasse, sind mit einem Stacheldrahtverhau versperrt, der an unregelmäßig eingerammten Eisenpfosten befestigt ist.

Auf der deutschen Seite gewahrt man gleichfalls Stacheldraht und Sandsäcke. Ein stattliches Gebäude steht quer zum Brückenausgang, der Gasthof Laufen, drei Stockwerke hoch, unter einem dunklen Ziegeldach. An einem rot-weißen Schlagbaum lehnt ein Zöllner, Hakenkreuz auf der Armbinde, und betrachtet sinnend die dahinwirbelnden Fluten. Auch er erwartet den erwähnten Zivilisten. Der Befehl kam aus Berlin. Er soll diesen Fremden wortlos in Empfang nehmen. Ursprünglich sollte er ihn zum Gasthof Laufen bringen; dann aber kam Gegenbefehl: er soll ihn zum Zollposten, rechts von der Brücke, geleiten. Mehr weiß er nicht, und mehr will er auch nicht wissen. Der Mann, der im Posten drinnen Kaffee trinkt und der sich darüber auswies, daß er den Zivilisten zu übernehmen hat, beunruhigt ihn. Denn dieser Mann ist zweifellos von der Gestapo.

Punkt 8.15 Uhr fährt ein schwarzer Wagen die Fischergasse hinunter und hält, nicht weit vom schweizerischen Zollhaus, vor dem bekannten Gasthaus «Zum Meerfräulein», auf dessen Wirtshausschild eine Meerjungfer ihre nackten Brüste freigebig zur Schau hält. Zwei Männer steigen aus, ein feldgrauer Hauptmann der Schweizer Armee und der geheimnisvolle Zivilist. Die Zöllner stehen stramm. Wortlos öffnen sie die Sperre im Stacheldrahtverhau der Fischergasse. Der Hauptmann geht voran, ihm folgt der Zivilist. Mit kurzen, eiligen Schritten gehen sie über den Platz auf die Brücke zu. Genau in diesem Augenblick stürzt ein bärtiger, hochgewachsener Wachtmeister der Landwehrabteilung aus der Baracke, die unter den Erlen beim alten Brunnen steht, und ruft laut vernehmlich:

«Halt! Zivilpersonen dürfen hier nicht durch!»

Auf der anderen Seite der Brücke erhebt der deutsche Zöllner den Blick. Der Zivilist wendet sich dem Hauptmann zu und murmelt:

«Man hat vergessen, die Landwehr zu benachrichtigen. Bringen Sie das in Ordnung, Meyer, schnell, ich muß hinüber.»

Der Hauptmann versucht vergebens, auf den Wachtmeister einzureden.

«Ich darf Ihnen nicht gehorchen, Herr Hauptmann, das wissen Sie ganz genau. Ohne Spezialausweis darf ich hier keinen durchlassen.»

Schließlich kann ihn der Hauptmann überreden. Er erteilt ihm schriftlich Decharge, damit die Land-

wehr nicht Hängemann bei dieser Pflichtverletzung sei. Der Zivilist betritt die Brücke, der Hauptmann nimmt Achtungstellung an.

Indem er sich festen Schrittes dem Schlagbaum nähert, überrieselt den Zivilisten ein leises Frösteln. Um ein Haar hätte es einen richtigen Skandal gegeben, aber gottlob blieb sein Inkognito gewahrt ... Dabei hatte er geglaubt, alles vorgesehen zu haben, damit er schnell und unbemerkt nach drüben gelange. Ein Sandkorn im Getriebe, dieses lächerliche Versäumnis! Er hätte daran denken sollen. Dieser Zivilist ist kein geringerer als Oberstbrigadier Roger Masson in eigener Person, der hauptverantwortliche Leiter sämtlicher schweizerischen Nachrichten- und Spionageabwehrdienste. Er begibt sich in Mission, er, der «Chef», der für die Dauer des Krieges über eine außergewöhnliche Befehlsgewalt verfügt: ihm unterstehen Polizei, Grenzbewachungstruppen, Territorialtruppen, Zoll und Geheimagenten, insgesamt über 300 000 Mann. Er steht hier am Beginn einer der sonderbarsten und entscheidendsten Reisen seiner Laufbahn.

Der deutsche Zöllner blickt ihm neugierig entgegen. Seit dem 30. August 1939 sind nur einige wenige Grenzgänger über diese Brücke gegangen. Was sucht dieser kleine, vitale Mann im kriegsversehrten Deutschland? Er schmaucht ein Pfeifchen, seine stahlblauen Augen blicken streng, und so ganz furchtlos kommt er aus dem Land des Friedens und dringt in Kriegsland ein ... ?

«Ich werde erwartet!»

Der Zöllner hebt wortlos den Schlagbaum, läßt den Mann an sich vorbei und öffnet ihm wenig später die Türe zum Zollposten, die er hinter ihm verschließt. Masson hebt den Blick. Der im hellgrünen Regenmantel hinter dem Tisch Sitzende ist nicht der Mann, den er zu treffen hoffte. Dieser hier riecht nach Gestapo, zehn Meilen weit.

«Eine kleine Verzögerung, Herr —?» sagt der Unbekannte, sich vom Stuhl erhebend. «Herr — wie?»

Masson beißt seine Pfeife fester zwischen die Zähne. Der Unbekannte lächelt schief, wiegt sich auf den Absätzen, seine Stiefel knarren.

«Sie wollen sich nicht vorstellen? Wie Sie wünschen. Sie hofften General Schellenberg hier zu treffen, nicht? Der General kommt nicht. Jedenfalls nicht hierher. Er hatte einen kleinen Autounfall. Nichts Wichtiges, seien Sie unbesorgt. Sein Adjutant Major Eggen hat angerufen. Er kommt in zwei Stunden und holt Sie ab. Sie kennen doch Eggen?»

Masson weiß allerdings sehr viel über diesen H. W. Eggen. Ein SS-Sturmbannführer. Er vertritt eine Berliner «Handelsfirma», die «Warenvertrieb GmbH». In Wirklichkeit ist die «Warenvertrieb GmbH» eine als Handelsfirma getarnte Dienststelle des Amtes VI, SS-Reichssicherheitshauptamt, und Eggen ist SS-Sturmbannführer und als solcher Untergebener des SS-Brigadeführers Schellenberg.

Er verhandelte in Lausanne mit der dort domizilierten Fa. Extroc S.A. über den Kauf von Holzbaracken

für Zwecke der SS. Seit November 1940 verhandelt er mit zwei Beauftragten einer schweizerischen Holzvertriebsstelle, Paul Holzach und P. Meyer, alias Schwertenbach. Dieser P. Meyer war es, der ihn, Masson, bis zur Grenze geleitet hatte. Denn diese beiden Beauftragten, die als Hauptleute Dienst leisten, betrachtet der Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes als seine Mitarbeiter. Das ist übrigens Eggen nicht unbekannt. Und dies ist wahrscheinlich auch der Grund, warum er, Holz hin oder her, die beiden so fleißig aufsucht; fast jeden Monat trifft er sie bei der «Interkommerz AG», mitten in Zürich.

Holzach? Meyer? Masson vertraut den beiden vollkommen. Meyer ganz besonders, der schon einmal unter ihm Dienst geleistet hat, damals, als der künftige Chef der eidgenössischen Geheimdienste die Maschinengewehrabteilung der 1. Division befehligte. Meyer war es, der auf die Idee kam, Roger Masson mit diesem Deutschen bekannt zu machen. Das war am Mittwoch, dem 10. Dezember 1941, bei Anlaß einer der vielen Geschäftsreisen des SS-Sturmbannführers. Die Aussprache war sehr offenherzig. Die Beziehungen zwischen der Schweiz und dem Dritten Reich wurden behandelt. Masson beklagte sich über den gehässigen Ton der deutschen Presse, die unaufhörlich gegen die Schweiz hetze. Eggen meinte, das ließe sich wohl abstellen, und er schlug dem Oberstbrigadier vor, ihn mit seinem «geistigen Vater», Freund und Chef, dem SS-Brigadeführer

Schellenberg, zusammenzuführen, dessen Arm sehr weit reiche . . . Der Leiter des schweizerischen Nachrichtendienstes lehnte damals ab, denn er fand eine solche Zusammenkunft nicht opportun. Er ahnte damals nicht, daß weniger als ein Jahr später die Ereignisse ihn nötigen würden, bei Sturmbannführer Eggen um eine Zusammenkunft mit Schellenberg nachzusuchen.

Der Unbekannte auf dem Zollposten von Klein-Laufenburg — so nennt sich der deutsche Teil von Laufenburg — wundert sich, daß dieser Zivilist so ohne weiteres über die Grenze kommen konnte. Wer mag er sein? Er bedrängt Masson mit Fragen. Wie denkt man in der Schweiz über den Kriegsverlauf? Zweifelt man drüben am Endsieg des Nationalsozialismus? Gewiß, einige Schwierigkeiten . . . Masson weicht aus, seine Unruhe wächst, je länger die Wartezeit wird. Alles hängt an einem Faden! Erst dieses Versäumnis. Dann dieser Autounfall. Die Sache könnte schiefgehen, und dann sitzt er, der Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes, in der Falle, der Gestapo und ihren Zwangsmitteln hilflos ausgeliefert. Masson weiß genau, wie die Herren vom Dritten Reich über ihn denken. Wenn der Reichsführer SS Heinrich Himmler einen seiner berühmten Zornausbrüche hat, bei denen er jeden Satz mit einem Pistolenschuß interpunktiert, den er quer durch sein Büro schießt, schreit er:

«Wer mir dient, den zahle ich; wer mir nicht dient, zahlt selber. Ich habe keine Feinde; schaffe ich mir

welche, so schaffe ich sie ab. An den Galgen mit all dem Gesindel! Churchill, Roosevelt!»

Um 10.30 Uhr trifft endlich der Sturmbannführer Eggen ein und befreit den Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes aus den Klauen des Gestapomannes. Er ist äußerst liebenswürdig und versichert, SS-Brigadeführer Schellenbergs Mercedes sei unterwegs von Berlin nach Klein-Laufenburg in einen Straßengraben geraten. Wie durch ein Wunder seien sie alle heil davongekommen. Sie mußten den Zug nehmen. Aber die Zusammenkunft soll trotzdem stattfinden, jedoch nicht in Klein-Laufenburg, sondern in Waldshut, fünfzehn Kilometer rheinaufwärts, im Hotel Bahnhof.

Auf der kurvenreichen Uferstraße lenkt der Major einen Wagen, den er offensichtlich in Waldshut aufgetrieben hat. Schlecht gelaunt grübelt Roger Masson den Auskünften des Majors nach. Soll er Eggen glauben? War es wirklich ein Autounfall? Schellenberg hätte doch ganz gut auch nach Laufenburg kommen können, entweder in Eggens Wagen oder mit dem Zug. Warum Waldshut wählen in solch lächerlich geringer Entfernung? Oder wollte er ihn erst mürbe kriegen, indem er ihn einige Stunden in Gesellschaft eines Gestapokerls warten ließ? Das wäre ganz nach den Methoden der Geheimdienste: man beunruhigt den Partner, um ihn gefügig zu machen ... Walter Schellenberg, 32 Jahre alt, SS-Brigadeführer und Leiter des SS-Sicherheitsdienstes, also des deutschen SS-Nachrichtendienstes, ist nicht der

Mann, solche Methoden zu verschmähen. Er steht im Ruf äußerster Verschlagenheit und ist ein gefürchteter Fallensteller, wie viele Beispiele zeigen.

Nur eines: Am 8. November 1939 wurde im Münchner Bürgerbräukeller, wo sich die Nazis am Jahrestag des verfehlten Putsches vom Jahre 1923 regelmäßig zu versammeln pflegten, auf Adolf Hitler ein Anschlag verübt. Er hielt eine Rede, unterbrach sie plötzlich und verließ eiligst den Saal. Einen Augenblick später platzte eine in einer Säule untergebrachte Bombe. Hitler erzählte später, eine innere Stimme habe ihm zugeflüstert: «Hinaus! Hinaus!» Doch läßt alles darauf schließen, daß die Nazis dieses Attentat selber inszenierten, um einen Vorwand für den Ueberfall auf die Niederlande zu haben.

Schon am frühen Morgen des folgenden Tages, am 9. November, drang nämlich Walter Schellenberg mit einem SS-Kommando auf holländischen Boden und entführte in Venlo zwei britische Offiziere, den Hauptmann Best und den Major Stevens, die im Dienste des britischen Intelligence Service standen. Mit diesen hatte er schon am 31. Oktober 1939 Verbindung aufgenommen, angeblich als Beauftragter einer Gruppe deutscher Generäle, die Hitler zu stürzen und mit dem Einverständnis der britischen Regierung ein neues Regime in Deutschland aufzurichten trachteten. In Wirklichkeit gängelte er sie nur, um sich ihrer im günstigsten Augenblick zu bedienen.

Hauptmann Payne Best und Major R. H. Stevens

wurden der Vorbereitung des Münchner Attentats bezichtigt und in ein Konzentrationslager verbracht, wo sie die ganze Kriegszeit blieben. Diese Anschuldigung wurde kurz darauf der Vorwand für die Invasion der Niederlande, weil «dieses Land die Pflichten der Neutralität verletzte, als es auf seinem Gebiet die Anwesenheit zweier heimtückischer Feinde des Dritten Reiches duldete».

Vom Gelingen dieses Handstreiches war Hitler hell begeistert. Wenig später beauftragte er Schellenberg mit der Entführung des Herzogs und der Herzogin von Windsor; eine tolle Idee des «Führers», der sich von diesem Ex-König von England eine Kollaboration im Hinblick auf einen Separatfrieden mit England versprach. Das herzogliche Paar hielt sich damals, Juli 1940, in Lissabon auf. Es sollte nach Deutschland verbracht werden. Schellenberg wurden fünfzig Millionen Mark in einer Genfer Bank zur Verfügung gestellt. Im Notfall war der Führer bereit, diese Summe zu erhöhen. Das Gelingen hing an einem Faden. Die Agenten des Intelligence Service waren einen Tag früher in Portugal als der junge SS-Brigadeführer.

Masson besitzt über Walter Schellenberg noch weitere persönliche Auskünfte. Die in der Schweiz niedergelassenen Antinazis bezeichnen ihn als einen «Gentleman-Mörder», einen «sadistischen Edelmann», der vor nichts zurückschrecke. «Ein Mann von einem ganz eigenen aufrichtigen Blick und mit bezaubernden Umgangsformen, aber in Wahrheit ein

vollendeter Gangster», sagt der deutsche Vizekonsul Hans Bernd Gisevius, eine der Figuren des deutschen Widerstandes.

Der Erznazi Walter Schellenberg versteht mit großem Charme über Musik, Literatur und Malerei zu plaudern. Man nennt ihn den SS-Charmeur. Er tut, als ob er die Politik verachte; diese gleiche Politik, der er es verdankt, daß er mit 32 Jahren der jüngste unter den Nazibonzen wurde. Himmler nennt ihn liebevoll seinen «Benjamin». Von allen Generälen in der Umgebung Hitlers ist er der, der am häufigsten auf Reisen geht. Seinen Fuchsbau an der Berkaerstraße, Berlin-Schmargendorf, von dem aus er alle «F»-Büros seines Sicherheitsdienstes, also sämtliche auf der ganzen Welt verstreuten Spionageagenturen, überwacht, verläßt er aber nie umsonst. Jede seiner Reisen lohnt sich ...

Oberstbrigadier Roger Masson hat sich nach Deutschland begeben, um einen seiner Untergebenen aus dem Konzentrationslager zu befreien. Er empfindet ein leises Grauen. Er fühlt sich in einer der machiavellistischen Fallen des SS-Charmeurs. Bleibt er nicht auf seiner Hut und spielt er nicht haarscharf genau, so riskiert er, von Schellenbergs Faust erdrückt zu werden, wie Best und Stevens, oder noch schlimmer.

Der Mann, den er retten will, war einer seiner Agenten, der in eine von der Gestapo gestellte Falle geraten war. Schon viele Monate vorher war der junge Leutnant Ernst Mörgeli als Mitarbeiter beim

Schweizer Konsulat in Stuttgart eingetreten. Eines Abends machte dieser junge Offizier in einem Bierlokal die Bekanntschaft eines Zivilisten, der sich ihm bald als Gegner des Naziregimes zu erkennen gab. Mörgeli beging den Fehler, ihn deswegen zu loben. Gleich wurde er verhaftet. Der Konsul berichtete nach Bern, von wo aus seine Dienststelle, die sich damals in Luzern befand, verständigt wurde. Das Eidgenössische Politische Departement bemühte sich um die Befreiung von Mörgeli, der schließlich gegen einen in der Schweiz verhafteten Deutschen ausgetauscht wurde.

Der von Eggen gesteuerte Wagen erreicht die ersten Häuser von Waldshut. Es ist ein altes Städtchen auf einem Hügel, der sich über dem an dieser Stelle ziemlich breiten Rhein erhebt. Die Landstraße verläuft längs der Eisenbahn. Kurz vor dem Bahnhof schwenkt der Wagen rechts in die Poststraße ein, an deren Nr. 2 das Hotel Bahnhof steht. Ein graues, ungefälliges Gebäude. Drei Stockwerke hoch. Eggen führt Masson in ein dunkles getäfertes Empfangszimmer. An den Wänden ragen Wildschweinköpfe und Hirschgeweihe in den kleinen Saal hinein, Jagdtrophäen aus dem benachbarten Schwarzwald.

Eggen zieht sich zurück. Kurz darauf tritt durch die Türe ein Mann. Schlank, großgewachsen, 1 Meter 80, in einem tadellos geschnittenen grauen Tweed-Anzug. Braunes, nach hinten gekämmtes Haar, mit einem Scheitel links. Ein breiter, sinnlicher Mund. Weicher Blick aus tiefen Augenhöhlen. Ein

entgegenkommendes Lächeln. Nach den Photos, die ihm seine Luzerner Dienststellen vor seiner Abreise vorgelegt haben, erkennt Masson in ihm sofort Walter Schellenberg. Seine Stimme ist weich und auf gewinnende Art ironisch.

«Herr Masson, ich nehme an, daß Sie sich dieses Hotel vollgestopft mit Mikrophonen und geheimen Photoapparaten vorstellen. Es wäre übrigens auch ganz in Ordnung, warum nicht? Darum schlage ich Ihnen einen Spaziergang vor, und Sie werden auf der Rheinpromenade selber die Bank bestimmen, die Ihnen paßt.»

Jeder Fremde, der durch Waldshut kommt, kennt diesen «Rheinweg». Schellenberg und Masson gehen die Poststraße hinunter, dann wenden sie nach rechts in die Bismarckstraße. Beide schweigen. Fünfzig Meter weiter vorn, linkerhand, führt ein Weg leicht abfallend und in einigen Kehren zum Rheinufer hinunter. Auch hier stehen Erlen am Rand des Wassers. Die breite Allee ist menschenleer. Da und dort steht eine Bank, mit dem Rücken zur Allee. Wer darauf sitzt, sieht vor sich den rauschend sich wälzenden Rhein und drüben, in der Ferne und von einem leichten Dunst verhüllt, das Schweizer Ufer.

«Herr Masson, ich muß Sie sofort darauf aufmerksam machen, daß ich mich nur mit Widerstreben hier eingefunden habe. Meiner Ansicht nach wird Ihr Nachrichtendienst von den Amerikanern bezahlt. Hier der Beweis.»

Der SS-General überreicht Masson ein Papier. Es

ist die Abschrift eines Kabeltelegramms des amerikanischen Militärattachés in Bern. Die Depesche stammt aus dem Jahre 1940 und ist nach Washington adressiert.

Im Juni dieses Jahres empfing Masson die Militärattachés der auswärtigen Mächte. Damals befürchtete man eine Invasion der Schweiz. Eine Panik hatte die Bevölkerung ergriffen; die Städte und Dörfer der Nordschweiz leerten sich; am Genfersee war kein Bett mehr aufzutreiben. Der amerikanische Militärattaché fragte Masson, ob es wahr sei, daß fünfundzwanzig deutsche Divisionen zwischen Basel und Konstanz aufgestellt seien. Der Oberstbrigadier hatte kurz vorher darüber mehrere Geheimberichte erhalten. Zwischen Basel und Karlsruhe standen nur vier Divisionen: die 554., 555., 556. und 557. Als Deckung befanden sich im Schwarzwald und südlich von Ulm und Rastatt fünf weitere vollausgerüstete Divisionen. Eine zu schwache Macht für einen Einfall in die Schweiz! Im Bestreben jedoch, die strikteste Neutralität zu wahren, ließ Masson sich nichts anmerken und antwortete nur knapp, nördlich der Schweiz stünden «eine ganze Menge Leute» ...

Der junge Amerikaner berichtete dies in einem alarmierenden Telegramm:

«Außerordentliche Konferenz mit Masson. Er bestätigte mir, an der Schweizer Grenze ständen fünfundzwanzig deutsche Divisionen. Er meinte, sie hielten sich für einen Angriff bereit.»

Er übergab die Depesche einem Kurier der Bot-

schaft, damit sie vor dem Abgang chiffriert werde. Dieser Kurier war ein deutscher Agent. Unterwegs schrieb er sich den Text ab, und diese Abschrift gelangte nach Berlin. Hier nun, am Ufer des Rheins, zwei Jahre später, überreichte Schellenberg diese Abschrift Masson ...

Der Oberstbrigadier gab das Papier dem SS-General zurück.

«Das beweist nicht, daß Washington meine Dienststelle finanziert. Und das wissen Sie genau, Herr Brigadeführer. Ich nehme an, Sie wollten mir damit nur zeigen, wie gut Ihre Spionage bei uns funktioniert. Aber, Herr General, das war mir auch ohnedies sehr wohl bekannt!»

Ein belustigtes Lächeln erscheint auf den beweglichen Zügen Schellenbergs.

«Was erwarten Sie von mir, Herr Masson?»

Der Oberstbrigadier lächelt nun seinerseits. Die Aussprache nimmt den von ihm vorausgesehenen Verlauf und wird also unweigerlich zum Vorschlag eines Tauschgeschäftes führen:

«Das ist Ihnen ebenfalls nicht unbekannt. Ich habe um diese Unterredung im Einverständnis mit meinem Vorgesetzten, General Guisan, ersucht. Er und der Chef seines persönlichen Stabes, Oberstleutnant Bernard Barbey, sind die einzigen, die wissen, daß ich hier bin. Ich bin hier, um Ihnen zu zeigen, wie sehr wir in Deutschland verkannt werden. Um Ihnen unsern unerschütterlichen Willen zu zeigen, uns gegen jeden Angreifer, welchen immer, zu verteidigen.

Und nebenbei, um Sie zu veranlassen, doch endlich auf die intensive Spionage zu verzichten, die Sie in letzter Zeit bei uns betreiben.»

Masson macht eine Pause, dann sagt er, jedes Wort sorgfältig wägend:

«Es liegt mir daran, Ihnen klarzumachen, daß ich auf dem laufenden bin. Ich komme aber nicht ganz freiwillig, sondern sehe mich gezwungen, um die Heimschaffung meines Leutnants Mörgeli zu ersuchen, den Ihre Dienste in Stuttgart verhaftet haben.»

Ohne Zögern erwidert Schellenberg:

«Bewilligt.»

Die knappe Antwort und die Schnelligkeit der Zusage überraschen Masson. Was wird er nun seinerseits verlangen, dieser Brigadegeneral?

«Andere Wünsche haben Sie nicht, Herr Masson?»

Der Oberstbrigadier ist einen Augenblick verdutzt. Was beabsichtigt dieser SS-Offizier? Macht er sich über ihn lustig? Sein gewinnendes Lächeln ist erschreckend. Nun, jedenfalls kann er auf seine Frage ja eingehen. Seit 1941 befinden sich zwei Schweizer, Ernst Leonhardt und Franz Burri, zwei Verräter im Dienste der Nazis, in Wien und haben da eine Agentur errichtet, «Die Internationale Presse-Agentur», mit der sie eine heftige Hetzkampagne gegen die Eidgenossenschaft betreiben und es besonders auf General Guisan und das Prinzip der schweizerischen Neutralität abgesehen haben. Ueber Lörrach, bei Basel, dringen ihre Schriften in großer Zahl in die Schweiz ein.

«Kennen Sie die ‚Internationale Presse-Agentur', General Schellenberg? Ihre Machenschaften stören uns. Wenn Sie die Quelle dieser tendenziösen Propaganda verstopfen könnten ...»

«Bewilligt.»

Schellenberg steht auf, er wendet sich Masson zu: «Ich bin der Wortführer des Reichs, wenn ich Ihnen sage, es liege uns sehr daran, daß keine Wolke die Beziehungen zwischen unseren beiden Ländern trübe. Die Schweiz ist ein neutrales Land und soll es bleiben. Im Krieg wird eine Lunge benötigt. Die Schweiz kann diese Lunge sein. In einem Monat oder wenig später wird Mörgeli zu Ihnen zurückkehren. Uebrigens ist Ihnen wahrscheinlich nicht bekannt, daß sich in Berlin, im Auswärtigen Amt, bei Ribbentrop ein reichlich schwarzes ‚Dossier Masson' befindet, das von eben diesen Burri und Leonhardt gespeist wird. Ich werde versuchen, es mir zu verschaffen. Ich kann sehr viel erreichen, Herr Masson. Nur ein Beispiel: Herr Rothmund, der Vorsteher Ihrer Bundespolizei, hat nur dank mir innerhalb von vierundzwanzig Stunden ein Visum nach Berlin bekommen, um dort über gewisse Fälle von geheimen Grenzübertritten zu verhandeln. — Jetzt kehren wir ins Hotel Bahnhof zurück und wollen etwas genießen. Es gibt Dôle, ich weiß, Sie schätzen diesen Wein. Nachher wird Sie Sturmbannführer Eggen bis zur Brücke von Koblenz fahren, das sind kaum zwei Kilometer. Ich nehme an, Sie wünschen recht bald wieder in der Schweiz zu sein.»

Der SS-General stößt einen schweren Seufzer aus: «Ein schönes Land, die Schweiz!»

Die erste Runde dieses geheimen Ringens der Schweiz und Deutschlands endet anscheinend zum Vorteil von Oberstbrigadier Masson. Diskussionslos hat er das Gewünschte bekommen. Einen Gegendienst hat Schellenberg nicht verlangt.

Aber dieses erstaunliche Entgegenkommen Schellenbergs ist natürlich nicht unberechnet. In dieser dramatischen Partie zwischen der Schweiz und Deutschland eröffnet Schellenberg das Spiel mit einem meisterlichen Zug: dank der Erpressung mit dem Leutnant Mörgeli hat er Masson die Initiative der ersten Fühlungnahme überlassen. In der Sprache der Spionagedienste heißt dies «seinen Kunden zubereiten». Sollte diese Zusammenkunft in Waldshut und auch die anderen, die nachfolgen werden, je publik werden, so wird der Vorsteher des schweizerischen Nachrichtendienstes die Verantwortung dafür tragen. Sollten die Alliierten je davon Wind bekommen, wird ihnen die Schweiz verdächtig erscheinen, als habe sie Tendenzen, gegen ihren Willen und ihre Interessen eine Annäherung an das Reich zu suchen. Walter Schellenberg, zweifellos einer der bemerkenswertesten Geheimagenten des letzten Krieges, hat wieder einmal Scharfsinn und weite Voraussicht bewiesen...

Seine Weitsicht reicht sogar weiter, als an jenem Tag geahnt werden konnte. Mit Mörgelis Begnadigung hat er sich die Schweiz «verpflichtet», und dies,

ohne seine hintergründigen Absichten zu enthüllen. Er weiß jetzt, daß die Tore dieser letzten Insel der Freiheit in Europa ihm nie gänzlich verschlossen bleiben werden. Er hat einen Fuß in den Türspalt geschoben, und das wird es ihm eines Tages erleichtern, eine ziemlich schwierige Aufgabe zu einem glücklichen Ende zu führen, bei der für Deutschland viel auf dem Spiel steht. Man könnte sogar sagen, daß die ganze Zukunft des Dritten Reiches davon abhängt...

«Ich habe ernste Sorgen um die Sicherheit des Führers»

Ermatingen, eine große schweizerische Ortschaft am Ufer des Untersees. Rechts vom kleinen Hauptplatz steht ein Gasthaus, in dem Napoleon einst übernachtet haben soll. Von diesem Platz aus führt eine Straße in vielen Windungen über einen Hügel und durch einen dichten Wald nach Sonterswil. Vorher, ungefähr anderthalb Kilometer von Ermatingen entfernt, verläuft diese Straße auf einer kleinen Hochebene und hier durch eine Lichtung. In ihrer Mitte erhebt sich ein Gebäude aus dem 16. Jahrhundert, ein sogenanntes «Schloß». Von seinen Fenstern aus genießt man eine herrliche Aussicht über den Bodensee. Das ist Schloß Wolfsberg, das dem Hauptmann Meyer gehört, der auch unter dem Namen Schwertenbach bekannt ist.

In diesem Schloß treffen sich der SS-General Walter Schellenberg und Oberstbrigadier Roger Masson ein zweites Mal, am Morgen des 16. Oktober 1942, an einem Freitag. Diesmal hat der SS-Offizier die Initiative ergriffen. Sein Untergebener, der Sturmbannführer Eggen, hat einige Tage vorher den Hauptmann Meyer wissen lassen «daß es gut wäre, wenn die verständnisvollen Beziehungen zwischen den beiden Chefs der deutschen und der schweizerischen Geheimdienste nicht erkalten würden. Schellenberg möchte gern einmal nach der Schweiz kommen ...»

Mit der Einwilligung von General Guisan erklärte sich Oberstbrigadier Masson bereit, den SS-Charmeur an einem abgelegenen, ruhigen Ort zu empfangen. Meyer schlug sein Schloß vor, das an einer wenig begangenen Straße liege, in schönster Einsamkeit und weit entfernt von allen menschlichen Behausungen.

Denn es versteht sich, daß die Anwesenheit des SS-Generals unbemerkt bleiben muß. Die öffentliche Meinung in der Schweiz ist gegen die Deutschen äußerst aufgebracht. Die Schuld daran trägt der Gauleiter Bohle. Ihm unterstehen die deutschen Nazis im Ausland, und am 4. Oktober 1942 hat er sich nach Zürich begeben, um im Hallenstadion gemeinsam mit allen in der Schweiz niedergelassenen Deutschen das Erntedankfest abzuhalten. Eine groß aufgezogene Nazi-Feier, mit heftigen Reden, lauten Kriegsgesängen. Ein schlimmer Regiefehler! Denn die Schweizer waren von dieser Kundgebung alles

andere als entzückt und protestierten heftig dagegen. Der Bundesrat sah sich sogar genötigt, alle Versammlungen von Ausländern auf Schweizer Boden zu untersagen.

Kommt hinzu, daß man in Ermatingen, so nah bei der deutschen Grenze, die Nazis ganz besonders haßt, da man genau weiß, die braunen Herrschaften haben die Einverleibung der Schweiz auf dem Programm, und bei einem Einfall würden hier natürlich die ersten Leidtragenden sein. Die von der Nazipropaganda verteilten Landkarten lassen hierüber keinen Zweifel. Das künftige Europa ist darauf so dargestellt, daß die Grenzen des großdeutschen Reiches, die bekanntlich tausend Jahre gelten sollen, die ganze deutschsprachige Schweiz einschließen. Man weiß also über die Absichten des deutschen «Führers» Bescheid. Und man liest auch die deutsche Presse, die unaufhörlich über die Schweiz loszieht und ihr für später eine Sonderbehandlung in Aussicht stellt, mit der man sie schon bezwingen werde. Die Schweizer Presse erwidert diese Attacken mit solcher Heftigkeit, daß Oberstbrigadier Masson sich deswegen Sorgen macht.

Er hat erfahren, daß in Ribbentrops Auswärtigem Amt Dossiers über jene Schweizer Journalisten geführt werden, die sich dem Dritten Reich gegenüber besonders feindselig verhalten. Abgesandte aus Berlin haben schon einmal vom Bundesrat die Entfernung der Chefredaktoren von drei der wichtigsten Presseorgane der deutschen Schweiz gefordert und

auch jene des Leiters der Schweizerischen Depeschenagentur, dessen Radiomitteilungen zu einseitig seien. Dieses anmaßende Begehren war ohne Wirkung geblieben; darum hatte der Pressechef des Auswärtigen Amtes, Legationsrat Schmidt, von Berlin aus diese Journalisten öffentlich in die Acht erklärt: nach der Besetzung der Schweiz würde man diese Herren in die Steppen Asiens verschicken, wenn nicht gar ins Jenseits. Das nennt man in Berlin die «Blutschuldthese», die so lautet: «Fließt Blut in der Schweiz, so wird die Presse, und nur diese, dafür verantwortlich sein.»

Oberstbrigadier Masson, der die geheimen Besprechungen und die diplomatischen Verhandlungen bevorzugt, ist mit der Haltung seiner Landsleute nicht ganz zufrieden: «Die Möpse sollten die Doggen nicht herausfordern», sagt er manchmal zu Oberstleutnant Barbey, dem Chef von General Guisans persönlichem Stab. Er bemüht sich vergebens, diese offene Anfeindung der Deutschen etwas zu dämpfen.

Und nun hat er also seinen Chauffeur Renaud in einem schnellen Wagen nach Ermatingen geschickt, damit er im Morgengrauen des 16. Oktober 1942 Schellenberg und Eggen abhole und sie nach Wolfsberg bringe. Sie tragen natürlich Zivil, und kein Mensch ahnt, wer sie sind. Außer Meyer und Masson befindet sich in Wolfsberg auch der Hauptmann Paul Holzach. Sie empfangen die zwei SS mit betonter Herzlichkeit. Die beiden Deutschen werden bis

Sonntagabend bleiben. Das ist ein schönes, langes Wochenende. Sie werden das Schlößchen nicht verlassen. Zwar ladet der sonnige, warme Herbst zu einem Waldspaziergang ein. Doch fordert man den Zufall besser nicht heraus. Bekanntlich fällt man meist gerade dann auf, wenn man es am wenigsten wünscht...

Oberstbrigadier Masson hat an diesem Oktobertag des Jahres 1942 nicht geknausert. Von dieser Zusammenkunft verspricht er sich viel. Um für einen sanften Vorstoß eine günstige Atmosphäre zu schaffen, braucht es Entspannung, gutes Essen. Also wird das Beste aufgetragen, an Speisen und an Weinen.

In diesen drei Tagen zeigt sich Schellenberg von seiner besten Seite; als prächtiger Unterhalter, der er ist, produziert er sich in Balanceakten, Kartenkunststücken, Taschenspielen. Und wenn man später vor dem wärmenden und knisternden Kamin plaudert, erzählt er die Geschichte seines Lebens.

Er kam als das jüngste von sieben Kindern im Jahr 1910 im Saarland zur Welt und lernte gerade noch die schweren Zeiten des Ersten Weltkrieges kennen. Als Siebenjähriger erlebte er in Saarbrücken seinen ersten Fliegerangriff, als die Franzosen das Städtchen bombardierten. Die strenge Winterkälte, der Hunger, das Elend jener Jahre prägten sich tief in sein Gedächtnis ein.

Der Vater war Klavierbauer, um 1923 im verarmten Deutschland kein glänzender Beruf. Darum wech-

selte die Familie den Wohnort, sie zog nach Luxemburg. Im Sommer 1929 immatrikuliert sich Schellenberg an der Bonner Universität und studiert zwei Jahre lang Medizin, dann sattelt er um zur Juristerei. Die kurz darauf ausgebrochene Weltwirtschaftskrise und die Not, die die ob des politischen Weimarer Klimas verzweifelten Deutschen befällt, nehmen auch die Schellenbergs nicht aus. Der junge Student bewirbt sich um ein Stipendium, und der Kurator, mit dem er deswegen verhandelt, macht ihm klar, seine Aussichten würden sich wesentlich verbessern, wenn er Mitglied der Nationalsozialistischen Partei und der SS-Organisation wäre. So gerät er in die Mühle. Es ging denkbar einfach zu.

Wie er zum Sicherheitsdienst kam? Auch das war einfach. Als er einmal einen Vortrag über die Entwicklung des germanischen Rechts hielt und dabei — 1934 — die katholische Kirche heftig angriff, wurde der damalige Leiter des Sicherheitsdienstes, Reinhard Heydrich, auf ihn aufmerksam. Zwei Bonner Dozenten, die zugleich Heydrichs Ratgeber waren, legten ihm nahe, dem Sicherheitsdienst beizutreten. Alles ging in seinem Leben wie am Schnürchen. Auch sein beispielloser Aufstieg beruht nur darauf, daß er zäh und fleißig arbeitete, und keineswegs auf Protektion, wie das allerdings unter dem Nationalsozialismus oft der Fall war. Die Freude an der Arbeit ließ ihn seine früheren Mühsale vergessen. Und daß Himmler nach Heydrichs Tod ihm so großes Vertrauen schenkte, liegt vor allem an seiner blen-

denden juristischen Bildung und an seiner guten Kenntnis der westeuropäischen Welt. Schellenberg ist allen so unentbehrlich, daß der Reichsführer sogar seinen Leibarzt, Dr. Karsten, einen dem Nationalsozialismus blind ergebenen Finnländer, mit seiner ärztlichen Betreuung beauftragt hat. Schellenberg hat nämlich eine schwache Leber. In Berlin begegnet Schellenberg, dienstlich bedingt, des öftern Admiral Canaris, dem Leiter der «Abwehr», also des Nachrichtendienstes im Reichskriegsministerium bzw. der Wehrmacht. Trotzdem sich die beiden beargwöhnen, reiten sie dann und wann zusammen aus. Dabei sind sie unbelauscht, und es kommen Dinge zur Sprache, die nicht für jedermanns Ohren sind. Für Walter Schellenberg zählt in erster Linie nicht seine Stellung und nicht seine Arbeit, sondern seine Gattin Irene, eine Polin, die er 1940 in zweiter Ehe geheiratet hat, und seine fünf Kinder aus erster Ehe. Er ist ein Gemütsmensch, und darum genießt er es auch so sehr, einmal in der Schweiz zu sein und sich von seiner anstrengenden Tätigkeit einige Tage sorgenfrei zu erholen.

Einer solchen Entspannung bedarf er dringend, versichert er. Man neidet ihm seine Stellung und bereitet ihm viele Schwierigkeiten. Und immer so in Abwehrstellung zu sein greift natürlich die Nerven an, besonders weil diese Neider bei Gelegenheit auch gefährlich werden könnten. In diesem leicht verrückten Dritten Reich, in dem so viel intrigiert und komplottiert wird, ist alles möglich ...

Aber ist der SS-Charmeur wirklich nach der Schweiz gekommen, nur um solche Geschichten zu erzählen? Hat er keine andere Absicht als die, sich auszuruhen? Dies wäre mit seinem Temperament und seinen Funktionen kaum vereinbar. Auf seine frühere Unterredung mit Masson ist er nicht zurückgekommen.

Meyer, Holzach und Major Eggen ziehen sich bisweilen zurück, um sich über Holzgeschäfte zu unterhalten. Zum Dank für sein Entgegenkommen und seine Gastfreundschaft verspricht der SS-Sturmbannführer dem leidenschaftlichen Reiter P. Meyer einen schönen Fuchs und dazu noch das Gemälde eines alten Meisters.

Zwischen Masson und Schellenberg ist mehr vom Krieg und vom großen Elend, das er mit sich bringt, die Rede. Der deutsche General läßt gelegentlich durchblicken, daß es für das Reich wünschbar und vernünftig wäre, mit dem Westen einen Kompromißfrieden zu schließen, unter Beibehaltung der Grenzen vom September 1939; dann könnte die Wehrmacht sich endlich mit ganzer Wucht im Osten auf den Bolschewismus werfen. England ist noch zu schwach, um eine zweite Front zu eröffnen; das ihm in Aussicht gestellte amerikanische Material läßt auf sich warten. Der Augenblick ist ungewöhnlich günstig. Werden nämlich die Vereinigten Staaten einmal ihre ganze Kraft entfalten, dann wird das bestehende Gleichgewicht zum Nachteil Deutschlands gestört sein.

Schellenberg versichert, diese heikle Frage schon einmal mit Himmler besprochen zu haben, in Schitomir, an der russischen Front, vor zwei Monaten, im August 1942. Damals versuchte er auch dem Reichsführer klarzumachen, daß das geplante neue Europa sich ganz gut nach dem Muster der Schweiz einrichten ließe. Und daß die Eidgenossenschaft eine Brücke zwischen Deutschland und dem Westen darstelle und eine nützliche Drehscheibe für den Waren- und Devisenhandel sei. Himmler habe ihm seine Zustimmung zu solchen Annäherungsversuchen an den Westen gegeben. Schellenberg meint auch, daß er es auf sich nehmen würde, noch vor Weihnachten 1942 Hitler davon zu überzeugen, daß er Ribbentrop entlassen müsse, diesen hartnäckigen Gegner eines jeden Separatfriedens. Eine eher traurige Figur, dieser Reichsaußenminister! Ehemaliger Champagnerreisender, gewöhnlich Ribbensnob genannt, der Geliebte Edda Cianos, der Tochter des Duce ...

Dieses Geschwätz interessiert Oberstbrigadier Masson nur mäßig. Denn bei alledem kommt Schellenberg nicht auf den Grund seines Kommens zu sprechen, der angeblich so wichtig ist, daß er auf diese Unterredung geradezu gedrängt hat. Will er Engländer treffen, dann möge er es doch sagen; man wird ihn gewiß nicht daran hindern, nach Bern zu fahren.

Aber Schellenberg hat eine Fühlungnahme mit den Engländern schon lange angebahnt. Nicht vergebens schickt er seinen sichersten Agenten immer wieder

in geheimer Mission nach Bern. Da ist Jahnke, ein baumlanger Pommer und ein erfindungsreicher Bursche wie kaum ein anderer. Er war schon vor Hitler einer der fähigsten deutschen Geheimagenten. Dann wurde er, 1935, der Spionage-Experte von Rudolf Heß. Später beanspruchte ihn Schellenberg für sich, weil Jahnke gute Beziehungen zu Tschiangkaischek und anderen mächtigen Familien des alten China hat. Auch mit den Japanern steht er gut. Als er sich nach 1920 in den Vereinigten Staaten niederließ, eröffnete er ein Leichentransportgeschäft. Alle Chinesen wollen in der Heimat beerdigt sein; diesem Wunsch entsprach der brave Jahnke zum Preis von tausend Dollar pro Sarg. Diese Tätigkeit und die dabei angeknüpften Beziehungen haben aus Jahnke den deutschen Spezialisten für fernöstliche Fragen gemacht. In dieser Eigenschaft entsendet ihn Schellenberg auch öfters offiziell nach Bern. Das dient aber nur zur Tarnung seiner eigentlichen Aufgabe: mit den Briten Fühlung zu nehmen und ihnen klarzumachen, daß es in der Umgebung des Führers Leute gebe, mit denen sich reden lasse, die keine Fanatiker seien ...

Der letzte Abend verstreicht, ohne daß Schellenberg den Grund seines Kommens bekanntgibt. Masson zögert noch, aber weil die Stunde der Abfahrt der beiden SS naht, entschließt er sich, seinen Streich zu führen. Anscheinend wie nebenbei erwähnt er ein für die Schweiz unter Umständen kompromittierendes Dokument.

Es handelt sich dabei um folgendes. In der Zeit

der «Drôle de guerre», also im Zeitabschnitt nach Abschluß des Polenfeldzuges und vor der deutschen Offensive im Westen Anfang Mai 1940, bestand durchaus die Wahrscheinlichkeit, daß die deutsche Wehrmacht versuchen könnte, durch die Schweiz und an der Maginotlinie vorbei in Flanke und Rükken der gegen das Dritte Reich aufmarschierten französischen Armeen zu gelangen. Darüber mußte sich das schweizerische Armeekommando selbstredend Gedanken machen, und nicht nur das: es mußte alle Vorkehren treffen, um den im Bereich der Möglichkeiten liegenden Durchbruch erfolgreich verhindern zu können. Das erforderte nun aber eine sorgfältige Abstimmung des schweizerischen Dispositivs mit demjenigen der französischen Armeen, welche westwärts der Schweizer Grenze aufmarschiert waren. Es setzten sich in der Folge schweizerische mit französischen Generalstabsoffizieren zusammen, um die dann gemeinsame Abwehr zu planen und die sich für die verschiedenen möglichen Fälle ergebenden Befehle auszuarbeiten. Diese Befehlssammlung war nicht für die deutschen Augen bestimmt. Aber sie mußte vorhanden sein, und es durfte nichts dem Zufall überlassen bleiben. Von diesen Beratungen schweizerischer mit französischen Generalstabsoffizieren wußte der schweizerische Bundesrat nichts.

Diese Befehlssammlung mitsamt den vorausgegangenen generalstäblichen Studien gelangte in deutsche Hände. Oberstbrigadier Masson weiß es erst

seit kurzem. Es war ihm aber bereits bekannt, als er Schellenberg in Waldshut traf. Er erfuhr es auf folgendem Weg:

Als im Jahre 1940 der Oberbefehl der französischen Armee von General Gamelin auf General Weygand überging, ließ jener einen Zug, der die Archive beförderte, auf einem Nebengeleise im Bahnhof Charité-sur-Loire stehen. Am 19. Juni entdeckten die Deutschen diesen Zug und meldeten es dem Generalmajor Ulrich Liß, dem Leiter einer der Abwehrdienststellen der Wehrmacht. Liß ließ den Zug genau durchsuchen und bemächtigte sich einer erstaunlichen Beute: einer Anzahl Kisten voller Geheimdokumente, die man zu zerstören vergessen hatte.

«Als diese Dokumente gefunden wurden», so berichtet Generalmajor Ulrich Liß, «hatten sie nur noch historischen Wert, mit Ausnahme einer höchst interessanten Befehlssammlung.»

Liß hebt zwei Stellen aus diesen Dokumenten hervor:

«Am 14. April 1940 ersucht General George, der Befehlshaber der Nordfront, Gamelin um die Aufstellung einer Streitmacht von neun Divisionen, die gegebenenfalls mit der Schweiz zusammenarbeiten soll.»

«Am 20. März 1940 erwähnt General Prételat ein Interventions-Detachement, das sich aus der 13. und 17. Infanteriedivision und aus der 2. Spahibrigade des VII. Armeekorps der 8. Armee zusammensetzt, und dessen Aufgabe es im Falle eines deutschen An-

griffs auf die Schweiz sein sollte, durch den Ramstel bei Dornach die Verbindung mit dem linken Flügel der Schweizer Armee aufzunehmen.»

Sollte Hitler je Kenntnis dieser Dokumente erlangen, so würde er sie dann, wenn ein deutscher Angriff auf die Schweiz erfolgen sollte, unweigerlich laut vernehmbar als den Beweis für die Preisgabe der schweizerischen Neutralität hinstellen und die militärischen Folgen daraus ziehen. Holland hatte er schon unter einem weit dürftigeren Vorwand überfallen. In Polen drang er auf Grund fadenscheiniger Beschuldigungen ein, deren Unterlagen ihm von seinen Dienststellen zubereitet worden waren.

Masson hatte schon sehr früh erfahren, daß General Gamelins Kommandozug im Juni 1940 von den Deutschen erbeutet worden war, doch über den Verbleib der Dokumente wußte er nichts. Eines Tages, im Juni 1942, teilte ihm der deutsche Legationsrat in Bern, Theo Kord, mit dem er die besten Beziehungen unterhielt, vertraulich mit, daß der Staatssekretär im Auswärtigen Amt, von Weizsäcker, ihm darüber einen Wink gegeben habe. Diese Befehlssammlung lag in Berlin und konnte jederzeit gegen die Schweiz verwendet werden.

Masson hatte sich schon lange vergebens überlegt, wie er diese Mine entschärfen könnte. Dann kam das erste Zusammentreffen mit Schellenberg, auf dem dieser das merkwürdige Entgegenkommen bewies. Mit der Affäre Mörgeli schien er es ganz besonders auf irgendwelchen rätselhaften Gegendienst

abgesehen zu haben. Diese Absichten möchte Masson jetzt genauer erforschen; darum bringt er jene Konvention vor, als den teuersten Artikel, den er anzubieten hat, damit Schellenberg sich endlich veranlaßt sehe, ihm zu sagen, was er im Tausch gegen diese Konvention einzuheimsen hofft. Masson spielt den Leutseligen und Offenherzigen:

«Herr Brigadegeneral», sagt er heiteren Tones, «Sie versichern mir immerzu, der beste Freund der Schweiz zu sein. Ich würde Ihnen gern Gelegenheit geben, es einmal so richtig zu beweisen. Was gedenken Sie mit der sich in deutscher Hand befindlichen Befehlssammlung zu tun?»

Walter Schellenberg zeigt sich nicht überrascht. Ein leises Lächeln schwebt auf seinen Lippen. Er gibt zu, diese Akten zu kennen. Und er begreift auch vollkommen, daß dieses Papier für die schweizerische Armeeleitung peinlich ist. Um seine große Freundschaft für die Schweiz zu beweisen, werde er diese Papiere gleich nach seiner Rückkehr nach Berlin vernichten lassen. Bern könne sich darauf verlassen, daß sie nie wieder zum Vorschein kommen würden.

Nun wird er aber bestimmt mit seinen eigenen Wünschen herausrücken, denkt Masson. Er wartet. Nichts ereignet sich.

Als er sich von seinem Gastgeber verabschiedet, sagt Schellenberg nur noch:

«Schwere Sorgen bereitet mir die Sicherheit des Führers.»

Erst in diesem Augenblick erinnert sich Masson, während der drei Tage diesen kurzen Satz aus Schellenbergs Mund schon einigemal gehört zu haben:

«Schwere Sorge bereitet mir die Sicherheit des Führers.»

In den folgenden Wochen verfolgt dieser Satz Masson unaufhörlich; bei Tag und bei Nacht denkt er diesem Satz nach, und mit jedem Mal wird er schwerer an Bedeutung. Er teilt sein Unbehagen General Guisan mit. Ueber die beiden Zusammenkünfte mit dem deutschen SS-Offizier hat er dem Oberbefehlshaber der Schweizer Armee einen ausführlichen Bericht erstattet, den er selber aufsetzte, damit er niemandem sonst zur Kenntnis komme. Aber je weiter diese beiden Begegnungen zurückliegen, desto beunruhigender wird für Masson deren Analyse.

Dieser undurchsichtige SS-Brigadeführer verwirrt ihn. Die schlangenhaft vorsichtige Annäherung, das hinterhältige Entgegenkommen sind zu deutliche Anzeichen dafür, daß er dem, was er in der Schweiz zu finden hofft, den höchsten Wert beimißt. Er will sich Masson erst einmal verpflichten, um mit dem als Gegendienst Verlangten erst dann herauszurücken, wenn der Partner es ihm schlechterdings nicht mehr verweigern kann. Noch ist es Zeit, ihn «abzuschütteln».

Ende 1942 kann es sich die Schweiz nämlich nicht leisten, auch nur die geringste Chance zu verpassen. Ihr Ueberleben ist gefährdet. Der Wind weht für sie nicht günstig. Sie hat den Alliierten zu viele Beweise

ihrer Sympathie gegeben. Ihre Luftabwehr und ihre Jagdflugzeuge, die 1940 bei der Zurückweisung der deutschen Luftwaffe so eifrig und so tüchtig waren, sind heute anscheinend nicht imstande, die massiven Wellen britischer Bomber aufzuhalten, die Nacht für Nacht ihren Luftraum verletzen, um in Norditalien und Süddeutschland Tod und Verderben zu bringen.

Insgeheim setzen viele Schweizer seit langem schon auf den Sieg der Alliierten. Trotz der scharfen Ueberwachung von seiten der Achsenmächte, die sie allseitig einkreisen, schickt die Schweiz noch immer in großer Zahl Zweikilopakete nach London, die Uhrenbestandteile enthalten, die sich sehr wohl als Zeitzünder verwenden lassen.

Dieses Entgegenkommen hatte allerdings nicht die gewünschte Wirkung. Zwar gestatteten die Engländer, die praktisch das Meer beherrschten, während einiger Monate die Durchfahrt mehrerer Frachter aus Uebersee, deren Ladung dann in plombierten Wagen durch Frankreich nach der Schweiz rollte. Doch kürzlich haben sie diese schwache Zufuhr wieder unterbunden. Sie werfen der Schweiz einen zu intensiven Handel mit dem Dritten Reich vor. Sie wollen nicht begreifen, daß diese Tauschgeschäfte für die Schweiz von lebenswichtiger Bedeutung sind.

Aus Deutschland bezieht die Schweiz Kohle, Eisen, Erdöl, Benzin, Zucker, Alkohol, lauter für sie unentbehrliche Produkte. Ihrerseits liefert sie nach Deutschland Käse, Butter, Fleisch, Werkzeugmaschinen und sogar Waffenbestandteile und Munition.

Der Einkäufer dieses Materials ist Walter Krüger, Assistent des deutschen Militärattachés in Bern und Vertrauensmann des OKW. Und das ist auch der Grund, warum auf jeder schweizerischen Bahnstation die Güterwagen und deren Bestimmung tagtäglich von britischen Geheimagenten überwacht werden. Andere dringen in die Fabriken und schnüffeln nach Art und Menge der Produktion. Massons Agenten kennen die meisten von ihnen. Aber sie lassen sie machen . . .

Die zeitweise britische Behinderung ist für die Schweiz unangenehm, aber nicht tödlich. Das fehlende Getreide baut sie so weit als möglich selber an. Ein bis dahin unbekannter Agronom, F. T. Wahlen, war schon am 8. März 1938 von Hermann Obrecht, dem Vorsteher des Eidgenössischen Volkswirtschafts-Departementes, als Sachverständiger für diesen Mehranbau berufen worden, und zwei Jahre später bewies er, was er vermochte. Er prüfte auf das genaueste die Produktionskapazität des schweizerischen Kulturbodens und entwarf einen detaillierten Plan für die bevorstehende Anbauschlacht. Seit 1940 wird in der Schweiz aller schlechte Boden unermüdlich entwässert und entsteint. Man rodet Gebüsche, Gehölze, überflüssige Waldausläufer. Rasenflächen, Blumenbeete, Spielplätze verschwinden. Ueberall wird angepflanzt: Weizen und anderes Getreide, Kartoffeln, Zuckerrüben, Gemüse; Raps und Mohn, aus denen Speiseöl gewonnen wird. Dieser riesige Mehranbau beruht auf einer genauen Berechnung

des Kalorien- und Vitamingehaltes. Der Erfolg ist durchschlagend. Die angebaute Fläche nimmt von 187 000 auf 366 000 Hektaren zu, die Kartoffelproduktion von 80 000 auf 180 000 Wagen, die von Gemüse von 23 000 auf 50 000 Wagen; die Getreidefläche allein vermehrt sich von rund 136 000 auf rund 216 500 Hektaren. Und die Möglichkeiten sind bei weitem noch nicht ausgeschöpft.

Diese Mobilisierung aller verfügbaren Kräfte, die der Wahlen-Plan vorsah, rettet die Schweiz vor den wirtschaftlichen Folgen der Umklammerung. Insofern kann General Guisan beruhigt sein. Seine Sorgen sind anderer Art. Die eigentliche Ursache der Unzufriedenheit der Alliierten ist der Transit deutscher Güterzüge nach Italien durch die Schweiz; ferner die den Deutschen gewährten Kredite sowie die undurchsichtige Tätigkeit der Schweizer Banken. Auf diesem Sektor ist Guisan machtlos. Zwar werden gelegentlich Deutsche ausgewiesen, die man beim Verschieben von Geld und Wertpapieren ertappt; aber das sind nur Tropfen im Meer.

Bei Kriegsende werden die Alliierten die Behauptung aufstellen, daß das von den Deutschen in Europa geraubte und in den Safes der Schweizer Banken liegende Gold den Betrag von 800 Millionen damaliger Franken erreiche. Schon am 5. Januar 1943 haben sie über die Presse die Neutralen, also auch die Schweiz, gewarnt, dieses Raubgold entgegenzunehmen, dessen Betrag sie in jenem Zeitpunkt auf 585 Millionen Dollar schätzten. Die Amerikaner wie-

derholen diese Mahnung am 23. Februar 1944. Man könnte meinen, die Schweizer Bankiers läsen keine Zeitungen und hörten nie das Radio.

In der Summe von 800 Millionen ist das belgische Gold nicht inbegriffen, dessen Geschichte so traurig ist:

Im Jahre 1939 vertraute die Belgische Staatsbank einen Teil ihrer Goldreserve der Bank von Frankreich an, mit dem Ersuchen, es notfalls in Sicherheit zu bringen. Ende März 1940 mahnte Belgien die Franzosen, dieses Gold in Bordeaux auf einen britischen Kreuzer zu verladen, der es nach London bringen würde. Die Franzosen verluden dieses Gold auf ein französisches Schiff mit Bestimmung Dakar ...

Am 29. Oktober 1940 verpflichtete sich die Bank von Frankreich, den Belgiern dieses Gold zurückzugeben. Aber Pierre Laval dachte anders und schickte es nach Berlin, wo es als Kriegsbeute in Empfang genommen wurde. Umgeschmolzen und mit falschen Prägestempeln und Herkunftspapieren versehen, wanderte dieses Gold nach der Schweiz. Die Direktion der Schweizerischen Nationalbank erinnerte sich später, einmal einen Posten Gold unbekannter Herkunft im Betrag von 378,6 Millionen Schweizer Franken in Empfang genommen zu haben. Ein weiterer Posten von 153 Millionen Schweizer Franken wurde von der Reichsbank in Bern in Depot gegeben, der später unbekannten Dritten verkauft wurde. Als dann im Jahre 1945 Frankreich der Belgischen Staatsbank den Gegenwert des ihr anvertrauten

Goldes zurückerstattete und sodann von der Schweiz das von den Deutschen transferierte Gold zurückforderte, wurde in Bern erklärt, daß sich in den Kellern der Nationalbank nur noch 160 Millionen dieses Raubgoldes befänden. Die Differenz von 218,6 Millionen Schweizer Franken habe die Bank im Zusammenhang mit der Abwicklung ihrer Geschäfte längst weiterverkauft. Um in den Besitz der erwähnten 160 Millionen zu gelangen, genüge allerdings ein einfacher Rekurs.

In der Voraussicht, die er schon 1942 hatte, es werde die Schweiz bei Kriegsende vor unangenehmen Problemen stehen, legte Masson damals so großen Wert darauf, den Kontakt mit Schellenberg nicht zu verlieren, der so deutlich seinen Willen kundgab, mit den Alliierten zu verhandeln. Sollte der SS-General damit Erfolg haben, so würde die Eidgenossenschaft von dem sich einstellenden Gefühl der Erleichterung wahrscheinlich Nutzen ziehen. Man würde diesen Erfolg zu ihren Gunsten buchen. Schellenberg braucht diese Verhandlungsbereitschaft nur deutlicher zu äußern, und die Schweizer Grenze wird ihm offenstehen. Man wird ihn allerdings sorgfältig überwachen.

Wie gesagt, die Schweiz muß jede Chance wahrnehmen. Ihr Ueberleben ist keineswegs gesichert. Im Jahre 1942 zeigt das Dritte Reich wohl schon vereinzelte Ermüdungserscheinungen, aber seine Niederlage steht bei weitem noch nicht fest. Also muß weiterhin laviert werden. Auf der einen Seite muß

man für den Fall eines Sieges der Alliierten Beweise seines guten Willens geben. Für die Kämpfer der französischen Resistance öffnen sich die Schweizer Grenzen weit. Die Zeugnisse über diese tägliche geheime, wirksame Hilfe, welche die Schweiz jenen angedeihen läßt, die den Nazismus bekämpfen, sind zahlreich. Guillain de Bénouville, Michel Hollard, Oberst Groussard, Rémy – um nur die bekanntesten Widerstandskämpfer zu nennen – erwähnen immer wieder diese hilfreiche Komplizität von Schweizern. Und das wird natürlich später der Schweiz zugute kommen. Aber im Jahre 1942 muß man auch nach der anderen Seite entgegenkommend sein. Mag es die Schweizer Behörden auch manchmal sauer ankommen, so muß doch um jeden Preis alles verhindert werden, was Deutschland ernstlich verstimmen und zu einem Gewaltakt verleiten könnte. Auch nach dieser Seite muß man Verständnis zeigen.

Schellenberg trifft am 18. Oktober 1942 wieder in Berlin ein. Der Krieg wütet an allen Fronten, und niemand kann sagen, wie der Ausgang sein wird. Die Amerikaner sind in Guadalcanal, im Stillen Ozean, in erbitterte Kämpfe mit den Japanern verwickelt. Ebenso erbittert wird in den Industriequartieren Stalingrads gekämpft. Und gerade am Tag vorher hat eine starke, aus 94 Apparaten bestehende Staffel der RAF Creuzot bombardiert: 40 Tote und 80 Verletzte sind das traurige Ergebnis. Vorsicht ist für die Schweiz geboten. Nur keine Schwierigkeiten mit dem Dritten Reich! Uebrigens hat schon am 17.

Oktober, in Gegenwart des Vorstehers des Militärdepartementes Kobelt, in Lausanne ein Fußballmatch Schweiz — Deutschland stattgefunden, der von den Deutschen 5:3 gewonnen wurde. Das beweist erneut die guten Beziehungen zwischen den beiden Ländern. Schellenberg kann zufrieden sein. Er weiß nun, daß die Schweiz an der Macht des Dritten Reichs nicht zweifelt und an der Fortsetzung des Gesprächs interessiert ist.

Die beiden Irrtümer Roger Massons

«Die universellste Eigenschaft der Geister ist deren Unterschiedlichkeit», schreibt Montaigne. Walter Schellenberg, der die Essais des französischen Moralisten kennt, ist von der Richtigkeit dieses Satzes so durchdrungen, daß er ihn hat einrahmen lassen. Er hängt unter Glas an der Wand seines Arbeitszimmers hinter seinem Sessel. Er ist sein Lieblingspruch, sein Glaubensbekenntnis. Und in der Tat, er auf der einen Seite, Masson auf der anderen könnten nicht verschiedener sein.

Dieser fragt sich, wann Schellenberg seinen Berliner Fuchsbau wieder verlassen werde. Schellenberg wägt seinerseits nur den richtigen Zeitpunkt ab. Ende 1942 hat er allerdings auch andere Sorgen. Ihm liegt daran, ein paar neue Beweise seiner Durchtriebenheit zu geben.

Der Leiter des Sicherheitsdienstes läßt die Schweiz einstweilen beiseite und legt die letzte Hand an die Operation «Bernhard», deren vornehmstes Ziel die Herstellung einer riesigen Menge falscher Pfundnoten ist. Sobald man sie hat, wird man damit die neutralen Länder überschwemmen, und hoffentlich wird das echte englische Pfund dann gründlich entwertet sein.

Die Idee ist nicht von ihm; sie wurde von Alfred Helmuth Naujocks ausgeheckt und schon im November 1939 von diesem vorgeschlagen. Es ist der gleiche Naujocks, mit dem Schellenberg am 9. November 1939 die beiden britischen Agenten Best und Sevens in Venlo «gepflückt» hat. Dieser gleiche schätzenswerte Naujocks hatte schon früher den Vorwand für die Invasion Polens zubereitet, indem er in der Nacht vom 31. August 1939, gemeinsam mit anderen als polnische Soldaten verkleidete SS, einen Scheinangriff auf die deutsche Radiostation Gleiwitz unternahm.

Naujocks' Projekt war zu simpel. Schellenberg hat es verbessert; er gab ihm den letzten Schliff und die viel größere Tragweite, und heute ist eine gefährliche Waffe daraus geworden. Das so schwer nachahmbare Notenpapier aus reinem Leinen, ohne Zellulose, das erst beschmutzt und dann mit feinen Laugen gewaschen werden muß, wird von der Papierfabrik Spechthausen in Eberswalde bei Berlin hergestellt. Das Stechen der Prägestöcke und der Druck der Noten erfolgen unter der Leitung des SS-Hauptmanns

Krüger in einem unauffindbaren Versteck: in einer Holzbaracke des Konzentrationslagers Oranienburg.

Die Güte dieser Falsifikate ist hervorragend. Gegen Ende des Jahres 1941 begab sich einer von Schellenbergs Beauftragten nach der Schweiz, um einen größeren Posten dieser Noten zu fünf und zehn Pfund zu wechseln. Er behauptete, sie auf dem schwarzen Markt gekauft zu haben und verlangte ausdrücklich, daß sie geprüft würden. Die Bank von England schied nur einen Zehntel dieser Noten als fragwürdig aus, erklärte aber die anderen für vollkommen einwandfrei. Seitdem läßt Schellenberg diese falschen Pfundnoten unter der Hand nach der Schweiz abfließen, wo Dr. Willy Gröhl sie an den Mann zu bringen hat. In Genua und Triest stößt sie Ingenieur Friedrich Schwend ab. Noch lange nach der Preisgabe jener zwei Städte durch die Deutschen wird sich der Handel mit diesen falschen Banknoten dort fortsetzen.

Dann hat Schellenberg noch ein anderes Problem in Arbeit, das Unternehmen «Cicero», eine gut aufgezogene Spionageaffäre, die nach Ende des Krieges die größte Berühmtheit erlangen wird. Der SS-Sturmbannführer Ludwig Moyzisch wurde vom Sicherheitsdienst mit einer Mission in Ankara betraut. Und eben vorhin hat sein Chef einen Bericht von ihm erhalten. Es ist Moyzisch gelungen, eine ausgezeichnete Beziehung zu einem gewissen Eliaza Bazna anzuknüpfen, einem Albaner, der Kammerdiener des britischen Botschafters Sir Hugh Knatchbull-Huges-

sen ist. Von dieser Verbindung verspricht sich Moyzisch viel. «Ausgezeichnet, weitermachen!» antwortet Schellenberg. Aber wie den sehr geldhungrigen Bazna zufriedenstellen? Nun, das ist kein Problem. Der SS-General zögert keinen Augenblick, das in Oranienburg hergestellte Pfundgeld für diesen Zweck zu verwenden.

Schellenberg sind die Sorgen des schweizerischen Oberbefehlshabers nicht unbekannt. Soeben feierte Guisan das Weihnachtsfest 1942 mit dem Leichten Regiment 2 in Aarberg. Er war nicht bei der Sache, er schien verstimmt. Die Bewaffnung der Festungswerke des Réduits, besonders in den Glarner Alpen, befindet sich in einem bedauerlichen Rückstand. Auch die Linien im Vorgelände sind infolge der herabgesetzten Mannschaftsbestände zu schwach besetzt. Das ist ein altes Klagelied des Generals. Im Mai 1940 standen an die 700 000 Mann unter den Waffen; schon im August 1940 waren es nur noch 145 000. Im Oktober 1941 betrug der Effektivbestand 130 000 Mann. Im Juni 1942, als die Wehrmacht einen neuen Vorstoß in den Ebenen Rußlands vornahm, waren es knapp 70 000. Im Oktober 1942 stieg der Bestand auf 100 000 Mann. Der Bundesrat findet den Unterhalt einer größeren Truppe zu kostspielig. Die Armee verbraucht in einem Monat soviel wie in Friedenszeiten in einem Jahr.

Am Vormittag des 30. Januar 1943, einem Samstag, erhält ein Luzerner Büro des schweizerischen Nachrichtendienstes eine äußerst wichtige Informa-

tion: Die Vorbereitung und die Durchführung eines deutschen Angriffes auf die Schweiz wurde General Dietl anvertraut! Dietl ist ein Spezialist des Gebirgs- und des Winterkrieges. Der Bericht weiß noch zu melden, daß diese Armee Dietl sich aus Panzerwagen, Fallschirmjägern und Gebirgsjägern zusammensetzt.

Sowohl General Guisan als auch schon vorher Oberstbrigadier Roger Masson streift beim Empfang dieser Nachricht der gleiche Verdacht. Im Kommandoposten Interlaken treffen sie sich, um deren Wert zu beurteilen. Der «Draht», über den sie zu ihnen gelangte, ist über jeden Verdacht erhaben; was sie jedoch in Erstaunen versetzt, ist der Wahrheitsgehalt dieser Information. Gerade am Tag vorher erhielten sie den genauen Plan der Aufstellung der deutschen Truppen in Oesterreich und Bayern. Ihre Agenten bei den Nazis sind immer äußerst zuverlässig. Die verfügbaren Armeebestände in diesem Raum setzen sich aus drei Panzerdivisionen und sieben Gebirgsdivisionen zusammen. Insofern könnte etwas Wahres an dieser Armee Dietl sein. Der Bestand der deutschen Luftwaffe in ganz Westeuropa beträgt hingegen kein Drittel der gesamten deutschen Luftmacht, da diese fast vollständig an der russischen Front zum Einsatz kommt. Insbesondere fehlen jegliche Fallschirmjägerformationen. Doch könnte dieser Plan Dietl auch ein bloßer Bluff sein! Es war ein Bluff!

Der Winter 1942 war für das Dritte Reich wenig

günstig. Der deutsche Adler ließ schon in Tripolis viele Federn, und in Stalingrad wurde er noch einmal schwer gerupft.

Kurz, wie Winston Churchill es am 10. November 1942 über die BBC sagte: «Es ist noch nicht der Anfang des Endes, aber doch das Ende des Anfangs.»

Dank der gewiegten Spionage weiß man in Deutschland auch genau, daß das schweizerische «Stachelschwein» zuversichtlich darauf vertraut, es mindestens zwei Jahre in seinem Réduit gegen jede Armee aushalten zu können.

Der deutsche Gesandte hatte gemeldet, daß noch bevor die deutschen Flugzeuge mit den Fallschirmjägern die Schweizer Grenze erreichen würden, die großen Alpentunnels am Gotthard, Lötschberg und Simplon gesprengt sein würden. Die Schweiz wäre dann nur noch eine strategisch belanglose Festung. Auch wirtschaftlich würde sie von geringem Nutzen sein; denn die Sabotage von über tausend der wertvollsten Fabriken sei für den Ernstfall bereits vorgesehen; die Bestandteile der Maschinen hätten einen unterschiedlichen Anstrich erhalten, je nachdem, ob sie an Ort und Stelle gesprengt, zusammengeschlagen oder ins Innere des Réduits transportiert werden sollten. Vor allem aber sei es wohl kaum vernünftig, im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo der Druck der Alliierten in ganz Europa zunehme, eine Armee für die Erledigung des «Falles Schweiz» auszusparen, und dies sogar dann, wenn diese Armee mit der

Schweiz in weniger als zwei Jahren fertigwerden sollte.

«Eine solche Operation läßt sich ganz gewiß nicht empfehlen», so schloß Köcher seinen Bericht.

Wäre jene andere Meldung von einer bevorstehenden Invasion der Schweiz durch eine Armee Dietl also nur eine neue Teufelei des vielgewandten Walter Schellenberg? Ein kleiner Erpressungsversuch, ganz nach seinem Stil? General Guisan und der Chef seines Nachrichtendienstes, Oberstbrigadier Masson, wägen die Bedeutung dieser Meldung nach allen Seiten ab. Wenn es eine Falle ist, wo steckt die List? Nur auf Grund dieser Information vom Bundesrat eine Generalmobilmachung zu verlangen wäre reiner Aberwitz. Die einzig richtige Haltung ist Zuwarten. Handelt es sich um ein Manöver Schellenbergs, so wird sich dieser noch früh genug melden, sobald er nämlich merkt, daß die Information nicht «zieht». Guisan gibt sie mündlich an Bundesrat Karl Kobelt weiter, den Vorsteher des Militärdepartements; Masson registriert sie als «dringlich».

Die Beurteilung erweist sich als richtig. In den folgenden Wochen gelangt kein weiterer Rapport über die Zusammenstellung einer Armee Dietl zu den schweizerischen Stellen. Und Ende Februar 1943 pocht SS-Sturmbannführer Eggen, Schellenbergs Getreuer, wieder an die Tür! Sein Herr und Meister möchte ein neues Mal die Schweiz besuchen. Masson hat viel verlangt, Schellenberg hat viel gegeben; nun ist wohl die Reihe an ihm, zu fordern: er ersucht näm-

lich um nichts Geringeres als um eine Unterredung mit General Guisan! Eine einzige Bedingung stellt er, und die ist merkwürdig: Er muß unbedingt ein Flugzeug benützen dürfen.

Masson vermag General Guisan, der Truppenbesuche macht, nur schwer zu erreichen. Er trifft ihn endlich am 2. März in Bern. Wird er den SS-Mann empfangen? Möglich, daß Schellenberg dann endlich seine Karten aufdeckt. Guisan ist einverstanden. Masson schlägt für die Zusammenkunft schon den folgenden Tag vor, einen Mittwoch, den 3. März. Zeit: 20 Uhr. Treffpunkt: Biglen, Hotel Bären.

Oberstbrigadier Masson trifft als erster ein; bald nach ihm hält der Buick von General Guisan. Der General trägt seine Felduniform und sitzt allein neben seinem getreuen Chauffeur Burnens, der jährlich nur dreimal auf Urlaub geht, nach Morges, um der Eröffnung der Jagd, der Weinlese und dem Weihnachtsfest beizuwohnen. Endlich kommt auch Schellenberg angefahren, in Begleitung der Hauptleute Meyer und Holzach. Eggen ist auch dabei, sowie zwei deutsche Zivilisten, allem Anschein nach Beamte des Sicherheitsdienstes.

Der sehr aufgeräumte SS-Brigadeführer wendet sich besonders an Guisan und Masson und erklärt ihnen mit wichtiger Miene vertraulich:

«Hitler sorgt sich auch, die Italiener könnten von dieser Reise Wind bekommen. Daraus würden sie dann schließen, so meint er, daß wir sie gerade in dem Augenblick im Stich lassen, wo Rommel in Tu-

nesien seine letzten Rückzugsgefechte liefert und schon davon die Rede ist, ihn zurückzurufen. So wie wir Nordafrika preisgeben, so könnten wir auch ganz Italien fahrenlassen, um uns in den Alpen zu verteidigen. Diese Unterredung könnte also bei den Italienern den Verdacht erwecken, daß ich nur kam, um Sie für den Plan einer ‚Festung Europa' zu gewinnen.»

Schellenberg flicht eine Pause ein und beobachtet mit schrägem Gesicht den Eindruck dieser Mitteilung auf seine Gastgeber. Aber Guisan und Masson verziehen keine Miene. Sie haben nur anfangs rasch einen Blick gewechselt, als der SS-Charmeur mit dieser Kabarettnummer herausrückte, die sie ein wenig anwidert. Der SS-General lacht aus vollem Halse.

«Kurz und gut, ich konnte Hitler nur so beschwichtigen, daß ich die beiden Wächter mitnahm und ein Flugzeug bestieg. Aber ich werde Ihnen diese beiden nicht aufdrängen. Sie werden in der Küche essen.»

Nach der Mahlzeit ziehen sich Guisan, Masson und Schellenberg zurück. Plötzlich ernst werdend, wendet sich der SS-Brigadeführer Masson zu:

«Sie haben schon eine ganze Anzahl Gefälligkeiten von mir verlangt. Ich glaube, ich habe Sie immer zufriedengestellt.»

Er dreht sich Guisan zu:

«Herr General, ich muß unbedingt nun meinerseits von Ihnen etwas erhalten . . .»

Masson lauscht gespannt, sein leichtes Schielen

nimmt ein wenig zu. General Guisan sitzt aufrecht in seinem Stuhl und läßt seinen Rössli-Stumpen ausgehen.

«Ich bin durch den Führer beauftragt, Ihnen eine Frage vorzulegen», fährt Schellenberg fort. «Nach unserem Mißgeschick in Tunesien steht eine Invasion Italiens bevor. Der Krieg kehrt nach Europa zurück. Zufolge ihrer geographischen Lage könnte die Schweiz für die Alliierten interessant werden. Der Führer befürchtet nun, die Schweiz sei nicht bereit, ihre Neutralität gegen jeden zu verteidigen. Er möchte die Versicherung erhalten, daß Sie unter keinen Umständen unseren Feinden Durchmarsch gewähren.»

«Die Frage, die Sie mir stellen, ist eine Beleidigung für uns!» erwidert General Guisan, dem andern fast das Wort abschneidend. «Unsere Armee wird ihre selbstverständliche Pflicht erfüllen und sich gegen jeden wenden, der unsere Grenzen verletzt. Das haben der Bundesrat und ich oft genug erklärt. Unsere Neutralität wird gewahrt bleiben.»

«Immerhin», wendet Schellenberg mit einem Lächeln ein, «ist die öffentliche Meinung in der Schweiz geschlossen antideutsch. Ihre Presse beweist es.»

«Das ist durchaus verständlich», antwortet Guisan. «Ihre Presse greift uns unaufhörlich und in beleidigender Weise an. Ich wiederhole, daß wir den Durchmarsch jedem, wer er auch immer sei, verweigern werden.»

«Können Sie mir das schriftlich geben?»

Guisan erwidert, daß er ohne Ermächtigung des Bundesrates Schriftliches nicht geben könne. Doch kann er Schellenberg und Hitler auf andere Weise zufriedenstellen. Acht Tage vor dieser Zusammenkunft in Biglen hat er einer schwedischen Journalistin ein Interview gewährt. Sie stellte ihm die gleiche Frage, und er erteilte ihr die gleiche Antwort. Bei seinen Akten liegt eine Abschrift dieses Interviews. Er ist bereit, sie mit seiner Unterschrift zu beglaubigen. Nur befindet sich diese Abschrift auf seinem Kommandoposten in Interlaken. Morgen, Donnerstag, den 4. März, muß er eine Skikonkurrenz in Arosa eröffnen. Wenn Schellenberg ihn dorthin begleiten will, wird er ihm auf dem Weg dahin das «Dokument» übergeben.

Der SS-Brigadeführer ist damit zufrieden und versichert, die Befürchtungen des Oberkommandos der Wehrmacht, dem Feldmarschall von Keitel vorsteht, mit diesem Dokument gewiß zerstreuen zu können. Guisan scheint ebenfalls zufrieden. Er hat seinen Stumpen wieder in Brand gesteckt. Masson jedoch bleibt auf seiner Hut; es ist doch nicht möglich, daß Schellenberg nur wegen dieser Lappalie solchen Uebereifer zeigte. Die in Hitlers Namen vorgebrachte Frage ist gar zu lächerlich. Die zunächst benachbarten alliierten Truppen, jene der Amerikaner und der Briten, stehen in Nordafrika über tausend Kilometer von der Schweizergrenze entfernt. Zwischen der russischen Armee und der Schweiz liegen zweitausendfünfhundert Kilometer . . .

Aber nun bemerkt Oberstbrigadier Masson, daß Schellenberg ihn starr betrachtet; auf seinen Lippen schwebt ein aufreizendes Lächeln. Nun, jetzt kommt es, denkt Masson. Denn etwas will er haben, das steht für Masson fest. Der Mann versucht um jeden Preis, das Mißtrauen der Schweizer zu zerstreuen. Was er ihnen schon alles zugestanden hat, ist dafür ein deutlicher Beweis. Um Schellenbergs Entgegenkommen wiederum zu erproben, spricht Masson einen neuen Wunsch aus, der das Schicksal der Schweiz allerdings nicht berührt ... Seit Girauds Entweichen hält die Gestapo die Familie dieses französischen Generals in Haft. Vermag Schellenberg das Los dieser Familie zu erleichtern, oder kann er sie gar in Freiheit setzen? In diesem Fall wäre die Schweiz bereit, sie aufzunehmen.

«Einverstanden!» antwortet Schellenberg, noch immer lächelnd. Und nach einem kurzen Schweigen: «Ist das wirklich alles, was Sie von mir verlangen, Herr Oberstbrigadier?»

Als Masson dies bejaht, verschwindet das freundliche Lächeln aus den Zügen des SS-Generals. Er scheint von dieser Antwort enttäuscht. Doch dauert diese Verstimmung nur einen Augenblick. Er plaudert und scherzt bis abends spät; dann fahren der SS-Brigadeführer, Eggen und die beiden Schutzengel nach Bern, wo sie im Hotel Bellevue absteigen werden. Die Wahl dieses Hotels, eines der bekanntesten der Schweiz, ist etwas sonderbar für einen, der nicht wünscht, daß weder die Alliierten noch die Italiener

von diesem Besuch bei den Eidgenossen etwas erfahren!

Bevor die Nazi-Gäste das Hotel Bären verlassen, ereignet sich etwas, das eigentlich nicht zu einem Treffen von Nachrichtenchefs gehört. Der Bärenwirt legt seinen Gästen sein Gästebuch vor. Geschmeichelt von der Anwesenheit Guisans und dieser anscheinend hochgestellten Fremden legt er Wert auf deren Autogramm. Guisan trägt sich ein. Auch Masson. Dann folgen Schellenberg und Eggen. Kurz darauf hat allerdings die schweizerische Spionageabwehr für die Vernichtung der «kompromittierenden» Gästebuch-Seiten gesorgt.

Aber Masson begeht am Abend dieses verhängnisvollen Mittwochs, 3. März 1943, eine zweite Unvorsichtigkeit von weit größerer Tragweite. Stets um das Schicksal der Schweiz besorgt, fragt er schließlich Schellenberg, bevor dieser nach Bern abfährt, nebenbei, was daran Wahres sei, daß General Dietl in der Nähe von München eine Armee auf den Einfall in die Schweiz einexerziere. Vielleicht bemerkt der Leiter des schweizerischen Nachrichtendienstes in der Dunkelheit nicht das Siegesgefunkel im Blick des Leiters des deutschen Sicherheitsdienstes. Denn das, nur das war es, was Schellenberg von ihm wissen wollte, und Masson war naiv genug, es ihm zu entdecken.

Endlich! Endlich liefert ihm diese von der Schweiz erhaltene Information den so lange gesuchten Beweis, daß im Oberkommando der Wehrmacht, in

Hitlers nächster Umgebung, eine undichte Stelle ist, durch die wichtige Nachrichten unmittelbar nach der Schweiz gelangen. Er hatte es schon immer vermutet. Diesen Plan eines Einfalls in die Schweiz hat der Brigadegeneral ja nur erfunden, um darüber Gewißheit zu erlangen. Himmler war von diesem Einfall entzückt und gern bereit, auf das Spiel seines «Benjamins» einzugehen. Er war es, der von der Wehrmacht das höchst geheime Studium dieses Plans forderte, sie darüber im Ungewissen lassend, ob er auch verwirklicht werde. Und nun ist er zur Kenntnis Massons gelangt! Das läßt eindeutig darauf schließen, daß es im Führerhauptquartier, in Maybach bei Zossen, unmittelbar vor den Toren Berlins, einen oder mehrere Verräter gibt. Nun, diese Verräter wird Schellenberg entlarven!

Der SS-General unterdrückt sein freudiges Gefühl und verspricht Masson, alles ins Werk zu setzen, um den Führer davon abzubringen, die Schweiz zu überfallen. Immerhin möchte er sich doch nächstens wieder mit dem Oberstbrigadier besprechen.

Diese neue Zusammenkunft findet am 12. März in Zürich statt, im Hotel Baur au Lac, Talstraße 1, links der Limmat. Schellenberg hat die ganze Strecke von Berlin ohne Aufenthalt zurückgelegt. Er scheint ermüdet und diesmal auch sehr mißtrauisch. Ueberall sieht er Spitzel. Darum schlägt ihm der Oberstbrigadier einen Spaziergang längs der Quaianlagen vor. Massons Agenten werden ihnen folgen und sie beschützen.

Was die beiden Männer an jenem Freitag miteinander besprachen, hat man nie genau erfahren.

Auf seinem Nürnberger Prozeß im Jahre 1949, wo ihm nur vier Jahre Haft zudiktiert werden, wird der ehemalige SS-Brigadeführer einen Zipfel des Geheimnisses dieser Unterredung lüften:

«Ich schlug Masson einen regelmäßigen Austausch von Informationen vor, doch ging Masson nicht darauf ein . . .»

Das ist alles. In London, wo die Briten ihn nach seiner Verhaftung drei Jahre lang «in Behandlung» hatten, war er gesprächiger und erzählte getreulich jede Einzelheit der verschiedenen Kontakte, die er mit den Schweizern hatte; besonders ausführlich ging er auf den von Zürich ein. Danach hätte er Masson versichert, dem Führer sei ein Ueberfall auf die Schweiz nicht auszureden. Er hoffe zwar noch immer, ihn davon abzubringen, doch brauche er aus psychologischen Gründen einen Rückhalt an Masson; darum schlage er ihm eine Zusammenarbeit ihrer Nachrichtenstellen vor.

Und damit gelangt man zum wahren Kern von Schellenbergs Verhalten und auch zur Enthüllung seiner innersten Natur als eines Meisters der Erpressung.

Wie er auf Schloß Wolfsberg bei Ermatingen schon wiederholt zu verstehen gegeben hatte: Schwere Sorgen bereite ihm die Sicherheit des Führers. Doch liegt ihm auch das Wohl gewisser anderer Personen sehr am Herzen. Schellenberg fühlt sich hin

und her gerissen zwischen dem Gefühl der Freundschaft und dem der Pflicht. Er weiß, daß es im Oberkommando der Wehrmacht einige Generäle gibt, die vor einem Anschlag auf Hitlers Leben nicht zurückschrecken würden; und er kann sich denken, daß Masson seine Informationen hauptsächlich aus diesem Kreis bezieht. Die Tage dieser Generäle sind aber gezählt! Die Gestapo, von ihrem Leiter Müller unaufhörlich dazu angehalten, sammelt die Beweise, und sie wird sie in kurzem überführen. Er, Schellenberg, ist der einzige, der dank seiner Stellung und seiner Beziehungen eingreifen kann, solange noch Zeit dafür ist. In wenigen Wochen wird es aber schon zu spät sein. Wenn er diese Offiziere warnen könnte, wäre damit auch der Schweiz ein Dienst erwiesen. Also sollte ihm Masson deren Namen nennen, und zwar möglichst bald!

Schellenberg gehört zu jenen Menschen, die der Machttrieb zu immer neuen Machenschaften verleitet. Sie sind die Pfeiler ihrer Macht, die ihnen die Herrschaft über andere Menschen sichern. Wie alle diese Betriebsmacher ist er aber wenig nachträgerisch. Mißlingt ihm eine Operation, so heckt er gleich eine neue aus. Mißerfolge zählen für ihn nicht.

Massons Ablehnung hat Schellenberg nicht verkühlt. Er wird nicht aufhören, die Schweiz zu belagern. Er spinnt sein Netz weiter, gibt immer neue Beweise seines Entgegenkommens. Aus den Erinnerungen von Oberstleutnant Bernard Barbey, dem Chef von Henri Guisans persönlichem Stab, geht das

deutlich hervor. Am 23. März 1943, also nur elf Tage nach der Zürcher Zusammenkunft, notiert Barbey in seinem Tagebuch:

«Heute traf ich einen überglücklichen, ja geradezu bewegten Masson. Er empfing von Eggen eine Botschaft, durch welche Schellenberg die Versicherung gibt, man werde ‚mit ihm zufrieden sein'. Die Ueberfallgefahr sei gebannt, die Schweiz figuriere nicht mehr auf dem Sündenregister des Oberkommandos der Wehrmacht. Der ‚Plan Schweiz' sei endgültig abgeblasen.»

Diese Eintragung beweist einmal mehr, daß der Oberstbrigadier die Unvorsichtigkeit beging, sich mit Schellenberg über diese Information zu besprechen.

Im Jahre 1945 wird Roger Masson von verschiedenen schweizerischen Persönlichkeiten den Vorwurf zu hören bekommen, er sei der Suggestion des SS-Brigadeführers erlegen. Viele greifen ihn deswegen an, und einen Beweis seiner Nachgiebigkeit erblicken sie auch darin, daß der Bundesrat ihm im Juni 1943 eine Maßregelung androhen mußte, falls er einer Einladung Schellenbergs folgen und sich nach Berlin begeben würde. Trotz zahlreicher Proteste und einem Ausweisungsbefehl des Bundesrates wird Masson Schellenbergs Mitarbeiter Eggen noch bis im Jahre 1945 immer wieder die Schweizergrenze öffnen. Daraus jedoch zu folgern, Masson sei das Opfer seiner Leichtgläubigkeit und einer gewissen Nötigung gewesen, heißt die heikle Lage dieses Offiziers verkennen und die Wichtigkeit der Unterhal-

tung eines solchen «Drahtes» zu leichtfertig in Abrede stellen.

Ein einziges Mal wird Schellenberg, der die Schweiz weiterhin unaufhörlich begünstigt, von Masson etwas Greifbares verlangen. Das ereignet sich am 11. April 1944. Bei dieser Gelegenheit zeigt der Oberstbrigadier aber auch, wie zugeknöpft er sein kann.

Zwei Tage zuvor ist ein deutscher Jagdflieger auf dem Militärflugplatz Dübendorf, nahe bei Zürich, gelandet. Die Maschine ist intakt. Er sei freiwillig gelandet, erklärte der Pilot dem Flugplatzkommandanten. Er habe genug vom Krieg. Nun ist es aber kein einfaches Jagdflugzeug, sondern eine Messerschmitt 110, die sich besonders für Nachtflüge eignet und ein geheim gehaltenes Modell darstellt. Außer der üblichen Bewaffnung ist der Jäger noch mit zwei 30-mm-Kanonen bestückt, die senkrecht nach unten schießen können. Also eine gefährliche Waffe. Kaum erfährt Reichsmarschall Göring von dieser Flucht, gerät er in eine fürchterliche Wut. Er bestellt Schellenberg zu sich und befiehlt ihm, den Kommandanten der Abteilung VI F, den berühmten Otto Skorzeny, mit dreißig Mann insgeheim nach Dübendorf zu entsenden, um das Flugzeug zu zerstören, bevor die Spione der Alliierten es entdekken.

Schellenberg gibt aber die Meldung nicht an Skorzeny weiter, sondern an Masson. Ihm ist klar, daß der Handstreich des draufgängerischen Otto den

Casus belli darstellen kann. Und er erreicht, daß die Messerschmitt von den Schweizern selbst, in Gegenwart des deutschen Militärattachés, zerstört wird. Das erlaubt der Schweiz, als Gegendienst eine Priorität auf zwölf Messerschmitt 109 zu erlangen, deren Besitz sie seit Jahren begehrte.

Zwölf Messerschmitt 109, im April 1944, zu einem Zeitpunkt, wo die deutsche Luftwaffe bereits schwer angeschlagen ist, zwei Monate vor der Landung der Alliierten in der Normandie, bei der auf deutscher Seite hauptsächlich Jäger zum Einsatz kommen werden, ist wahrlich ein hoher Preis für zwei 30-mm-Kanonen, und mögen die auch senkrecht nach unten schießen können ...

Man kann wirklich nicht von einem Zauber reden, dem Masson erlegen sei. Dieser Vorwurf ist gegenstandslos. Eine Tatsache steht fest: der Leiter des schweizerischen Nachrichtendienstes hat seinem deutschen Gesprächspartner nicht einen einzigen der Männer genannt, die seit Beginn des Krieges in seinem Dienst stehen — und übrigens auch im Dienste anderer. Er hat die außerordentlichste Spionagelinie des Zweiten Weltkrieges aufrechterhalten. Im großen Ringen der Weltmächte hatte Masson eine erstrangige strategische Position inne. Von Luzern aus vernahm er jeden Seufzer im Führerhauptquartier; jede dort getroffene Entscheidung war ihm augenblicklich bekannt. Dieses Juwel hat Roger Masson Schellenberg nicht preisgegeben. Auch aus einem anderen Grund. Die Namen und die Identität dieser

Widerstandskämpfer, die sich geweigert hatten, sich vor Hitler zu beugen, waren dem schweizerischen Oberstbrigadier nicht bekannt...

Ein gewisser Roessler

Dieser Akt des Widerstandes unterscheidet sich von allen bisher dem Publikum bekanntgewordenen durch ihren Mangel an Romantik. Frauen kommen in ihr nicht vor. Die paar, die flüchtig auftauchen, gleichen hierin den Männern, daß auch sie nur Kämpferinnen sind. Phantastische Abenteuer eines unbesiegbaren Uebermenschen wird man in unserem Bericht nicht finden. Wir haben hier die wirkliche Spionage, in ihrem Rohzustand, vor uns.

Die wenigen Militärs, die das Geheimnis kennen, fragen sich besorgt, ob Hitler ohne Roesslers Linie nicht vielleicht sogar Moskau und Stalingrad erobert hätte und zuletzt als Sieger aus diesem Krieg hervorgegangen wäre. Niemand war so gut placiert wie die Männer dieser Gruppe, um auf entscheidende Weise den Gang der Schlachten zu beeinflussen. Sie alle gehörten auch verschiedenen Kommandos der Wehrmacht an: Oberkommando der Wehrmacht, Ersatzheer, Wehrwirtschaftsamt, Abwehr, Führerhauptquartier usw.

Es läßt sich nicht bestreiten, daß ihr Tun Verrat war; ebensowenig, daß dieser von keiner Seite be-

stellt oder bezahlt war. Diese Deutschen verachteten den Führer, verabscheuten das Nazitum; darum leuchtet diese Spionage-Affäre so hell und rein wie eine Stahlklinge aus so vielen anderen hervor, deren Beweggrund nur das Geld war. Allerdings war es nicht die Klinge eines Floretts, die sich für hübsche Fechtfiguren eignet; es war die Klinge eines schweren Zweihänders, mit dem sie wuchtig und erbarmungslos zuschlugen.

Bei diesem Widerstand fehlt jede Großsprecherei. Diese Offiziere bekämpfen nicht nur Hitler, sondern auch seine Mystik, jene des Hakenkreuzes. Diese doppelte Zielsetzung wird Deutschland, ihr geliebtes Deutschland — dessen sind sie sich bewußt —, in den Abgrund stoßen. Sie hören trotzdem nicht auf, überall zuzuschlagen, bis sie sicher sind, daß das Ungeheuer an seinen Wunden verbluten wird. Vergebens sucht es die tötenden Hände, vergebens richtet es sich, gegen seinen Blutverlust ankämpfend, wieder auf. Sie schlagen unerbittlich zu, bis es endgültig im Sterben liegt. Erst dann erschlaffen die Arme dieser Offiziere. Sie betrachten einander auf den Ruinen, dann trennen sie sich und treffen sich nie wieder. Sie haben das Vaterland verloren, aber sie sind das Ungeheuerliche losgeworden.

Niemand kennt ihre Namen. Sie öffentlich zu nennen würde bedeuten, diese Familien dem Haß des heutigen Deutschland und schwerwiegenden Verfolgungen aussetzen. Zu viele Bürger der Bonner Republik könnten gegen diese Männer, die aus Abscheu

vor dem Nazitum die Operationen der Wehrmacht sabotierten, indem sie deren Pläne verrieten, den Vorwurf erheben, damit den deutschen Frontkämpfern einen Dolchstoß in den Rücken versetzt und unerhörte Opfer an Menschen und Material verschuldet zu haben.

Darum werden wir diese Todfeinde der braunen Revolution nur durch frei erfundene Namen kennzeichnen und nur ihren Chef namentlich anführen. Denn er war der einzige, der es wagte, mit offenem Visier und während seines ganzen Lebens diese finstere Mystik zu bekämpfen. Ein Held. Wird er siegen? Eines ist gewiß: das Dritte Reich, das tausend Jahre währen sollte, ist nicht mehr.

So wenig wie seine Gefährten hatte dieser Mann, Rudolf Roessler, ursprünglich eine Anlage zum Verschwörer. Die übrigen werden vielleicht zuletzt Generäle sein, Obersten und Majore. Andere werden es nur bis zum Hauptmann bringen. Rudolf Roessler ist der einzige Nichtoffizier unter ihnen; ist aber von der gleichen Prägung und der gleichen Herkunft wie sie. Er gehört einer jener von Pflichtbewußtsein erfüllten regierungstreuen Familien an, die allem Abenteuerlichen abhold sind, und deren Kindern mit Strenge beigebracht wird, Ordnung sei Brot, Unordnung Hunger. Die Familie Roessler stammt aus Kaufbeuren, einer ehemaligen Freien Reichsstadt an der Wertach, noch heute mittelalterlich geprägt und Sitz mehrerer Industrien. Der Vater, ein hoher Beamter der Wasser- und Forstwirtschaft, hat seine

drei Kinder im protestantischen Glauben erzogen.

Die Freundschaft mit seinen der Wehrmacht zugehörigen Gefährten entsteht nach dem Ersten Weltkrieg. Sie freunden sich schnell mit dem «Zivilisten» Roessler an. Keinen Augenblick ahnen sie, was er ihnen später bedeuten wird. Er gewinnt sie durch seine vielen Kenntnisse und seinen Kunstsinn. Nach und nach wird er ihr geistiger Führer, der ihnen auch andere Horizonte eröffnet als jene der Kaserne.

Am 20. September 1930 erleben diese Gefährten ihres «R-R», wie sie Roessler unter sich nennen, ein schlimmes Erwachen. An jenem Tag wankt unter ihnen der Boden. Vor dem Leipziger Obersten Gerichtshof wird drei jungen Leutnants der Ulmer Garnison der Prozeß gemacht. Ihre Namen sind Scheringer, Wendt und Ludin. Sie sind nicht nur der Nazipropaganda innerhalb der Reichswehr angeklagt, eines damals schwer geahndeten Vergehens, über ihnen schwebt die weit schlimmere Anklage des Hochverrates. Sie wollten ihre Kameraden dazu verleiten, im Fall eines bewaffneten Aufstandes der Hitlerrotten nicht auf diese zu schießen.

Der Reichswehrminister General Groener hätte es vorgezogen, die drei Leutnants vor ein einfaches Kriegsgericht zu stellen, um jede öffentliche Ausschlachtung des Falles zu vermeiden. Aber Scheringer hatte dem «Völkischen Beobachter», der Zeitung der Nazis, darüber insgeheim einen Wink gegeben, und damit war die Bombe geplatzt. Der Prozeß zeigte dann, wie tief die Zersetzung schon ging.

Adolf Hitler wird von der Verteidigung als Zeuge vorgeschlagen. Eine bessere Tribüne kann er sich nicht wünschen. Schon seit langem versucht er, das instinktive Mißtrauen der Reichswehr gegen ihn zu beschwichtigen. Er wendet seine gewohnte Taktik an, in der er ein Meister ist: er lügt. Das Schicksal der drei jungen Leutnants kümmert ihn wenig; Hauptsache, daß er das Offizierskorps insgesamt auf seine Seite bringt. Also läßt er die drei Getreuen fallen, um die anderen zu beruhigen.

«Diese drei jungen Leute», erklärt er vor Gericht, «befanden sich in einem Irrtum, als sie glaubten, wir würden uns mit bewaffneter Hand erheben. Um an die Macht zu gelangen, bedienen wir uns verfassungsmäßiger Mittel. Nie werde ich die Armee bekämpfen, ganz im Gegenteil. Werde ich dereinst die Geschicke unsere Landes leiten, was nur noch eine Frage von Monaten ist, werde ich Sie, meine Herren, als den wesentlichen Kern betrachten, aus dem die große Armee des deutschen Volkes hervorgehen wird.»

Verborgen in der Menge der Zuschauer, lauter Offiziere, sind die Freunde Roesslers entsetzte Augen- und Ohrenzeugen der durchschlagenden Wirkung der Dialektik dieses Straßenpolitikers: ihre Offizierskollegen trinken diese beruhigenden Worte buchstäblich in sich hinein.

In diesen wirren Zeitläufen sucht die Mehrheit der desorientierten Reichswehroffiziere eine neue Selbstbestätigung. Könnte nicht dieser stets als eine Ge-

fahr hingestellte Nationalsozialismus, der so fest überzeugt ist, das Land einer glänzenden Zukunft entgegenzuführen, gerade das sein, was das deutsche Volk benötigt, um die schweren und erniedrigenden Ketten des Versailler Vertrages abzuschütteln und das alte, große Deutschland neu erstehen zu lassen? Als erriete er die geheimen Wünsche unter der Zuhörerschaft, fährt Hitler fort:

«Deutschland ist durch die Friedensverträge an Händen und Füßen gebunden. Die Nationalsozialisten betrachten diese Verträge als null und nichtig. Sie wurden uns durch den Zwang aufgenötigt. Wir können es nicht dulden, daß unsere unschuldigen Söhne dieses Joch noch tragen. Wenn wir mit allen uns zur Verfügung stehenden Mitteln dagegen protestieren, befinden wir uns schon auf dem Wege zur Revolution.»

Das alles mit erhobener Faust in den Saal geschmettert, die linke Hand offen auf dem Herzen. Der Eindruck ist gewaltig. Durch den Saal geht ein Raunen, dann bricht ein stürmisches Beifallsklatschen aus — die Protokolle des Prozesses bezeugen es. Im Abstand gesehen kann man nicht begreifen, daß die Leipziger Richter diese Kundgebung geduldet haben. Aber man muß das Ereignis in seinem zeitlichen Rahmen sehen. Zweifellos waren auch die Richter beeindruckt; denn fast alle im Gerichtssaal waren es; alle Anwesenden fühlten auf einmal ein Wohlwollen für diese politische Bewegung in sich keimen, die sich durch den Mund ihres Führers be-

reit erklärte, die Armee zu unterstützen und nicht, wie sie immer befürchtet hatten, zu unterwühlen. Hitler hielt die Reichswehr damals zum besten; dafür wird sie später gesamthaft büßen.

Die den drei im Stich gelassenen Leutnants zugemessene Strafe, 18 Monate Festung für jeden, befriedigte niemanden. Für die uniformierten Anhänger Hitlers ist sie zu schwer, für die andern viel zu milde. Wären die Richter strenger gewesen und hätten sie den Regeln und der Disziplin der Reichswehr entsprechend gehandelt, so hätten sie der Armee ihr Vertrauen zurückgegeben. Diese hätte sich bald genug vom Schock jener Hitlerrede erholt. Aber die Lauheit der Leipziger Richter wirkte sich verheerend aus. Unter dem unaufhörlichen Druck von Hitlers Anhängern, die immer zahlreicher und immer frecher wurden, erschütterte sich ihr Gefüge von Tag zu Tag mehr.

Am Abend dieses 20. September 1930 halten Roessler und sein kleiner Zirkel eine Lagebesprechung ab. Sie sind außer sich vor Empörung über diese schwächliche Weimarer Republik und verzweifelt darüber, daß das hungernde Deutschland bereit scheint, sich dem Wahnsinn des Nationalsozialismus auszuliefern, der das beste deutsche Kulturgut mit Füßen tritt. Sie hassen diese Braunhemden, die nur ein Gemengsel schlecht verdauter Phrasen im Kopf haben und sich wie gemeine Henker aufführen werden, auf den Tod. Hitler hat es im Verlauf des Prozesses deutlich genug gesagt. Während der Befragung durch den

Gerichtsvorsitzenden ließ er die Sätze entschlüpfen:

«Ich kann Sie versichern, daß, sobald die nationalsozialistische Bewegung gesiegt haben wird, es ebenfalls einen nationalsozialistischen Gerichtshof geben wird. Unsere Revolution wird sich rächen, und Köpfe werden rollen!»

Kein vernünftiger Mensch kann mit diesen künftigen Beherrschern Deutschlands zusammengehen, sagen sich die Versammelten. Im Gegenteil, man muß sie bekämpfen, und zwar erbarmungslos.

Doch verbleibt ihnen nur wenig Zeit, um insgeheim diesen Widerstand zu organisieren und jede Einzelheit daran zu überlegen. Die Ereignisse überstürzen sich. Vierunddreißig Monate nach dem Leipziger Prozeß, am 14. Juli 1933, erläßt die Nationalsozialistische Partei, als einzige an der Macht, ein Gesetz:

«Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei stellt die einzige politische Partei in Deutschland dar. Wer es unternimmt, die Struktur einer anderen Partei beizubehalten oder eine andere Partei zu gründen, verfällt einer Strafe, die bis zu drei Jahren Zwangsarbeit oder von sechs Monaten bis zu drei Jahren Gefängnis reichen kann, sofern das Vergehen nicht einer nach Maßgabe anderer Verfügungen schwereren Strafe anheimfällt.»

Hitler hat gesiegt. Jede legale Opposition ist ausgelöscht. Die Würfel sind gefallen. Die Kulissen sind gestellt. Bald werden die bei diesem Drama Mitwirkenden auf der Bühne stehen.

Einen Monat später, im August 1933, trifft Rudolf Roessler einen wie vom Schicksal gesandten jungen Schweizer Bürger, Xaver Schnieper; dieser ist 23 Jahre alt, Sohn eines Regierungsmitglieds des Kantons Luzern, katholisch und christlich-konservativen Gepräges. Er ist an der Philosophischen Fakultät I immatrikuliert. Die bevorstehenden Umwälzungen in Europa interessieren ihn brennend. Ein klarsichtiger Geist kann sie leicht — gleichsam am Modell gearbeitet — an diesem Aufstieg der Nazis studieren. In dieser Hinsicht ist die Hauptstadt des Reiches der beste Beobachtungsposten. Er lernt hier Rudolf Roessler kennen, der aber für seinen Geschmack zu weit rechts steht. Trotzdem findet er an ihm Gefallen: ein aufrechter Mann, der nie aufhört, Luthers Wort vor sich hin zu murmeln:

«Hier stehe ich, ich kann nicht anders!»

Roessler ist Leiter des «Bühnenvolksbundes» und Herausgeber der Zeitschrift «Das Nationaltheater»; doch versteht Schnieper, nach Roesslers Eröffnungen, bald, daß dieser kleine Mann mehr kann, als nur für seine Theaterzeitschrift schreiben. Was, weiß er noch nicht. Aber er ahnt, daß Roessler von freierem Boden aus aktiv gegen die Tyrannei wirken könnte. Darum rät er ihm spontan, sich in der Schweiz, dem Land politischen Asyls, niederzulassen. Roessler zögert nicht lange. Er kommt nicht als Emigrant in die Schweiz: der Vita-Nova-Verlag hat ihn als seinen zukünftigen Leiter nach Luzern angefordert, wohin er denn auch mit seiner Gattin, mit seinem Hausrat

und 1500 Mark in der Tasche übersiedelt. Am Geld liegt ihm nichts, wichtiger ist ihm der Friede seiner Seele, die Ganzheit seiner selbst.

Bald darauf werden alle Offiziere im Oberkommando des Heeres zu einem Treuegelöbnis auf den Führer angehalten. Die Zeremonie findet vor General von Fritsch statt, im großen Saal des Reichswehrministeriums in Berlin. Roesslers zehn Gefährten entziehen sich dem Gelöbnis nicht, insgeheim legt aber jeder von ihnen ein anderes Gelübde ab: alles ans Werk zu setzen, um Hitler und seine Partei zu Fall zu bringen. Auch wenn sie wollten, könnten sie nicht mehr zurück. Die Maschine ist im Gang. Deutschland tritt den Weg in die Nacht an. Ein dünner Faden verbindet die Männer mit der Welt des Lichts und der Freiheit. Am Ende dieses Fadens steht die schmächtige Gestalt ihres Freundes Rudolf. In tausend Kilometer Entfernung wartet er, bereit, ihnen Beistand zu leisten

Werther und Olga

Luzern: Eine der schönsten Städte der Eidgenossenschaft, von mächtigen, wie Basaltsäulen aufragenden Bergen umgeben. Ausserhalb der Geschäftsviertel, in denen ihre Bevölkerung dem Fremdenverkehrsgewerbe eifrig nachgeht, schließt sie sich in ihren Wohnvierteln streng von jedem Neugierigen ab, der

sich von den im Fremdenführer angegebenen Sehenswürdigkeiten entfernt.

«Wollte ich einem Kind oder einem Ausländer die Schweiz erklären», schreibt Gonzague de Reynold, «so würde ich ihm kein Reisebuch in die Hand drükken, sondern ihn hierher führen und mit ihm auf den alten Bohlen dieser Brücke gehen, unter denen die dahinfließende Reuß leise rauscht.»

Siebenhundert Meter von dieser gedeckten Brücke entfernt, hinter der Kaserne der Kantonspolizei, beginnt die von Renditen- und Geschäftshäusern gesäumte Vonmattstraße. Im Erdgeschoß des Hauses Nr. 36 dieser Straße führen, in der Nähe des Hauseinganges, vier Stufen zu einer kleinen Türe hinauf. Ein langes Geschäftslokal, mit Schaufenster zur Straße, öffnet sich dahinter. Dies war einst die Arbeitsstätte des von Rudolf Roessler seit 1934 geleiteten Vita-Nova-Verlags, der von einigen Schweizerfreunden für ihn gegründet worden war, und dem er bis zu seinem im Herbst 1958 erfolgten Tod vorstand. Diese Freunde leben noch heute, wenn auch in anderen Gegenden der Stadt.

1964 hat der Vita-Nova-Verlag zu bestehen aufgehört, dennoch herrscht in der Gegend noch immer die gleiche geheimnisvolle Atmosphäre wie zu Roesslers Zeiten. Nach wie vor schweben und weben hier als Erinnerungen oraune Massenaufmärsche der Nürnberger Parteitage, Geruch von rauchlosem Schießpulver, Flattern der Hakenkreuzfahnen, Geheimtinte, Wagnersche Musik, Stiefel der Soldaten

im Straßenkot, Schnee, Eiseskälte; Kreischen der Stalinorgeln, Millionen Tote, die rote Fahne über dem Berliner Siegestor; kurz, der kaum erfaßbare Staub einer versunkenen Zeit, die mit ihren Eindrücken und Nachrichten und Geheimdepeschen diesen Raum schmerzlich erfüllte. Das alles spüren vielleicht nur die Eingeweihten, jene, die wissen, daß hier ein schmächtiger, kleiner Mann lebte, der leicht asthmatisch und ein wenig kahl war; ein Mann unbestimmten Alters, der sich von dieser Stätte aus in die Geschichte des Zweiten Weltkrieges mit einem unübersehbaren Kapitel eingetragen hat.

Von 1934 an wohnt Rudolf Roessler in Luzern, Landschaustr. 20. Er hat im Wesemlin-Quartier eine bescheidene Wohnung gemietet, die er mit seiner Frau Olga teilt. Jeden Morgen um 10 Uhr begibt er sich mit kurzen, raschen Schritten in das Büro seines Verlages «Vita Nova», der von einigen Schweizer Freunden gegründet wurde und den er seit 1934 leitet. Der Verlag ist von christlich-humanistischer, aber von keiner ausgesprochen politischen Ausrichtung. Und im Büro dieses Verlages geborgen, bekämpft er mit der gleichen Zähigkeit eines kleinen, ganz seiner Pflicht ergebenen Menschen die Ausbreitung des Faschismus in Europa. Er schreibt Artikel und Broschüren, die von Deutschland handeln, von den Verheerungen, die Hitlers Religion in diesem Land anrichtet. Es sind äußerst heftige Kampfschriften.

Die Munition für diese publizistische Tätigkeit er-

hält Roessler aus Deutschland. Fast jeden Tag schreiben ihm seine Freunde, abwechselnd einer nach dem andern. Ein Unbefugter, der diese Briefe lesen würde, wäre von ihrem belanglosen Inhalt enttäuscht. Um sie richtig zu verstehen, muß man einen Schlüssel haben; dann aber werden sie voller Saft und Kraft. Dann und wann unternimmt einer von ihnen eine Ferienreise nach der Schweiz und besucht den Flüchtling in Luzern. Der Zirkel hält fest zusammen.

Den Informationen dieser Freunde verdankt es Roessler, daß er den am 7. März 1936 erfolgten Einmarsch der Wehrmacht in das entmilitarisierte Rheinland einen Monat im voraus ankündigen kann. Er deckt die Hintergründe der Absetzung des Generals Werner von Fritsch auf; jene des Einmarsches in Oesterreich. Vor allem publiziert er politische Analysen, in denen er das wahre Antlitz des neuen, kriegslüsternen Deutschland zeichnet, das mit seinem Scheinwohlstand auf die westlichen Demokraten solchen Eindruck macht und das einen politischen Erfolg nach dem andern für sich buchen kann. Es ist eine erschreckende Bilanz, die Roessler in diesen Studien aufstellt, und diese würde schon für sich allein das in Gemeinschaft mit seinen Freunden unternommene Werk rechtfertigen.

Viele Schweizer Leser sind von den Enthüllungen dieses unbeugsamen Feindes des Faschismus tief erschüttert.

Ein bedenkliches Ereignis, das für die Welt die schwerwiegendsten Folgen haben wird, findet am 23.

Mai 1939 in Berlin statt. An diesem Tag beruft der Führer die Chefs des Heeres in seine Berliner Reichskanzlei. Hitler scheint aufgeregt. Am Tag vorher hat er den Stahlpakt unterzeichnet, der Mussolinis Schicksal an das seine bindet und jenes Italiens an Deutschland. Vierzehn Offiziere nehmen ihm gegenüber Platz; unter ihnen sind die Luftwaffenchefs Göring und General Milch; Admiral Raeder und Konteradmiral Schniewind für die Kriegsmarine; Keitel, Brauchitsch und Halder für die Wehrmacht.

Hitler stößt gleich zum Kern der Sache vor; wie William L. Shirer es in seinem Buch «Das Dritte Reich» feststellt, hat keiner der Anwesenden an jenem 23. Mai die Reichskanzlei verlassen, ohne über das, was sich Ende des Sommers zutragen wird, genau Bescheid zu wissen.

«Weitere Erfolge lassen sich ohne Blutvergießen nicht erzielen», hat ihnen, laut dem von Oberstleutnant Schmundt geführten Sitzungsprotokoll, Hitler erklärt. «Es handelt sich darum, unseren Lebensraum nach Osten zu erweitern, um uns die nötigen Nahrungsreserven zu sichern und auch um die Frage der Baltischen Staaten zu lösen. Es gibt für uns keine andere Aussicht in Europa. Sollte es das Schicksal fügen, daß wir auch mit dem Westen in Konflikt geraten, so wird der Besitz eines ausgedehnten Gebietes im Osten für uns von unschätzbarem Wert sein. Eine Schonung Polens kommt nicht in Frage. Wir werden es bei der ersten Gelegenheit angreifen. Der Krieg wird stattfinden.

Sollten Großbritannien und Frankreich mit Polen gemeinsame Sache machen, so werden wir sie ebenfalls angreifen. Die holländischen und belgischen Luftbasen müssen militärisch besetzt werden. Neutralitätserklärungen können nicht berücksichtigt werden. Wir müssen Holland mit einem Blitzkrieg niederringen. Auf dem Boden Hollands werden wir eine Verteidigungslinie bis zur Zuidersee errichten. Der Krieg gegen England und Frankreich wird ein Krieg auf Leben und Tod sein. Der Gedanke, wir könnten billig davonkommen, ist gefährlich und darf nicht ins Auge gefaßt werden. Es wird sich auch nicht darum handeln, ob wir recht oder unrecht haben, sondern: um Sein oder Nichtsein von achtzig Millionen Menschen.»

Sieben Tage darnach, am 30. Mai, treffen zwei deutsche Zivilisten im Luzerner Bahnhof ein. Sie kommen aus dem Reich. Es sind die führenden Köpfe des kleinen Berliner Verschwörerzirkels. Rudolf Roessler erwartet sie vorsichtshalber in seiner Wohnung im Wesemlin-Quartier von Luzern; es ist besser, man sieht sie nicht in seinem Verlag, der von Nazispitzeln überwacht sein könnte. Die Unterredung ist von höchster Wichtigkeit, ihr Gegenstand schwer und düster. Der eine beginnt:

«Es ist soweit. Der Krieg wird in wenigen Wochen, allerhöchstens in drei Monaten ausbrechen. Hitler hat sich vor einer Woche dafür entschieden.»

«Bist du sicher?» fragt der Flüchtling, nach einer Pause der Bestürzung.

«Ob ich sicher bin? Der Führer hat dem Oberkommando der Wehrmacht nie getraut. Darum hat er für die Ausarbeitung der Angriffspläne der Wehrmacht eine kleine Sondergruppe eingesetzt. Brauchitsch und Halder haben sich auch an uns gewendet. Wir gehören dieser Gruppe an. Sie haben uns selbst in die Höhle des Löwen hereingeholt!»

Der Gesprächspartner schweigt einen Augenblick. Mit funkelnden Augen und jedes Wort betonend, spricht er weiter:

«Wir aber wollen nicht, daß Nazi-Deutschland diesen Krieg gewinnt!»

«Aber bestehen Aussichten dafür?» unterbricht ihn Roessler.

«Das kann man nie wissen. Thomas, der Chef der Abteilung Volkswirtschaft und Rüstung des OKW, hat seine Rechnung vorgelegt. In vier Jahren nahm die Wehrmacht von sieben auf einundfünfzig Divisionen zu. Die Luftwaffe verfügt über einundzwanzig Staffeln und 270 000 Spezialisten. Mit dieser Macht kann man Europa nicht entgegentreten; aber Hitler will versuchen, den Angriff abzustufen. Er beginnt mit Polen. Dann hat er hinreichend Zeit, die Rüstungen so weit voranzutreiben, daß er sich später auch dem Westen entgegenstellen kann. Das Reich unternimmt gegenwärtig eine gewaltige industrielle Anstrengung. Es wird nur noch für das Heer gearbeitet. Zerschlägt man dieses nicht gleich zu Beginn, wird es übermächtig werden. Es ist ein richtiges Vabanque-Spiel. Hitler ist überzeugt, daß Eng-

land und Frankreich ihm nicht zuvorkommen werden.»

Wieder ein langes Schweigen.

«Die Zeit der Zerreißprobe ist da», murmelt Roessler.

Nun wird der Besucher heftig:

«Wir werden die Partie gewinnen. Wir werden dieses Deutschland zerbrechen, damit das unsere auferstehe. Du weißt, daß wir nur deshalb zur Wehrmacht übergingen, als diese die Reichswehr ablöste, um auf eine günstige Gelegenheit zu warten. Brauchitsch und Halder haben sie uns verschafft; sie haben uns die Türe ihres Offensivbüros weit geöffnet. Schon vorher hatten wir wichtige Stellungen inne. Operationsabteilung, Logistik, Transport, Wehrwirtschaft und Fernmeldewesen — überall waren wir schon dabei. Es fehlte uns nur noch dieser letzte Posten. Die Nazis brauchen Sachverständige; sie geben es gezwungenermaßen zu: das Gute an der Reichswehr war, daß sie Kader zu bilden verstand.»

Er trennt die Silben, um dem folgenden das ganze Gewicht zu verleihen:

«Das alles wird von uns jetzt eingesetzt. Zu einem Zweck, den die Herren entfernt nicht ahnen. Wir lassen dir alle Informationen zukommen, die uns entscheidend scheinen. Du machst dann damit, was du für gut findest. Du kannst sie schenken oder verkaufen, wie du willst. Du kannst sie jedem weitergeben; Hauptsache, daß sie auch die grimmigsten Feinde der Nazis bekommen.»

Rudolf Roessler betrachtet lange die beiden Generäle.

«Ihr wißt aber genau, worauf wir uns einlassen?» sagt er ihnen. «Haben wir angefangen, können wir nicht mehr zurück. Das ist euch doch hoffentlich bewußt.»

Die Antwort kommt mit Nachdruck:

«Durchaus ist uns das bewußt! Du weißt doch, daß du schon immer unser Gewissen warst. Du bist es heute mehr denn je. Wir werden lange keine Möglichkeit mehr haben, uns zu schreiben oder uns zu sehen. Darum wird dir Fritz jetzt erklären, wie wir uns verständigen können.»

Dieser Mann konnte durch die Basler Zoll- und Paßkontrolle einen kleinen Koffer in die Schweiz schmuggeln. Es war eine riskante Sache, aber in der knappen Zeit ließ es sich nicht anders machen. Es ist ein KW-Rundfunkgerät, mit dem man senden und empfangen kann. Fritz holte es sich Stück für Stück aus einem der Ersatzteillager der Fernmeldetruppen. Den Montage-Plan ließ er auch gleich mitlaufen, die Lagerlisten berichtigte er entsprechend. Das alles war ein Kinderspiel. Kennt Roessler in der Schweiz einen zuverlässigen Mann, der den Apparat zusammenbauen und der auch morsen kann?

Roessler kennt einen solchen Freund. Einen deutschen Emigranten namens Christian Schneider, der beim Internationalen Arbeitsamt in Genf einen kleinen Posten hat. Roessler bittet sich allerdings aus, daß er ihn nur ersuchen werde, ihm das Gerät ge-

brauchsfertig zu machen und ihm zu zeigen, wie man es bedient. Senden und empfangen wird er selber. Je weniger in einer Verschwörung verwickelt sind, desto besser.*

Roessler erhält den Sendekoffer, den Kode, die Liste der benützten Wellenlängen. Der kleine Zirkel der Freunde Roesslers hat sich diesen Nachrichtendienst als Tat des Widerstandes sorgfältig überlegt. Acht unter ihnen, die Inhaber höchster Stellungen in der Generalstabsabteilung, sitzen an der Quelle aller Informationen über die geringsten Bewegungen der Wehrmacht. Ihre Ernte wird reich und leicht einzubringen sein. Allen auf die Erdtruppen sich beziehenden Meldungen wird das Kennwort «Werther» vorausgehen. Die beiden anderen Verschworenen, die in den Kadern der Luftwaffe tätig sind, werden alles melden, was mit der Fliegerei zusammenhängt. Ihre Berichte werden den gleichen Kanal benützen wie die anderen. Ihr Kennwort wird «Olga» sein. Das ist der Vorname von Roesslers Gattin.

Aber was war dieses Oberkommando der Wehrmacht für ein sonderbares Gebilde, fragt man sich gewiß, daß undichte Stellen mit solcher Leichtigkeit darin angebracht werden konnten? Um es kurz zu sagen: ein Ungetüm, das von Monat zu Monat mächtiger anschwoll, bis es zuletzt zweitausend Offiziere

* Leute, die Roessler näher kannten, sind allerdings der Auffassung, er sei nicht imstande gewesen, den Empfänger und Sender selbst zu bedienen. Aber auch wenn an seiner Stelle eine Drittperson diese Funktion übernahm, ändert dies nichts am Kern der Darstellung.

und siebentausend Angestellte zählte! Ein riesiger Apparat, der ganz in Cliquen und Parteiungen zerrissen war; in dem alle aufeinander neidisch und erbost waren, und in dem jeder sich vor allem auf eine Kunst gründlich verstand: Verantwortungen abzuschieben, damit ihm ja nicht der Fehler unterlaufe, der unweigerlich seine Versetzung an die Front zur Folge gehabt hätte. Und dieses schwerfällige Räderwerk knarrte und quietschte unter den argwöhnischen Blicken der allgegenwärtigen Gestapo, die weniger mit seinem Schutz als mit seiner Ueberwachung betraut war ...

Ein wenig abseits von diesem Gewühl arbeiten einige wenige tüchtige Fachleute. Zumeist alte Hasen, denen keine Intrige mehr etwas anhaben kann und die in den Kulissen, ungestört von Paraden und Empfängen, verhältnismäßig im Frieden leben und das Schicksal der Wehrmacht schmieden. Zu diesen stillen Arbeitern gehören auch Roesslers zehn Freunde. Zu ihrem Amt gehört, daß sie sich stumm und zugeknöpft verhalten; darum bleiben sie allen Klüngeln fern. Die Anarchie, die sie umgibt, ist ihre beste Abschirmung. Ihnen wird es nicht schwerfallen, ihre Tätigkeit zu tarnen; insbesondere werden sie hinter diesem Schirm ihre Geheimsendungen sehr bequem durchgeben können.

Wem sollte es schon auffallen, daß sie ihre Konzepte zu den Aufmarschplänen der Wehrmacht zurückbehalten, da sie sie doch selber aufstellen? Was aber die Durchgabe der Meldungen an Rudolf Roess-

ler betrifft, so wird dies ganz einfach die zentrale militärische offizielle Fernmeldestelle des OKW selber vornehmen!

Diese Dienststelle, der General Erich Fellgiebel vorsteht, ist in zwei riesigen Sälen untergebracht, in der an die hundert Sende-Empfangs-Geräte unaufhörlich ticken und klappern. Alle möglichen Modelle, jede Art Sendestärke. Ein Bienenkorb, in dem es Tag und Nacht vor Arbeit summt. Längs der Wände befindet sich eine lange Reihe von Einzelzellen, in denen die Kodespezialisten arbeiten. Sie allein besitzen die Anleitungen zur Verschlüsselung der Depeschen des OKW. Die Operateure kennen diese Schlüssel nicht. Ohne sie zu verstehen, geben sie lange Buchstabenschlangen durch, die ihnen auf den Tisch gelegt werden, und sie haben nur auf die am Rand jeder Depesche eingetragene Sendezeit und Wellenlänge zu achten. Beim Empfang tragen sie in ihre Notizblocks ähnliche Ketten von Punkten und Strichen ein, die ihnen aber genau so unverständlich sind.

Wenige Tage nach dem Besuch seiner beiden Landsleute ruft Roessler Xaver Schnieper an. Dieser junge Schweizer ist seit 1933 einer seiner Freunde. Natürlich hütet sich Roessler, ihm die wahre Quelle seiner Informationen aufzudecken: auch der beste Freund schweigt dann am sichersten, wenn er nichts weiß. Er erklärt ihm deshalb nur, aus sicherer Quelle zu wissen, daß der Krieg über kurzem ausbrechen werde.

Hans Hausammann, heute Inhaber verschiedener Photogeschäfte, ist eine starke Persönlichkeit, mit der es die Vorgesetzten nicht immer leicht hatten. Zu Beginn der dreißiger Jahre galt er als Mann der äußersten Rechten. Doch wird sich bald genug zeigen, daß es in der Schweiz nur wenige gibt, die die Nazis so gründlich durchschauen wie er. Er fühlte sich gedrängt, sein Land mit unsichtbaren Augen und Ohren zu versehen; so stellte er in ganz Europa, von Finnland bis Italien, auf Grund seiner Geschäftsbeziehungen solide persönliche Kontakte her, die ihm im Notfall als Nachrichtenquelle dienen könnten. Dieses private Nachrichtennetz fand General Guisans Gefallen. Der Chef der Schweizer Armee mobilisierte Hans Hausamman zu diesem Zweck, ließ ihm aber Handlungsfreiheit. Dieser Einrichtung gab man den Namen «Büro Ha.».

Braucht man einen Gesamtüberblick über die politische Lage in Deutschland? Büro Ha. Sollen deutsche Diplomaten in der Schweiz überwacht werden? Büro Ha. Schweizer Diplomaten im Ausland geschützt? Büro Ha. Geheimagenten nach Deutschland geschleust? Büro Ha.

Die Dienststellen Oberstbrigadier Roger Massons entsenden ebenfalls Geheimagenten ins Dritte Reich. Sie haben manchmal aufregende Abenteuer zu bestehen. So gelang es einem von ihnen, eine Panzerfaust samt zugehöriger Granate zu entwenden; aber an der Grenze, beim Col des Roches, wurde er von einem schweizerischen Zollkorporal angehalten und

verhaftet, weil er keine Einfuhrlizenz für solche Geräte hatte. Der Zwischenfall konnte von der Zolldirektion nur mit Mühe beigelegt werden. Meist jedoch werden solche Aufträge den Leuten des Büro Ha. anvertraut. Sollte es ähnliche Zwischenfälle geben, so wird man sie leichter desavouieren können, denn die ganze Einrichtung wird offiziell nicht anerkannt.

Xaver Schnieper schildert Hausammann seinen Freund Roessler als politisch wohlinformierten Mann. Er rühmt seine Beziehungen zu hochgestellten deutschen Persönlichkeiten. Seinerseits stellt Roessler für seine Mitarbeit eine einzige Bedingung: man wird ihm über seine Quellen nie eine Frage stellen. Major Hausammann ist damit einverstanden. Er kennt diese Art Kontakte und weiß, daß man in ihr Geheimnis nicht weiter dringen darf. Die Informationen wird er nach ihrer Güte beurteilen. Er wird nicht enttäuscht werden.

Der «Draht» Berlin—Luzern funktioniert tadellos. Am 23. August 1939 waren die höchsten Offiziere des Oberkommandos der Wehrmacht zu einer außerordentlichen Sitzung zusammengerufen worden. Auf dieser Sitzung hatte ihnen General Halder den am vorhergehenden Tag vom Führer ausgegebenen Befehl mitgeteilt: «Der Tag ‚J' gegen Polen ist der Samstag, 26.»

Es war dann in Wirklichkeit nicht der 26.; denn dazwischen kam ein letzter, verzweifelter diplomatischer Versuch Großbritanniens und Frankreichs, so

daß die Truppen der Wehrmacht die polnischen Grenzen erst am frühen Morgen des 1. Septembers überschreiten; von Norden, Süden und Westen drängen sie konzentriert gegen Warschau vor. Der Zweite Weltkrieg hat begonnen. «Werther» und «Olga» arbeiten still und emsig an der Vernichtung dieses Dritten Reiches, das tausend Jahre dauern sollte ...

Die Schweiz hatte sich vorgesehen

Die Schweiz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges ... Weniger als fünf Millionen Menschen, auf 41 344 Quadratkilometern, von denen 10 423 aus Fels und Eis bestehen und unbewohnbar sind. Eine geruhsame, zurückhaltende, fleißige Bevölkerung. Mit ihrer Viehzucht bringt sie die schönsten Kühe der Welt hervor; sie stellt den wahrscheinlich besten Emmentalerkäse und die besten Uhren der Welt her. Und mit einem nahezu religiösen Eifer pflegt sie eine seltene Blume, die sehr wahrscheinlich ihr höchstes Gut ist: die Neutralität. Nicht irgendwelche. Die ihre.

Das «Journal de Genève» hob am 30. August 1939 hervor, daß die «freigewählte» Neutralität Belgiens und die «unabhängige» Neutralität der Niederlande

mit der «integralen» Neutralität der Schweiz juristisch nicht vergleichbar seien, da die Schweiz weit neutraler als jedes andere neutrale Land sei. Und in seinem Buch «Die Wahrheit über die Schweiz» stellt Fred von Diesbach fest, die Schweiz sei zwar nicht für die Neutralität gemacht, wohl aber die Neutralität für die Schweiz.

Diese Schweiz glaubt insgeheim alles vorgekehrt zu haben, um sich außerhalb des von Hitler entfachten Brandherdes zu halten. Ende August 1939 hat sie ihr traditionellstes Aussehen. Acht Tage vor dem Beginn des Stahlgewitters, in das die Menschheit sich begibt, finden wir auf den ersten Seiten ihrer Tageszeitungen zwei symbolische Veranstaltungen angeführt, die ganz nach ihrem Herzen sind: Am 21. August die feierliche Eröffnung des 33. Friedenskongresses in der Aula der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, eines Kongresses, auf dem außer Deutschland, Italien und Spanien ganz Europa vertreten ist. Und vierundzwanzig Stunden später, in Genf, die Feier des 75. Jubiläums der Gründung des Roten Kreuzes, einer Institution, die der Schweiz so viel verdankt.

In diesem stürmischen, regnerischen Ferienmonat August muß am Montag, dem 21., die Basler Feuerwehr siebenhundertmal ausrücken, um überschwemmte Keller trockenzulegen. Die schweizerischen Hotels sind vollbesetzt. Noch nie wurde die Schweiz von so vielen britischen und französischen Touristen besucht wie in diesem Jahr. Die Schwei-

zerische Landesausstellung in Zürich ist ein voller Erfolg. Am Sonntag, dem 20. August geht der siebenmillionste Besucher durch die Sperre. Der französische Innenminister Albert Sarraut, der die Schweiz privatim bereist, wird von den Behörden des Kantons Basel empfangen. Der Präsident der französischen Kammer, Edouard Herriot, der seinen Urlaub in Aix-les-Bains verbringt, besucht die Ausstellung der Werke des Madrider Prado-Museums, die vorübergehend in Genf Asyl gefunden haben. Zürich begeht das schweizerische Trachtenfest. Die stärksten Rennwagen der Welt wetteifern um den Großen Preis von Bern. Nicht weit von dieser Rennbahn schreitet der Berliner Bürgermeister Dr. Lippert zur Einweihung eines neuen Bärengrabens bei der Nydeggbrücke, da ja Bern bekanntlich wie Berlin einen Bären im Wappen führt.

Alles trägt dazu bei, das Gespenst der nächstens sich entfesselnden Hölle dem Bewußtsein fernzuhalten. Nur in zwei Kinosälen werden einige Filme gezeigt, in denen das nahende Unheil sich ankündigt. Das Genfer Cinébref bringt «Danzig, die einzige in der Freien Stadt aufgenommene Wochenschau»; und das Cinéma Moderne läßt über den Bildschirm eine Reportage gehen: «Die Maginot-Linie, das gewaltigste Bollwerk der Neuzeit». Größeren Andrang freilich finden die Filme «Raphael le Tatoué» mit Fernandel im Rex, und «Monsieur Bretonneau» mit Raimu im ABC.

Dessen ungeachtet nimmt der Bundesrat am 24.

August 1939 unauffällig eine Bestandesaufnahme der schweizerischen Unternehmungen vor. Diese Ueberschau ist für ihn von höchster Wichtigkeit, da sie die wesentliche Grundlage der schweizerischen Handelspolitik, namentlich aber der schweizerischen Kriegswirtschaft darstellt. Mit der gleichen Unauffälligkeit beschlagnahmt am gleichen Tag die schweizerische Postverwaltung, im Einvernehmen mit der Bundespolizei, mehrere hundert Briefe, die von der Schweiz nach Deutschland gelangen sollen. Sie enthalten englische Antinazipropaganda... Am Vorabend des Kriegsausbruches will die Eidgenossenschaft dem Führer auch nicht den kleinsten Vorwand geben, die schweizerische Neutralität in Zweifel zu ziehen.

Daß der Krieg unmittelbar bevorsteht, erfährt die schweizerische Oeffentlichkeit indirekt Freitag, den 25. August. Die Berner Gesandtschaft des Vereinigten Königreiches warnt die Untertanen Seiner Majestät, welche die Schweiz zu verlassen wünschen, dies noch am gleichen Abend zu tun. Nach diesem Termin würden die internationalen Zugsverbindungen mit höchster Wahrscheinlichkeit unterbrochen sein.

Am folgenden Tag, dem 26. August, versammelt sich der Bundesrat zu einer außerordentlichen Sitzung. Sie dauert von 9 bis 11.30 Uhr. Der deutsche Gesandte in Bern hat soeben versichert, daß das Reich die schweizerische Neutralität im Kriegsfall respektieren werde. Giuseppe Motta, der Vorsteher des Politischen Departements, stellt fest, diese Ver-

sicherung könne die Eidgenossenschaft nicht davon abhalten, die notwendigen Maßnahmen zur Sicherung ihrer Neutralität zu treffen. Das hätten übrigens auch andere Neutrale schon getan, fügt Motta hinzu, die von seiten Deutschlands die gleiche «Versicherung» erhalten hatten: Belgien, die Niederlande, Luxemburg. Der Vorsteher des Militärdepartements, Rudolf Minger, besteht darauf, daß die Schweiz sich bereithalten müsse, beim geringsten Alarm ihre Grenzen zu besetzen. Die Bundesräte beschließen, Bern nicht zu verlassen; sie stehen, wie man in der Schweiz sagt, «auf Pikett», damit sie sich notfalls sofort versammeln können.

Die nächste Sitzung läßt nicht lange auf sich warten. Montag, den 28. August, treffen alle Bundesräte um 15 Uhr im Bundeshaus ein. Der Rat beschließt für den folgenden Morgen um 5 Uhr die Mobilmachung der Schweizer Armee. Ueber das Radio und durch die Zeitungen werden alle Wehrmänner, die in ihrem Dienstbüchlein den roten Streifen haben, aufgeboten. Die Bevölkerung wird von Bundespräsident Etter ermahnt, stets ruhig Blut zu bewahren:

«Die schweren Spannungen, die heute über den Völkern Europas lasten, haben den Bundesrat veranlaßt, in seiner heutigen Sitzung die für den Schutz unseres Landes erforderlichen Maßnahmen zu treffen. Der Bundesrat ist entschlossen, die aus der Neutralität des Landes sich ergebenden Pflichten in jeder Situation und mit allen Mitteln zu erfüllen. Im

Hinblick darauf, daß die Kriegsmobilmachung in unseren Nachbarländern schon weitgehend vorgeschritten ist, könnte der Bundesrat die Verantwortung dafür nicht übernehmen, unsere Grenzen ohne verstärkten Grenzschutz zu lassen. Er hat deshalb heute beschlossen, ein Aufgebot für die gesamten Grenzschutztruppen zu erlassen.

Im Namen des Bundesrates fordere ich das Schweizervolk auf, auch in dieser ernsten Stunde ruhiges Blut zu bewahren und den Maßnahmen der Regierung unbedingtes Vertrauen entgegenzubringen. Wir haben alle Vorbereitungen getroffen, um die Sicherheit des Landes in jeder Beziehung sicherzustellen. Insbesondere bitte ich das Volk, sich von Gerüchtemacherei jeglicher Art fernzuhalten, von überstürzten Wareneinkäufen und von unbedachten Geldabhebungen bei den Banken abzusehen, da alle Vorkehren dafür getroffen sind, daß die Lebensmittelversorgung des Volkes und der Geldverkehr sich ruhig und ungestört abwickeln können.

Jeder von uns, Mann und Frau, erfülle an seinem Platz seine Pflicht. Zeigen wir uns der ernsthaften Stunde würdig!»

Alles wurde vorgesehen ... In den folgenden Tagen erfahren die Schweizer, wie sehr diese Versicherung zu Recht besteht. Vor allem prägen sich ihnen aber die Worte ein: «Die Bundesversammlung wird den General wählen.» Für sie ist es das Zeichen, daß der Krieg unmittelbar bevorsteht. Denn in Friedenszeiten hat die Schweizer Armee keinen General.

Nach Artikel 85, Ziffer 4 der Bundesverfassung wird der Oberbefehlshaber von der Bundesversammlung gewählt, wenn eine größere Zahl von Truppen zum aktiven Dienst einberufen wird. So wurde 1859 anläßlich des Krieges zwischen Piemont und Oesterreich General Dufour mit dem Oberbefehl betraut; 1870 General Herzog; 1914 General Ulrich Wille. Der vierte schweizerische General wird Henri Guisan. Die Schweiz hat den Ausbruch dieses Zweiten Weltkrieges so weit vorausgesehen, daß Oberstkorpskommandant Guisan schon seit mehreren Monaten weiß, daß er für diesen Posten vorgeschlagen werden wird.

Schon früher waren ganz andere, weit wirksamere Maßnahmen getroffen worden. So hatte schon am 1. April 1938 der Bundesrat den Eidgenössischen Räten ein Gesetz über die Landsversorgung im Kriegsfall vorgelegt, mit dem die Errichtung von Vorratslagern vorgesehen war. Die Schweizer wissen nicht viel darüber oder messen dem nur geringe Bedeutung bei. Der Vorsteher des Volkswirtschaftsdepartements, Hermann Obrecht, ein ehemaliger Lehrer, ein Mann von trutziger Gestalt, hat auch wenig Aufhebens von dieser Organisation gemacht, mit der im Fall der Not eine Kriegswirtschaft aufgezogen werden sollte.

Noch früher, am 1. April 1937, hatte der Bundesrat einen Delegierten für diese Ausnahmewirtschaft ernannt. Auf Obrechts Ansuchen hin erließ der Bundesrat am 8. März 1938 eine Verordnung über die

Organisation dieser Kriegswirtschaft. Sie wurde geheimgehalten. Doch waren bereits in jenem Zeitpunkt, anderthalb Jahre vor Kriegsausbruch, die Aufgaben der verschiedenen Büros genau abgegrenzt und deren Vorsteher bezeichnet. Eine lange Namenliste. Die schweizerische Bürokratie trifft rasche Entscheidungen. Lauter Praktiker, Industrielle, Kaufleute, die von Obrecht gesamthaft als «Miliz des Ueberlebens» bezeichnet wurden.

J. Kaeppeli unterstehen die Lebensmittel, W. Laesser das Getreide, E. Feisst die Milchprodukte, G. Flükkiger das Fleisch, O. Kellerhals Kartoffeln, Obst und Alkohol, Hodler Fett und Speiseöle, F. T. Wahlen der landwirtschaftliche Mehranbau und die Hauswirtschaft.

Ferner: P. Renggli Industrie und Arbeit; Rauschenbach Belegschaften; Sulzer Eisen und Werkzeugmaschinen; Stucki Textilien; Grimm Energie und Wärme; Koechlin die pharmazeutischen Produkte.

Und so noch viele andere in anderen Sparten; alles in allem dreißig Mann, die von einem Tag auf den andern ihren Marschbefehl gewärtigen, und deren Aufgabe es ist, die Schweiz am Leben zu erhalten, sobald sie von der Welt einmal abgeschnitten sein sollte.

Besonders eingerichtete Räumlichkeiten erwarten in sieben Berner Straßen den Einzug dieser Herren.

Wüßte das Schweizervolk, wie weit die Vorkehrungen schon gediehen sind, es würde ein verstärktes Selbstvertrauen davontragen. Hermann Obrechts

weite Voraussicht hat der Eidgenossenschaft unschätzbare Dienste erwiesen. Gestützt auf den von diesem «Mann der Banken» gelegten Grundstein wird sie sechs Jahre lang mit Umsicht, Festigkeit und zähem Durchhaltewillen in dem Weltbrand ihre Unabhängigkeit behaupten.

Es regnet in der ganzen Schweiz, als Obrecht Dienstag, den 29. August 1939, seine ersten kriegsvorsorglichen Maßnahmen trifft. Er verfügt das Verbot des freien Einkaufes aller Waren, die gehamstert werden oder Preissteigerungen hervorrufen könnten — Zucker, Reis, Gemüse, Teigwaren, Gries, Mais, Fette, Oele und Mehle. Am gleichen Tag werden provisorische Lebensmittelkarten von blauer Farbe ausgegeben, mit denen die gesperrten Lebensmittel in kleinen Mengen bezogen werden können: 2 Kilo Mehl, 2,5 kg Zucker, 750 Gramm Reis, 2 Kilo Teigwaren, 250 Gramm Trockengemüse, 500 Gramm Oel pro Person und für die Dauer von zwei Monaten. Es handelt sich also mehr um eine geregelte Zuteilung der Lebensmittel als um eine ausgesprochene Verknappung.

Brot, Fleisch, Fisch, Milchprodukte, Konserven, Frischgemüse und Obst bleiben frei erhältlich. In ihren Getreidespeichern hat die Schweiz Vorräte für 372 Tage eingelagert, und dazu noch weitere 50 000 Tonnen anderer kontingentierter Konsumwaren. Damit könnte sie, völlig auf sich gestellt, mindestens zwei Jahre lang durchhalten; aber natürlich werden diese Vorräte nach Möglichkeit fortlaufend ergänzt.

Keiner der Kriegführenden hat sich mit solcher Sorgfalt auf die Kriegsfolgen vorbereitet.

An jenem Dienstag sind die telephonischen Verbindungen mit Frankreich unterbrochen, der Flugverkehr unterbunden; die Radweltmeisterschaft kann nicht ausgetragen werden. Motorentreibstoff wird sofort rationiert; die Volkskonzerte von La Sallaz, bei Lausanne, werden abgesagt. Die Walliser Bauern sind wieder einmal verzweifelt: der Massenauszug der Feriengäste verstopft die Eisenbahnen und gefährdet den Abstoß ihrer Aprikosenernte, von der sie auch dieses Jahr wieder versichern, daß sie noch nie so gut war. Alle kleinen Grenzübergänge sind gesperrt. Nach Deutschland kann die Grenze nur noch an neun Stellen überschritten werden, an einer nach Liechtenstein, an acht nach Italien, an sieben nach Frankreich. Damals wurde die Schweiz von etwa 100 000 Mann Grenztruppen bewacht; zu jenem Zeitpunkt gab es dort — im Herzen eines aufgewühlten Europas, das bereits alle seine Lichter gelöscht hatte — aber trotzdem noch keine Verdunkelung.

Mittwoch, den 30. August, betritt Henri Guisan, mit 65 Jahren noch gesund und rüstig, den großen Beratungssaal des Bundeshauses. Es ist 18 Uhr. Seine mit Lorbeer geschmückte Mütze hält er in der behandschuhten Linken; seit einer Stunde ist er General. Die Bundesversammlung wählte ihn mit 204 von 229 Stimmen; 21 Stimmen entfielen auf Oberstdivisionär Borel. In den bronzenen Urnen lagen auch

zwei leere Stimmzettel: vermutlich jene der kommunistischen Nationalräte Bodenmann und Humbert-Droz. Zwei Stunden vorher hatten sie sich bei der Vollmachterteilung an den Bundesrat ebenfalls der Stimme enthalten, und mit ihnen die sozialdemokratischen Nationalräte Graber und Schneider. Anschließend wird dann der neugewählte General vereidigt.

Giuseppe Motta, Chef des Politischen Departements, hat kurz vorher einen Vertreter der künftigen kriegführenden Mächte nach dem anderen empfangen. Alle garantierten der Eidgenossenschaft die Respektierung ihrer Neutralität und ihrer Unversehrtheit. Der italienische Gesandte Tamaro versicherte überdies, daß die von Süden her kommenden Straßen und Bahnen der Schweiz immer offenstehen würden. Es genügt, fügt Tamaro honigsüß hinzu, zwischen den beiden Regierungen die «kleinen Details» dieser Offenhaltung zu regeln...

Ein anscheinend hochherziges Angebot, das von Motta warm verdankt wird, während sich seiner innerlich eine ziemliche Unruhe bemächtigt. Denn das kann unmöglich so einfach sein, wie Tamaro es hinstellt. Fortan wird für die Schweiz nichts mehr einfach sein. Die Zeit der Kompromisse, der oberflächlichen Verständigungen, der untergründigen Verpflichtungen, die Zeit der Diplomatie im Dunkeln hat begonnen...

Will man einen besonderen Beweis der helvetischen Voraussicht? Am gleichen Samstag, dem 2.

September, an dem mobilisiert wird, machen Armeelastwagen eine Runde vor alle Schweizer Banken und laden Holzkassetten und versiegelte Leinensäcke auf: Gold, Devisen und Wertschriften, die in den Safes dieser Banken liegen, wandern an einen sicheren Ort, in eine Art Ali-Baba-Höhle, die an versteckter Stelle in den Alpen eingerichtet wurde. Jede Bank hat dort ihr Depot. Alle ihnen von ihren Kunden anvertrauten Werte befinden sich darin in Sicherheit.

Im Morgengrauen dieses Samstags erreichen 450 000 Mann ihre Besammlungsorte. Das Wetter ist gewitterhaft, der Föhn bläst stürmisch. Gepäck und Waffen drücken.

General Henri Guisan schlägt sein Hauptquartier vorerst im Hotel «Bellevue» an der Kochergasse in Bern auf. Das «Bellevue» hat den Vorteil, in unmittelbarer Nähe des Bundeshauses zu stehen. Schon im Jahre 1914 hatte General Wille sich im dritten Stock dieses Hotels eingerichtet. Aber der Oberbefehlshaber einer Armee in einem Hotel, inmitten von Hotelgästen, unter denen es zweifellos auch Spitzel gibt ...? General Wille hatte sich damit abgefunden. Nicht jedoch Guisan. Er findet diese Unterkunft wenig angemessen und entschließt sich für eine andere. Erst geht er nach Spiez, dann nach Gümligen, später nach Interlaken und zuletzt nach Jegenstorf.

Als Guisan das militärische Schicksal seines Landes in seine Hände nahm, stand die schweizerische Milizarmee noch keineswegs auf der Höhe ihrer Aufgabe. Die Eingeweihten wußten, daß sie sich kaum

acht Tage würde halten können. Nach und nach macht Guisan aus der Truppe das berühmte «Stachelschwein», von dem er zuversichtlich hofft, daß es sich gegen jeden Angreifer mindestens zwei Jahre lang werde verteidigen können, was auch die angemessene Garantie für die «integrale» Neutralität darstellt.

Insgeheim geht Guisan noch weiter. Er empfindet instinktiv, daß sich ihm dadurch noch schwerwiegende Gewissensfragen stellen werden; aber er ist entschlossen, über solche Skrupel hinwegzugehen. Denn auch für ihn ist es von größter Wichtigkeit, daß Nazi-Deutschland geschlagen werde.

Die ersten Fluchten im Oberkommando der Wehrmacht

Die meisten Spionageaffären beruhen auf einem bestimmten Ereignis, das zwar von höchster Wichtigkeit ist, aber doch isoliert bleibt und nie von langer Dauer ist. Die Meisterleistung von Richard Sorge war, die Gewißheit verschafft zu haben, Japan werde die Sowjetunion nicht angreifen. Das erlaubte Stalin, Sibirien von Truppen zu entblößen und seine besten Winterdivisionen Hitler entgegenzuwerfen. Das unschätzbare Verdienst Rudolf Roesslers und seiner Gefährten besteht darin, daß sie Informationen von der

gleichen Qualität lieferten wie Sorge, aber während der Dauer von vier Jahren!

Die Menge der Informationen, die diese Widerstandskämpfer den Schweizern zukommen ließen — und die jener bei weitem nicht gleichkommt, die sie später noch anderen geliefert haben —, umfaßt 4000 Telegramme, füllt 12 000 engschaltig maschinengeschriebene Blätter, was einem Werk von vierzig dikken Bänden entspricht.

Es darf ohne Uebertreibung gesagt werden, daß es diese Personen waren (von denen allerdings Oberstbrigadier Masson keine bekannt war), die den Ruf der beispiellosen Tüchtigkeit des schweizerischen Nachrichtendienstes begründet haben. Wenn Sir Alexander Cadogan, der Chef des Intelligence Service, und General Donovan, der Hohepriester des Office of Strategic Service (OSS), der amerikanischen Spionagezentrale, den schweizerischen Nachrichtendienst bewundern, so ahnen sie nicht, daß ihre Bewunderung im Grunde diesen elf Männern gilt.

Von November 1942 an wohnt Donovans Sonderbeauftragter Allan Dulles, der spätere Chef der berühmten Central Intelligence Agency (CIA), in der Schweiz. Den Schweizern gegenüber macht Dulles aus seiner Mission kein Hehl: er soll mit der deutschen Opposition Fühlung nehmen, um mit ihr die Möglichkeit eines Umsturzes des Naziregimes zu erwägen. Er arbeitet frei und offen, völlig unbefangen, die Füße auf dem Tisch, die Whiskyflasche in Reich-

weite, und verrichtet so, was er seine «Tätigkeit im Dienst des Friedens» nennt.

Allan Dulles war unter den Alliierten der erste, der die Wichtigkeit dieser schweizerischen Kontakte erkannte. Diese deutschen Männer hätte er gern kennengelernt; sie wären seine wertvollste Hilfe im Hinblick auf sein Ziel gewesen. Er versuchte, ihre Namen zu erfahren. Aber vergebens. Also nahm er Fühlung mit einer anderen Gruppe der deutschen Opposition, mit dem deutschen Vizekonsul in Zürich, Hans Bernd Gisevius. Masson, der von dieser amerikanischen Technik wenig hält, läßt Allan Dulles gewähren. Die «Tätigkeit im Dienste des Friedens», die der Amerikaner mit so viel Lärm praktiziert, übt er insgeheim, dank Roessler, weit wirksamer schon seit langem aus.

Ursprünglich hatte Roesslers Angebot dem Chef des «Büros Ha.» allerdings einiges Kopfzerbrechen verursacht. Das Nachrichtenbündel dieses so ausgezeichnet unterrichteten Deutschen würde bestimmt nur wenige sich unmittelbar auf die Schweiz beziehende Informationen enthalten, da diese für die Nazis als Angriffsziel vorerst nicht in Betracht kam. Die wichtigsten Meldungen würden höchstwahrscheinlich für die Alliierten von Interesse sein.

Es war Hans Hausammann, der die Lösung fand, die bis 1944 wirkte.

Die ersten von Roessler weitergegebenen Nachrichten betreffen die von den Nazis für Polen vorgesehenen Terrormethoden. Am 23. September 1939

erscheint Roessler zutiefst aufgewühlt. Er verfügt über die Abschrift eines Plans, den Heydrich zwei Tage vorher dem Oberkommando der Wehrmacht vorgelegt hat:

«Das Dritte Reich wird das unterjochte Polen nicht wieder aufrichten. Adel und Klerus dieses Landes müssen gleich nach der Eroberung vernichtet werden. Wichtig ist, daß das Volk auf dem niedrigsten Lebensstandard gehalten wird. Auf diese Weise wird es billige Arbeitssklaven stellen. Die Juden wird man in die Städte zusammendrängen, wo man sie leicht überwachen kann. Mit der Endlösung», so meinte Heydrich weiter, «muß noch einige Zeit zugewartet werden, damit sie erfolgreich abgeschlossen werden kann. Ihre Durchführung muß streng geheim bleiben.»

Für die Offiziere der Wehrmacht und auch für die Schweizer, die diese Information erhalten, besteht über die Bedeutung des Ausdrucks «Endlösung» kein Zweifel. Damit ist die Ausrottung der Juden gemeint. Der spätere Generalgouverneur von Polen, Hans Frank, wird die von Hitler selbst darüber erlassenen Befehle zu gegebener Zeit genau ausführen.

«Es ist natürlich schwer, die dreieinhalb Millionen Juden dieses Landes zu erschießen oder zu vergiften», erklärte er. «Aber wir werden schon Methoden finden, die so oder anders zu deren Vernichtung führen werden.»

Die Voraussage sollte sich nur zu gut erfüllen.

Das «Büro Ha.» erhält Meldungen über den be-

vorstehenden Ueberfall der Wehrmacht auf Holland, Belgien und Nordfrankreich. Es ist der 13. Oktober 1939. Drei Tage vorher hatte Hitler seine Generäle zu sich berufen. Er war äußerst aufgebracht, weil Halder und Brauchitsch ihm erklärt hatten, die von den Panzereinheiten im Polenfeldzug erlittenen Schäden könnten erst in mehreren Monaten behoben werden. Im Büro seiner Reichskanzlei hatte der Führer mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gewettert:

«Die Zeit arbeitet für den Feind! Die Vorbereitungen müssen beschleunigt werden; eine Offensive gegen Luxemburg, Belgien und Holland muß sofort eingeleitet werden. Es handelt sich darum, den größtmöglichen Teil der operativen französischen Armee außer Gefecht zu setzen und gleichzeitig das Maximum an Boden zu gewinnen. Ich erwarte von den Oberkommandierenden, daß sie mir so schnell wie möglich detaillierte Berichte über ihre Pläne vorlegen. Ein Stellungskrieg wie 1914 bis 1918 muß vermieden werden. Die Panzerdivisionen sind für Durchbrüche in die Tiefe zu verwenden. Das Datum für den Beginn des Angriffs auf Belgien und Holland ist der 12. November.»

Diese Nachricht gelangt unverzüglich zur britischen Botschaft. Auch die Belgier und die Holländer werden sofort benachrichtigt. Am 7. November meldet Roessler die Vertagung dieses Angriffes. Die Meinungsverschiedenheiten zwischen Hitler und seinen Generälen dauern an. Im Verlauf des Herbstes und

des Winters 1939/40 lösen vierzehn weitere Beschlüsse und Vertagungen einander ab. Jedesmal benachrichtigt Roessler die Schweiz, und die Alliierten werden es gleichfalls erfahren.

Eine neue Besprechung zwischen dem Führer und seinen Generälen findet in der Reichskanzlei am 21. November 1939 statt. Bei dieser Gelegenheit erwähnt Hitler erstmals die Möglichkeit eines Zweifrontenkrieges, dieses Alptraums jedes Heerführers. Wohl sei die Offensive gegen den Westen vordringlich, doch sei eine Offensive gegen Rußland trotz dem zwischen der Sowjetunion und dem Dritten Reich bestehenden Nichtangriffspakt für später nicht auszuschließen. Diese Ausdehnung des Konfliktes motiviert Hitler damit, daß er mit machiavellistischer Verschlagenheit seine eigenen Absichten den Russen unterschiebt:

«Verträge werden immer nur so lange gehalten, als ein Interesse dafür besteht. Rußland wird den Nichtangriffspakt mit uns nur so lange respektieren, als es ihm paßt ... Es verfolgt weitgesteckte Ziele, darunter die Festigung seiner Stellung im Baltikum. Der Augenblick wäre für die Russen günstig.»

Diese Information versetzt die Schweizer in Verlegenheit. Immer gern bereit, den westlichen Alliierten zu helfen, die eine Welt vertreten, die ihre eigene ist, wissen sie nicht, wie sie diese Depesche behandeln sollen. Sie gewährten seinerzeit einigen russischen Revolutionären Asyl, das ist richtig, aber für das kommunistische Regime haben sie nichts übrig.

Außerdem befindet sich die Sowjetunion gegenwärtig nicht im Krieg mit Deutschland. Ja man könnte eher behaupten, sie stehe mit Hitler im Bund, stammt doch das von der Wehrmacht in Polen benötigte Oel aus Baku und das von den deutschen Soldaten verzehrte Getreide aus der Ukraine. Soll man ihnen diese Meldung über Hitlers Auffassung von ihrer Treue zum Pakt zukommen lassen?

Nach reiflicher Ueberlegung beschließen die Schweizer, diese und ähnliche Nachrichten vorderhand für sich zu behalten. Als es darum ging, dem Westen beizustehen, fanden sie gleich einen pfiffigen Ausweg; doch werden sie weniger erfindungsreich, wenn es sich um Gefälligkeiten gegenüber Moskau handelt. Das Büro Ha. legt diese Information einfach zu den Akten. Der deutsche Flüchtling ist mit den Schweizern einverstanden, denn er ist noch voller Zuversicht! Noch hat er nicht erfahren, daß der Westen seine ausgezeichneten Informationen einfach in den Wind schlägt...

Eine Sturzflut weiterer Nachrichten folgt dieser ersten. «Werther» und «Olga» wissen über die Pläne des Führers und deren Ausarbeitung durch das Oberkommando der Wehrmacht jede Einzelheit zu berichten. Im Januar 1940 und dann auch im Februar wird das Büro Ha. über die Vorbereitung des Angriffs auf Norwegen auf dem laufenden gehalten.

Lange bevor die Wehrmacht gegen Skandinavien vorging, hatten die Schweizer Dänemark und Norwegen insgeheim gewarnt. Und doch werden sich

sowohl Dänemark als auch Norwegen «überrascht» zeigen. Der König von Dänemark besucht am Abend des 8. April das Königliche Theater, und dies wiewohl Kopenhagen wenige Stunden vorher erfahren hat, daß ein polnisches Unterseeboot einen deutschen Truppentransport südlich von Norwegen torpediert hat, und wiewohl es bestimmt auch weiß, daß ein Verband der deutschen Kriegsmarine nach den dänischen Häfen unterwegs ist ... Auch das norwegische Kabinett legt an diesem 8. April eine merkwürdige Trägheit an den Tag, obschon bereits mehrere Schiffe gesichtet wurden, die Norwegens Küsten entlang fahren.

Diese eigenartige Lahmheit ist keine nachträgliche Konstruktion; sie geht aus den Belegen einwandfrei hervor.

Der holländische Militärattaché in Berlin, Oberst J. G. Sas, erhält einen Wink über die Gefahr, die Dänemark droht. Auch von Oberst Oster erhält Sas eine Warnung. Oster ist der Stellvertreter des Chefs der Abwehr, Admiral Canaris, und mit Sas eng befreundet. J. G. Sas beeilt sich, diese beiden Informationen dem dänischen Marineattaché Major Kjölsen zuzutragen. Aber die dänische Regierung lächelt darüber bloß und überhört die Warnung.

Am 25. März 1940 wird die norwegische Regierung von ihrem Berner Gesandten, ebenfalls auf Grund von in Kastanienbaum im Büro Ha. eingetroffenen Informationen, über die Norwegen drohende Gefahr orientiert. Der schweizerische Agent hebt

wiederholt die Dringlichkeit dieser Meldung hervor, aber man schenkt ihr keinen Glauben. Auch diesmal gelangt die gleiche Warnung noch auf anderem Wege, über den schwedischen Militärattaché in Berlin, nach Oslo; ebenfalls vergebens. Dem Angriffsplan der Nazis, der sogenannten «Weserübung», ist ein voller Erfolg beschieden!

Dieses tragische Versagen zu Beginn des Zweiten Weltkrieges ist bezeichnend für die Einstellung der europäischen Generalstäbe und der demokratischen Regierungen jenes Zeitabschnittes. Das instinktive Mißtrauen der Generalstäbe und Regierungen vor den Nachrichtendiensten führt sie direkt in den Abgrund, in eben die von diesen Geheimagenten vorausgesagte Katastrophe. Belgien, Holland, Frankreich waren genau so gewarnt wie schon vor ihnen Dänemark und Norwegen und erlitten aus dem gleichen Grund das gleiche Schicksal...

Am 1. Mai 1940 erhält Roessler von «Werther» eine kurze Meldung:

«Angriff am 10. Mai im Raum von Sedan. Gelber Plan gültig. Entlang belgischer und holländischer Grenze fünfzig Divisionen massiert. Guderian und Hoth bereit, bei Sedan durchzubrechen. Haltet durch!»

Am gleichen 1. Mai telegraphiert der französische Militärattaché in Bern unverzüglich nach Paris:

«Deutscher Angriff höchst wahrscheinlich am 10. Mai Richtung Sedan.»

Man darf also hoffen, der alliierte Generalstab ließe sich vom Angriff diesmal nicht überraschen wie schon früher jene Dänemarks und Norwegens; den an dieser Stelle eingesetzten 136 deutschen Divisionen werden sie das nötige Dispositiv zweifellos entgegenstellen. Dies um so eher, als auch General Gauché, Leiter des «Deuxième Bureau», und Oberst Rivet, Chef des «Cinquième Bureau», vom 1. Mai 1940 an dem französischen Generalstab immer wieder neue, aus der Schweiz eintreffende Bestätigungen jener Meldung zustellen; so zum Beispiel am 4., 6. und 8. Mai.

Wie man sieht, handelt es sich auch hier nicht um eine nachträgliche Konstruktion.

Die Wehrmacht greift im Morgengrauen des 10. Mai genau an der von «Werther» angegebenen Stelle an; aber nichts ist vorbereitet, um sie aufzuhalten und zurückzuwerfen. Und so fällt Sedan schon am 13. Mai, und wieder drei Tage später rollen Guderians Panzerwagen bereits hundert Kilometer westlich von Sedan durch offenes, unverteidigtes Gelände. Am 24. ist dieser «riesige Sensenzug» beendet. Die Operation verlief genau nach Plan. Die drei alliierten Armeen, die belgische, englische, französische, werden in ein winziges Dreieck zusammengedrängt. Das Meer bei Dünkirchen bleibt ihre einzige Rettung.

Der Oberbefehlshaber der Schweizer Armee hat die Bedeutung der Geheimdienste hingegen nie unterschätzt. Man kann sogar sagen, daß sie eines der

wesentlichen Elemente seiner Taktik darstellten. Masson oder einer seiner Mitarbeiter war bei jedem Rapport des Generals zugegen. In fast keiner anderen Armee der Welt ist dies der Fall. Guisans Besonderheit besteht darin, daß er die Informationen seines Nachrichtendienstes nie überhörte. Nach den Katastrophen von Sedan und Dünkirchen hatte Roessler seinen Berliner Freunden nahegelegt, keine weiteren Nachrichten mehr zu senden, da sie ja doch nur in den Papierkorb wanderten; sie sollten sich nicht unnütz exponieren und nur einmal wöchentlich ihre Präsenz bekunden.

Rudolf Roessler ist glücklich, daß man seine Dienste braucht und läßt beim nächsten (dem dritten) Kontrollkontakt seine Freunde in Berlin wissen, sie dürften nicht aufgeben, der Aetherkampf gehe weiter; vordringlich seien alle die Schweiz betreffenden Informationen.

Schon am 3. August 1940 kann Roessler der Luzerner Zentrale eine wichtige Mitteilung übermitteln, die er eine Stunde vorher erhalten hat. Am 31. Juli 1940 hatte Hitler seinem Generalstab seinen unverrückbaren Entschluß, Rußland anzugreifen, bekanntgegeben. Den Angriffsplan hatte er sich schon genau überlegt:

«Ein einziger Keulenschlag. Wir entfesseln gleichzeitig zwei Offensiven. Die eine im Süden gegen Kiew und den Dnjepr; die andere im Norden über die Baltischen Staaten bis nach Moskau. Vor Moskau vereinigen sich die beiden Armeen. Nötigenfalls

wird eine besondere Operation gegen die Oelfelder von Baku eingeleitet ... Zum Einsatz kommen an der Ostfront 120 Divisionen. 60 genügen für den Westen. Die Offensive wird fünf Monate dauern. Der Angriff beginnt im März 1941.»

Diese Information bedeutet eine große Erleichterung für die Schweiz. Geht nämlich der Krieg zwischen Deutschland und Rußland los, so werden dem Dritten Reich nicht mehr genügend Truppen für einen Einfall in die Schweiz zur Verfügung stehen. Doch bereitet diese Meldung den Schweizern auch wieder einiges Kopfzerbrechen. Sie geht die Russen an. Mit diesen unterhalten sie keine diplomatischen Beziehungen. Darum neigen sie dazu, die Meldungen einfach in den Aktenschrank zu legen.

Vom Monat August 1940 an fährt Roessler fort, die Schweiz mit Nachrichten über die Truppenverschiebungen im Innern des Reichs zu versehen, samt deren Deutung durch ihn und seine Freunde. Und gleichzeitig studiert er die Möglichkeit, an Rußland zu gelangen. Die Zeit drängt. Eine neue Lawine von bis ins einzelne gehenden Informationen trifft vom Sitz des OKW ein; sie werden von Tag zu Tag präziser. Der Ueberfall auf die Sowjetunion steht außer Zweifel.

Am 5. Dezember 1940 unterbreiten die Generäle Halder und Brauchitsch dem Führer den vom Oberkommando entworfenen Angriffsplan. Nach diesem Plan «Otto» ist Moskau vorerst unwichtig. Vorgesehen sind zwei Einbrüche in die Front der Roten

Armee nördlich und südlich der Pripetsümpfe. Rumänien und Finnland werden diese Operation mit Flankenangriffen unterstützen und darüber hinaus weitere Truppen an die Wehrmacht abgeben. General Dietl wird das Oberkommando der Finnen übernehmen und mit diesen und seiner Gebirgsdivision gegen Petsamo in Lappland vorgehen und die Häfen am Weißen Meer besetzen.

Mit diesem Plan «Otto» ist Hitler sehr zufrieden. Er nimmt daran einige Aenderungen vor, gibt ihm den Namen «Barbarossa». Der erste Teil der Operation soll am 15. Mai 1941 abgeschlossen sein. An diesem Plan, der an sich vollkommen ist, wird in der Folge nichts wesentlich geändert werden. Damit das Geheimnis darüber gewahrt bleibe, befiehlt Hitler, daß er in nur neun Exemplaren gedruckt werde. Drei werden den drei Waffengattungen abgegeben: Wehrmacht, Luftwaffe und Kriegsmarine. Die anderen sechs bleiben im Führerhauptquartier.

Acht Tage später, kurz nach Weihnachten, empfängt Roessler die längste Nachricht, die er bis dahin erhalten hat.

Es ist eine wahre Bombe. Es ist die wörtlich genaue Wiedergabe des Operationsplans «Barbarossa»! Es ist der größte im Netz der Verschwörer gefangene Fisch. Von diesem Dokument ist Roessler überwältigt. Er kann sich die Schwierigkeiten ausmalen, die seine Freunde überwinden mußten, um seiner habhaft zu werden. Denn wohl sind sie dank ihrer Stellung in der Lage, diesen Plan einzusehen; aber es

gehörte doch allerhand dazu, sich seiner zu bemächtigen, ihn durchzugeben. Kühn und unerschrocken setzen sie sich den größten Gefahren aus. Und er in Luzern hat diesen Plan in Händen und weiß nicht, was er damit anfangen soll . . .!

Vergebens hatte Roessler versucht, mit den Sowjets in Verbindung zu treten. Es bleibt ihm nur noch ein Weg, dem er bisher immer ausgewichen ist, weil er ihn nötigt, mit Kommunisten zu verhandeln: an seinen Freund Christian Schneider zu gelangen. Roessler kennt seine Ansichten, weil er schon oft mit ihm diskutiert hat, namentlich bei Anlaß des berühmten Ribbentrop-Paktes. Er lädt ihn zum Mittagessen ein. Sie treffen sich in einem Luzerner Gasthof, am Reußufer, und Roessler fragt ohne Umschweife:

«Kannst du mir einen Weg angeben, wie ich mit den Russen ins Gespräch kommen kann?»

Schneider richtet sich auf, lehnt sich steif zurück:

«Nur so, um mit ihnen zu plaudern?» fragt er spöttisch.

Roessler kann in diesem Augenblick Ironie nicht brauchen. Er fegt diese Bemerkung mit dem Handrücken hinweg.

«Spaß beiseite, Christian. Ich bin im Besitz von Informationen, die mir in den Händen brennen. Sie können für die Sowjetunion von größtem Nutzen sein. Ich werde noch mehr Nachrichten von größter Wichtigkeit erhalten, das kannst du mir glauben, Christian. Ich bin fest entschlossen, mit ihnen zu kol-

laborieren; wenn mich auch dieser Ausdruck, nebenbei bemerkt, ein bißchen stört.»

Schneider denkt lange nach.

«Nimmst du keine Bezahlung an, so werden sie dich für einen ‚Agent provocateur' halten. Ich kenne die Russen. Sind es wichtige Nachrichten?»

Roessler mustert seinen Freund, dann entschließt er sich:

«Der Ueberfall der Nazis auf Rußland steht bevor. Darum handelt es sich.»

Schneiders Gesichtszüge erstarren.

«Bist du deiner Quelle sicher?» fragt er.

«Unbedingt. Ich habe Freunde in Deutschland. Freunde in einzigartiger Stellung.»

Roessler fügt mit größter Entschiedenheit hinzu:

«Eine einzige Bedingung stelle ich für meine Mitarbeit. Meine Freunde laufen Gefahr genug. Die Sowjets dürfen nie versuchen zu erfahren, wer sie sind.»

Christian Schneider steht auf und murmelt voller Zweifel:

«Eines ist sicher, daß es nicht leicht sein wird, Moskau dafür zu gewinnen. Ich sehe dich in zwei Wochen wieder.»

Zwei Wochen später erscheint im Vita-Nova-Verlag ein sehr nachdenklicher Christian Schneider. Roessler verläßt mit ihm die Räume des Verlags. Zur Reuß wandernd, besprechen sich die beiden.

Wie vorausgesehen hat Roesslers Bedingung die Sache nicht erleichtert. Eine kleine sowjetische Nach-

richtenzentrale befindet sich in Genf, und Schneider arbeitet für sie. Mit deren Chef hat er sich über Roesslers Vorschlag, ohne seinen Freund zu nennen, unterhalten. Dieser Funktionär hat das Gesicht verzogen. Er will es gern versuchen, aber versprechen kann er nichts. Das Moskauer «Zentrum», von dem alle in der Welt verstreuten «Delegationen» abhängen, reagiert immer anders, als man denkt. Aus Gründen der Sicherheit wird Roessler diesen Sowjetmann nicht sehen und wird auch nie seinen Namen erfahren. Umgekehrt wird Genf von Roessler nichts wissen. Zwischen Genf und Luzern werden zwei «Stromunterbrecher» eingeschaltet, das sind zwei Personen, die Roesslers Informationen weitergeben. Sollten sie von den Schweizern — oder in Deutschland von den Nazis — verhaftet werden, so werden die Genfer Zelle und Roessler voraussichtlich davon unbehelligt bleiben. Diese Agenten haben nämlich die Weisung, im äußersten Fall eine Kapsel Zyankali zu verschlucken.

Der erste «Stromunterbrecher» ist Schneider selber. Der andere ist eine seiner Bekannten, die er ihm namentlich bezeichnen muß, da sie, falls Schneider ausfällt, seine Stelle einnehmen und mit Roessler direkt in Beziehung treten wird. Sie heißt Rachel Dübendorfer, arbeitet wie Schneider am Internationalen Arbeitsamt und wohnt in Genf mit ihrer Tochter Tamara. Sie stammt aus einem Balkanstaat, besitzt aber einen Schweizer Paß. Diese Rachel teilt die Wohnung mit ihrem Freund Paul Boetcher einem

ehemaligen deutschen Minister, der als Kommunist ebenfalls ausgewandert ist.

«Ist dir alles klar?» fragt Schneider. «Du schickst mir deine Informationen, ich gebe sie Rachel weiter, diese händigt sie der Genfer Zentrale aus. Dann ist noch dieses: Ist Moskau mit deiner Mitarbeit einverstanden, so wirst du bezahlt werden. Und einen Decknamen mußt du haben. Wir haben alle einen. Ich bin ‚Taylor', Rachel Dübendorfer ist ‚Sissi'. Du wirst ‚Lucy' sein.»

Und so wird Roessler, ein deutscher Protestant, ein Widerstandskämpfer, der einer bayerischen streng konservativen bürgerlichen Familie entstammt und noch in der Emigration seinen Kastengeist beibehalten hat, aus reinem Haß gegen die Nazis, im Frühjahr 1941 ein Agent des sowjetischen Nachrichtendienstes. So ist dieser unscheinbare, schmächtige Mann in ein Räderwerk geraten, das ihn zwar nicht zerbrechen wird, aber dem er nie wieder wird entrinnen können. Es ist ein ungewöhnliches Abenteuer. Das Schicksal wird ihm bald genug einen Streich spielen, der zwar ohne Konsequenzen, aber nicht ohne Ironie ist...

Dieser zart gebaute und doch so zähe Mann, der jede Nacht nur drei Stunden schläft, treibt nicht nur Nachrichtendienst, er geht auch seiner gewohnten Tätigkeit als Publizist nach. Zu Beginn des Jahres 1941 veröffentlicht er unter dem Pseudonym R. A. Hermes eine bemerkenswerte Studie über die Strategie der Wehrmacht, unter dem Titel «Die Kriegs-

schauplätze und die Bedingungen der Kriegführung». Es sind neunzig eng bedruckte Seiten, für die der Verfasser ein Dutzend Kartenskizzen benötigt, auf denen die verschiedenen Operationen der deutschen Armee eingezeichnet sind.

Zu diesem Zweck wendet er sich an das Genfer geographische Institut «Geopress». Dessen Leiter kommt nach Luzern, um die Einzelheiten dieser Kartenskizzen zu besprechen. Er ahnt nicht, daß sein Gesprächspartner ein sowjetischer Agent ist. Seinerseits ahnt auch Roessler nicht, daß der kleine, rundliche Herr, der sechs Sprachen spricht und mit rascher Auffassung alles sehr schnell mit dem Bleistift hinskizziert, der Chef der russischen Spionagezentrale in der Schweiz ist — und somit derzeit sein Vorgesetzter. Er heißt Alexander Rado. Rado und Roessler beugen sich über die Kartenskizzen und wissen beide nicht, daß sie durch «Taylor» und «Sissi» miteinander in Verbindung stehen . . .!

«. . . NDA FRX . . .»
Die Schweiz ruft Moskau

Ueber die traditionelle Tarnung der Spione hinaus besitzt Alexander Rado als zusätzlichen Schutz eine unbändige Jovialität und Lebensfreude. Niemand würde denken, daß dieser springlebendige, fröhliche Sanguiniker sich mit Nachrichtendienst abgibt. Er

ist ein wahrer «Sybarit», behaupten seine Freunde, der die Freuden der Tafel über alles liebt und auch ein ziemlicher Schürzenjäger ist. Und doch ist dieser Ungar ein erstklassiger Geheimagent. Er ist Oberst der Roten Armee und erhielt seine besondere Schulung in der vor den Toren Moskaus gelegenen Nachrichtenzentrale Sekhjodnya. Rado hatte schon zur Zeit der Komintern wacker mitgearbeitet und sich in ganz Europa als Revolutionär betätigt: in seiner Heimat Ungarn, in der Tschechoslowakei, in Polen und auch in Deutschland, wo er seine spätere Gattin Helena kennenlernte. Im Jahre 1936 wurde ihm vom sowjetischen Sicherheitsministerium — dem «Zentrum», wie die Sowjetspione es nennen — der Posten eines Chefresidenten in der Schweiz anvertraut.

Ein solcher Resident wohnt nie, wie der Name vermuten lassen könnte, in dem von ihm überwachten Land. Er hält sich in einem Nachbarland auf und hütet sich, dessen Gesetze zu übertreten, damit er volle Bewegungsfreiheit hat. Von diesem Land aus dirigiert er seine Agenten in dem ihm zugewiesenen Land. Er ist auch der einzige Besitzer der Chiffrekodes, mit deren Hilfe die Funksprüche an das «Zentrum» verschlüsselt werden. Alexander Rado wohnt in Genf, und das von ihm anvisierte Land ist Deutschland. Für die Schweizer ist er der Direktor einer harmlosen geographischen Anstalt, eben Geopress, die hauptsächlich die Zeitungen mit Kartenskizzen versorgt. Vorerst übt er auch noch keine große Tätigkeit für das «Zentrum» aus, im Gegen-

teil, dieses betrachtet ihn als Reserve und hat ihn angewiesen, sich einstweilen ruhig zu verhalten. So hat Alexander Rado reichlich Zeit, sein Nachrichtennetz zu organisieren. Um so mehr, als bereits eine kleine sowjetische Nachrichtenstelle von der Schweiz aus gegen Deutschland operiert. Seit 1935 wird sie von einer Frau geleitet.

Ihr Deckname ist «Sonja». In Wirklichkeit heißt sie Ursula Schultz und ist eine Deutsche; auch ihr Mann Alfred ist Deutscher. Beide sind Mitglieder der Kommunistischen Partei. Früher arbeiteten sie in China, dann säuberte das «Zentrum» seine Dienststellen von den vielen ihm nicht genehmen Trotzkisten. Deshalb wurde die Schweizer Stelle frei. Ursula wurde dorthin versetzt, während Alfred Schultz in Shanghai blieb, wo er kurz darauf verhaftet wurde und seitdem gefangensitzt.

Im Jahre 1939 ist Ursula, alias «Sonja», fünfunddreißig Jahre alt. Groß, schlank, sehr anziehend, charmant und nicht ohne Intelligenz. Als Ribbentrop und Molotow den Nichtangriffspakt abschlossen, erlitt ihre kommunistische Ueberzeugung freilich einen Stoß. Sie konnte nicht begreifen, daß die sowjetische Diplomatie sich mit den Nazis so weit einließ, gegen die doch, wie sie weiß, ständig ein unterirdischer und unerbittlicher Krieg im Gange ist.

Mit ihren zwei Kindern und einer Kammerzofe bewohnt sie in Caux am Genfersee eine große Villa. Ihr monatliches Gehalt beträgt tausend Schweizer Franken, mit denen sich sehr behaglich leben läßt.

Der damalige Generalsekretär der Kommunistischen Partei, Léon Nicole, und dessen Sohn Pierre waren Rado bei der Rekrutierung weiterer «Stromunterbrecher» behilflich, die alle Mitglieder der KP sein mußten, weil Moskau das so wollte. Wie Christian Schneider und Rachel Dübendorfer sind sie fast alle Angestellte des Internationalen Arbeitsamtes. Nicole hat Rado noch drei weitere Agenten verschafft: Margareta Bolli, wohnhaft in Genf, 8bis, rue Henri-Mussard; und Edmond und Olga Hamel, wohnhaft 192, route de Florissant, ebenfalls in Genf. Margareta Bolli und Edmond Hamel werden später das Sende/Empfangsgerät dieses Netzes bedienen und unmittelbar Mitarbeiter des stets jovialen Alexanders sein, der sie alle gern besucht, besonders die junge und hübsche Margareta, die er schließlich zu seiner Geliebten macht. Alle schätzen Alexanders unverwüstliche gute Laune, und auch ihm liegt viel daran, daß rings um ihn alles beschwingt und heiter sei.

Doch wo Rado wohnt, weiß keiner dieser Mitarbeiter. Jedesmal begibt er sich auf klug ersonnenen, neuen Umwegen nach Hause: 113, rue de Lausanne. Die Rue de Lausanne ist eine lange, bei der Gare de Cornavin beginnende Straße, die dem Quartier Les Pâquis entlang führt und vor dem Park Mon-Repos, oberhalb des Genfersees, endet.

Niemand soll wissen, daß dieser schöne, prächtig unterhaltene Park genau unter den Fenstern der besten sowjetischen Spionagezentrale in Westeuropa

liegt. Eine mächtige Zelle, die allerdings bis zu Roesslers Beitritt «schläft», die sich aber bald gewaltig beleben, ja unerhörte Ausmaße annehmen wird. Noch müssen wir aber eine letzte Person auf die Bühne bringen. Sie wird bald so wichtig werden wie Rado, und ihr wird Roessler schließlich den Kontakt mit dem «Zentrum» zu verdanken haben. Es ist ein Engländer namens Alexander Foote.

Geboren 1905, als Kind wohlhabender Eltern, erhält dieser Engländer eine sorgfältige Erziehung, die ihm allerdings nur wenig frommt. Seine Schulkameraden setzen sich durch, er aber vertrödelt seine Zeit. Erst treibt er Handel, dann führt er eine unansehnliche Garage, später wird er, mehr aus Gefälligkeit, Verkaufschef in einem Warenhaus, und schließlich landet er, nachdem er sich zwei Jahre beschäftigungslos herumgetrieben hat, bei der Kommunistischen Partei, die das Ende der leidigen Einkommensunterschiede und die Gleichheit für alle verspricht. In Spanien beginnt gerade der Bürgerkrieg, und das findet Foote eine gute Sache, für die einzusetzen es sich lohnte.

Im Dezember 1936 befindet sich Alexander Foote in Madrid als Fourier eines englischen Bataillons der Internationalen Brigade. Er ist intelligent, hält auf Pünktlichkeit und Ordnung und hat geschickte Hände. Das fällt dem politischen Kommissar seiner Einheit, Douglas Springhall, auf. Er macht aus Foote einen Meisterspion.

Im September flüchtet Foote aus dem zusammen-

brechenden republikanischen Spanien auf einem Rotkreuzlastwagen nach England, wohin er beordert ist, um in Birmingham am Kongreß der britischen Kommunistischen Partei teilzunehmen. Foote, der auf diesem Kongreß nichts zu tun hat und sich nur langweilt, ahnt nicht, daß dies nur ein Vorwand war, um ihn der Hölle des Spanischen Bürgerkrieges zu entreißen. Wenn er sich bald darauf beim Londoner Sitz der KP in King Street meldet, wartet seiner eine Ueberraschung. Er wird nicht, wie er erwartet hat, wieder an die Front geschickt, sondern erhält einen besonderen Auftrag, für den er sich, so meint Springhall, besonders gut eignen soll. Er soll auf dem Kontinent Geheimagent im Dienst der Sowjetunion werden.

Wie sein politischer Kommissar es vorausgesehen, zögert Foote keinen Augenblick. Er begibt sich nach Saint-James Hood, wo der Chefresident für Europa wohnt. Er wird schnell rekrutiert und mit einem Bündel Instruktionen nach Genf geschickt, wo er sich am 10. Oktober 1938 vor der Hauptpost dieser Stadt, rue du Mont-Blanc, einfinden soll. Genau wie man es in Kriminalromanen liest, soll Foote um den Hals eine weiße Schärpe tragen und in der rechten Hand einen Ledergürtel halten. Genau um Mittag wird sich ihm eine Frau nähern und ihn fragen, wie spät es sei. An ihrem Arm hängt ein Einkaufsnetz, und in diesem liegt ein grünes Paket. In der Hand hält sie eine Orange. Das wird ihr Erkennungszeichen sein.

Diese Frau ist «Sonja», also Ursula Schultz. Sie wundert sich über die Wahl dieses Rekruten. Dieser Engländer hat ja von Tuten und Blasen keine Ahnung! Sie muß ihn erst erziehen. Sie gibt ihm 2000 Schweizer Franken und schickt ihn nach München, mit der Empfehlung, fleißig Deutsch zu lernen, den Touristen zu spielen, die Ohren zu spitzen und die Augen weit offen zu halten. Drei Monate später, am 10. Januar 1939, trifft Foote «Sonja» wieder vor einem schweizerischen Postgebäude, diesmal in Lausanne. «Sonja» stellt fest, daß dieser Engländer in der deutschen Sprache ganz ordentliche Fortschritte gemacht hat; daß er sparsam mit dem Geld umging, da die übergebene Summe ihm genügte, und daß er, was besonders wichtig ist, die Leute auszuhorchen weiß. Foote hat sogar im Hinblick auf die Möglichkeit eines Attentats auf Hitler ein Lokal inspiziert! «Sonja» setzt seinem Eifer einen Dämpfer auf. Er soll erst einmal noch mehr zulernen und noch mehr beobachten. Sie schickt ihn wiederum nach München, diesmal mit 900 Dollar. Vor Mai oder Juni soll er nicht zurückkommen; sie wird ihm noch genauer sagen, wann. Einer ihrer Agenten wird ihn im April aufsuchen und ihn erneut mit Geld versehen.

Dieser Agent ist ebenfalls ein Brite und sogar ein alter Kamerad aus der Internationalen Brigade: William Philips. Der brave Bill überwacht im Auftrag der Russen die Produktion einer Frankfurter Fabrik der I.G. Farben. Im August 1939 ruft Ursula Schultz die beiden britischen Agenten in aller Eile nach Ve-

vey zurück, auf Befehl des «Zentrums», weil der Krieg bevorstehe. Die vorläufig beschäftigungslos Gewordenen soll sie im Schwarzsenden unterrichten. Bill Philips und Alexander Foote beziehen eine bescheidene Pension in Montreux. Jeden Tag begeben sie sich nach Caux hinauf und üben sich an Ursulas Funkgerät. Schon von Januar 1940 an kann Foote «Sonja» beim Nachrichtenaustausch mit dem «Zentrum» ersetzen. Sie tritt ihm den Dienst gern ab. Sie hat genug von der Spionage, und überdies hat sie sich in William Philips verliebt...

Er übt sich sogar in noch mehr Exzentrizitäten, und das beweist, daß Foote ein ausgezeichneter Agent geworden ist. Pensionierte Beamte und Offiziere Seiner britischen Majestät empfangen diesen ein bißchen schrulligen Landsmann mit Vergnügen. Sie tragen es diesem launigen Junggesellen nicht nach, daß er ihnen sein Heim nicht zeigen will. Sein Lebensstil entspricht seinem Vermögen: er steht spät auf, treibt tagsüber nicht sehr viel, verbringt die halben Nächte mit Schreiben.

Auch die schweizerische Fremdenpolizei, die ihm kurz nach der Aufstellung seines Geheimsenders einen Besuch abstattet, sieht in ihm nur einen der üblichen verrückten Engländer. Vor den beiden Inspektoren, die ihn liebenswürdig ausfragen, spielt er seine Rolle virtuos. Er schenkt ihnen Whisky ein, zeigt ihnen auf Verlangen die Ausweise über seine Wertschriften und sein Bankguthaben; über diese verfügt er, weil «Sonja» vor ihrer Abreise nach Eng-

land das ihr vom «Zentrum» anvertraute Betriebskapital auf ihn überschrieben hat. Natürlich weiß er, daß er das Gesetz über den Aufenthalt von Ausländern übertreten hat. Denn eigentlich sollte er in einer Privatpension oder in einem Internierungslager leben. Aber er verabscheut die vielen Menschen: das ist der Grund, warum er sich eine Privatwohnung in einem obersten Stock gesucht hat. Doch ist er gern bereit, das Domizil zu wechseln. Das Spiel verfängt. Die Polizisten erlauben ihm, die Wohnung zu behalten, sofern er die Miete immer brav sechs Monate im voraus bezahlt und sich alle zwei Wochen ins Ausländerregister der Polizei einträgt.

Alle zwei Wochen soll sich Foote auch nach Genf begeben, dies aber auf Weisung des «Zentrums». Hier soll er sich mit Alexander Rado treffen, im Büro der Geopress, für den Fall, daß der Ungar ihm eine dringende Mitteilung zu machen hat. Moskau hat auch die Zeiten für die Funkkontrollen festgelegt: zweimal in der Woche, mittwochs und samstags, wird Foote seine Kurzwellen ausstrahlen. Mit dieser Tätigkeit beginnt er in der ersten Woche im Januar 1941: NDA FRX ... NDA FRX ... NDA FRX ...

Moskau antwortet nicht. Foote weiß nicht einmal, ob man ihn hört. Aber unverdrossen funkt er regelmäßig zweimal wöchentlich eines seiner Kenn- und Rufzeichen. Da ereignet sich plötzlich, am 12. März 1941, um 01.30 Uhr, daß Foote in seinem Kopfhörer deutlich eine Folge von Zeichen vernimmt: NDA OK QSR5 ... NDA OK QSR5 ...

Das «Zentrum» meldet, soeben 5mal seinen Anruf empfangen zu haben. Eine Sekunde später knattert in seinem Kopfhörer eine Serie von fünf Buchstaben und fünf Zahlen, hinter denen sich die Angabe des benützten Kodes verbirgt. Der Moskauer Funker hat solche Uebung, daß der Engländer nicht mitkommt und um Wiederholung bittet. Dem Wunsch wird entsprochen, die Meldung ist von größter Wichtigkeit. Fast sämtliche Spionagezentralen in Deutschland sind aufgeflogen. Darum nimmt das «Zentrum» von den Nachrichten der wenigen übriggebliebenen Schwarzsender keine Notiz mehr, da sie auch Irreführungen der Gestapo sein könnten. Es wird für Rußland wichtig, daß das von Rado organisierte Netz nunmehr in Funktion trete.

Sieben Monate später, im August 1940, erhält Alexander Foote vom M.G.B. die Weisung, sich nach Genf zu begeben und sich vorübergehend Rado zur Verfügung zu stellen, um Margareta Bolli und Edmond Hamel in der Bedienung eines Sende/Empfanggerätes zu unterrichten. Jeder von ihnen hat kürzlich einen modernen Apparat erhalten. Bolli bringt den ihrigen bei sich unter, rue Henri-Mussard, im Quartier Les Eaux-Vives. Hamel wird die Unterbringung seiner Sendeanlage weiter keine Schwierigkeiten bereiten, da er ein Radiogeschäft mit Reparaturwerkstätte führt. Hamel lernte schon in Paris die Radiotechnik. Er ist von den drei gegenwärtig in der Schweiz arbeitenden Rußlandfunkern der ungeschickteste. Denn auch Foote ist nunmehr offizieller

Funktelegraphist geworden. Auf Weisung des «Zentrums» übermittelt er alle dringenden und wichtigen Informationen, während Hamel und Bolli nur das Laufende besorgen. Zur Verringerung des Risikos und um vor den Nachstellungen der schweizerischen Polizei besser geschützt zu sein, soll er aber nicht in Genf bleiben, sondern sich in Lausanne niederlassen. Was aber «Sonja» und Philips anbelangt, die in höchsten Liebesgluten brennen und den Dienst quittieren möchten, so erteilt ihnen das verständnisvolle «Zentrum» die Erlaubnis, nach England zu verschwinden und sich ins Privatleben zurückzuziehen.

Footes erste Sorge ist, in Lausanne einen Radioelektriker zu finden, der ihm eine hinreichend lange Antenne rings um seine Wohnung installiert. Dem Installateur, der sich über die ungewöhnliche Länge dieser Wellenauffanganlage wundert, erklärt er, daß er jederzeit in der Lage sein möchte, die Sendungen der BBC aus seinem geliebten Vaterland zu empfangen. Von da an gilt Foote als ein leicht exzentrischer englischer Millionär, den der Krieg in der Schweiz festgehalten hat. Diese Legende ist für Foote sehr nützlich.

«An alle Empfänger ... An alle Empfänger ...»

Am 20. Februar 1941 meldet «Lucy», also Rudolf Roessler, die Massierung von 650 000 Mann in Rumänien, nahe der ukrainischen Grenze. In der Nacht

zum 28. Februar gehen weitere deutsche Divisionen über die Donau und beziehen Stellungen in Bulgarien; die entsprechende geheime Vereinbarung zwischen dem Sonderbeauftragten des OKW, General List, und dem bulgarischen Generalstab in Sofia wurde drei Wochen früher unterzeichnet. Hitler bestimmt diese Truppen für die Besetzung Griechenlands, die er vornimmt, um es den Alliierten zu verunmöglichen, wie 1914 eine Front nördlich von Saloniki aufzubauen, wodurch die «Operation Barbarossa» gefährdet wäre. Es folgt ein langer Bericht über die Invasion der Sowjetunion, so, wie der Führer sie will und geplant hat ...

Am 19. März trifft die Antwort des Moskauer «Zentrums» ein. Sie ist kurz und trocken. Wie kann dieser Agent sich vorstellen, daß die oberste Sowjetführung Informationen eines Individuums entgegennimmt, von dem man nur den Decknamen kennt und das überdies als Bedingung seiner Mitarbeit die Geheimhaltung seiner Quellen fordert? Die von «Lucy» überwiesenen Informationen wären alarmierend, wenn sie wahr wären. Sie sind aber so detailliert und genau, daß sie nur vom Generalstab der Nazis selber stammen könnten. Vor diesem Mitarbeiter «Lucy» muß man sich in acht nehmen; höchst wahrscheinlich ist er ein «Agent provocateur».

«Um zu ihrem Ziel zu gelangen», sagt La Bruyère, «sind die meisten Menschen eher einer einmaligen großen Anstrengung als einer langen Ausdauer fähig!»

Roessler ist anders als die «meisten Menschen», weil er eine heilige Verpflichtung eingegangen ist und eine Verantwortung trägt. Er bringt die nötige Ausdauer auf, weil er weiß, daß seine Beharrlichkeit das Mißtrauen der russischen Machthaber zuletzt überwinden wird. Er gibt nicht nach; trotz ihrem Widerstreben hört er nicht auf, die Russen mit Informationen zu beglücken. Am Abend des 27. März 1941 gelangt er unter dem gleichen, tief beargwöhnten Decknamen «Lucy» noch einmal an Christian Schneider. Seine Gefährten vom OKW haben ihm gemeldet, daß Hitler die ursprünglich für den 15. Mai vorgesehene «Operation Barbarossa» um vier Wochen hinausgeschoben hat. Wenn die Sowjets die Information diesmal berücksichtigen, hat die Rote Armee hinreichend Zeit, den Widerstand zu organisieren. Roessler hebt hervor, diese Meldung sei von der «Kategorie 1», also von erster Wichtigkeit.

Von da an bleibt Roessler in täglicher Verbindung mit seinen deutschen Freunden. Und diesmal macht er Christian Schneider, alias «Taylor», davon Mitteilung, worauf er auch die Schweizer informiert. Was diese betrifft, so scheinen sie sich mit diesem Vorgehen abgefunden zu haben. Sie erheben nie den geringsten Einwand; für sie ist wichtig, auf dem laufenden zu bleiben. Hingegen nimmt bei Alexander Rado die Verlegenheit mit jedem Tag zu. Was soll er mit diesen «Lucy»-Informationen machen?

Entgegen der strikten Weisung des «Zentrums», die Informationen dieser gefährlichen Quelle nicht

mehr zu berücksichtigen, erteilt Rado am Samstag, den 29. März, Alexander Foote den Auftrag, am gleichen Abend Moskau mitzuteilen, daß die geheimnisvolle «Operation Barbarossa» um vier Wochen verschoben worden sei. Die Antwort des M. G. B. trifft am Mittwoch, den 2. April, ein. Sie ist noch bündiger als die vorige.

«Hört nicht mehr auf solche Märchen!»

Alexander Rado fügt sich. Jede von «Taylor» eingebrachte Meldung wandert in seine Schublade. Schneider errät, daß Roesslers Informationen in Genf liegenbleiben und hat am 25. April mit Rado deswegen eine heftige Auseinandersetzung.

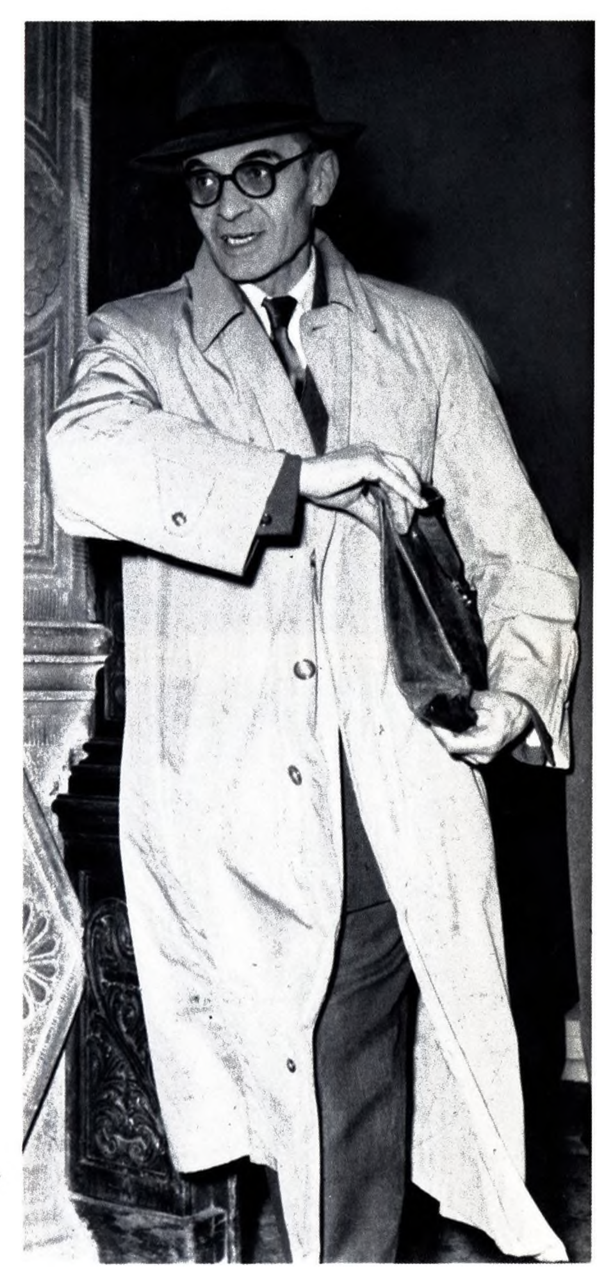
«Wir können mit deinem Deutschen keine Beziehungen unterhalten», schreit Rado, «solange er sich darauf versteift, uns zu verheimlichen, von wo und auf welchem Weg er zu seinen Informationen kommt.»

«Das wird er niemals verraten.»

«Und wer versichert dir, daß dieser Mensch uns keine Falle stellt?» fuchtelt Rado.

«Du begehst einen schweren Irrtum. Deine Weigerung ist reiner Wahnsinn, geradezu Verrat. Die Nazis werden die Sowjetunion überfallen, und wenn sie diesen Krieg gewinnen, weil Moskau in Unkenntnis ihrer Pläne blieb, so wirst du dafür zur Rechenschaft gezogen werden.»

«Dafür habe ich meine Deckung, hat mich doch das ‚Zentrum' selber angewiesen, von deinem ‚Lucy' nichts mehr entgegenzunehmen.»



Rudolf Roessler alias «Lucy». (Foto Ringier-Bilderdienst)



Rudolf Roessler im Jahre 1933. (Privatbesitz)

R. A. HERMES

DIE KRIEGSSCHAUPLÄTZE

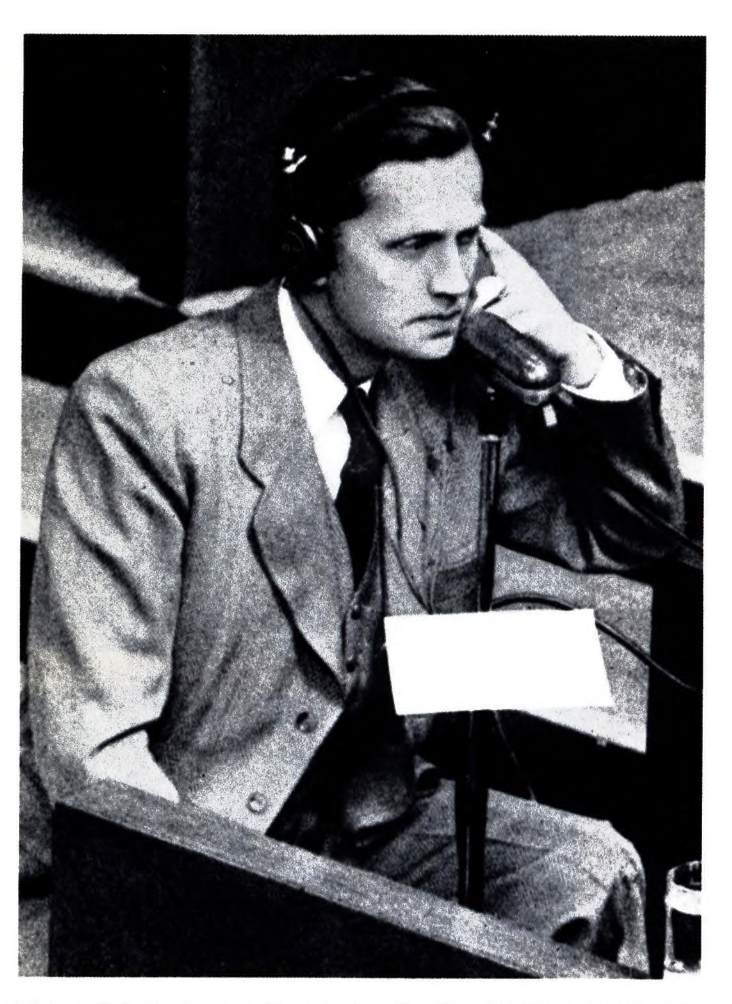
und die Bedingungen der Kriegführung

Hinter dem Pseudonym der nebenstehenden Broschüre verbirgt sich Rudolf Roessler.

. . . und im
Jahre 1948.
(Privatbesitz)



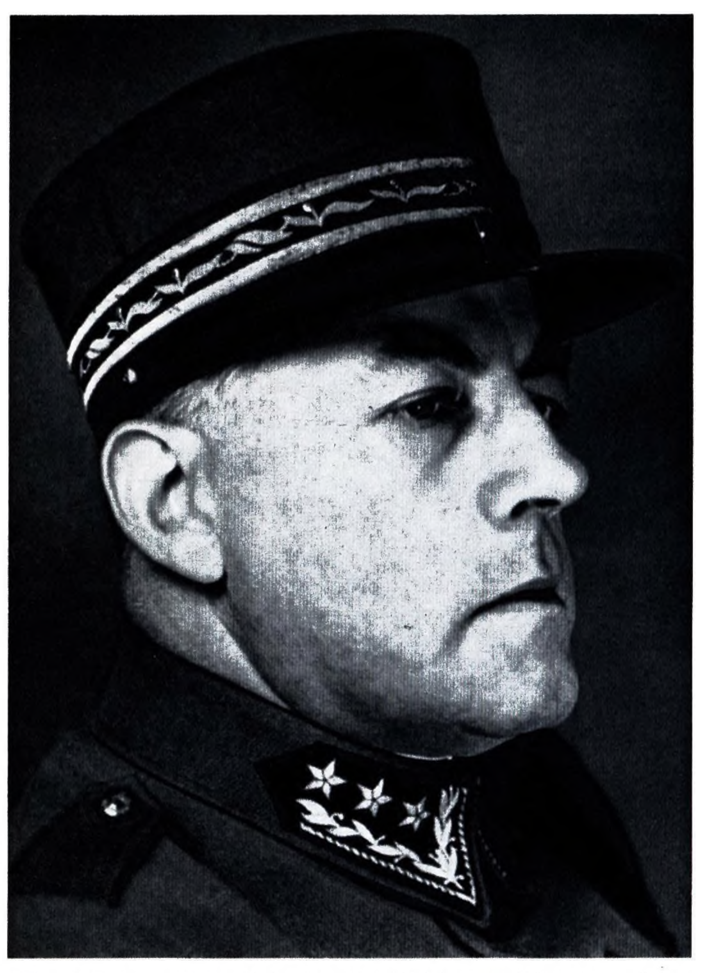
Seine letzte
Ruhestätte.
(Foto Borlandelli)



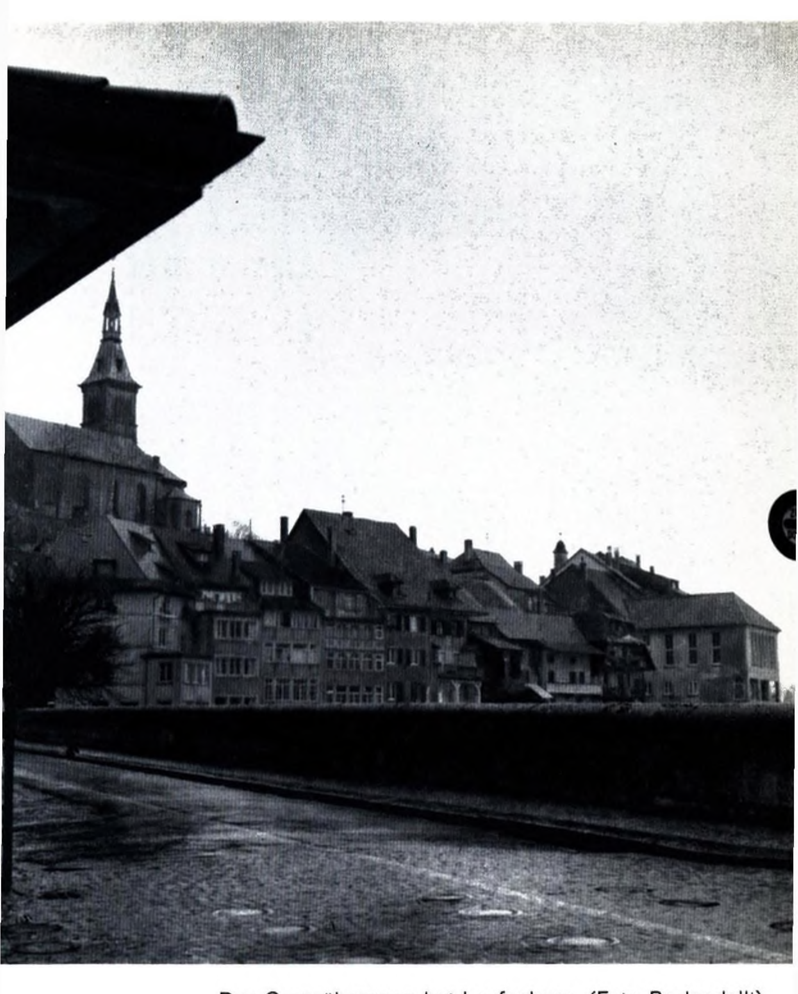
Walter Schellenberg, während des Zweiten Weltkrieges als SS-Brigadeführer in die Leitung des deutschen Nachrichtendienstes aufgerückt. Auf dem Bild sehen wir ihn auf der Zeugenbank während des Nürnberger Prozesses. (Foto Ringier-Bilderdienst)



Schloß Wolfsberg. (Foto Borlandelli)



Roger Masson, während des Zweiten Weltkrieges Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes. Ihm fiel die schwere Aufgabe zu, die Absichten der möglichen Kriegsgegner rechtzeitig zu erkennen. (Foto Ringier-Bilderdienst)



Der Grenzübergang bei Laufenburg. (Foto Borlandelli)



General Henri Guisan. (Foto Ringier-Bilderdienst)



Der General mit Generalstabschef Huber (rechts) und mit seinem persönlichen Adjutanten Major Barbey. (Foto Ringier-Bilderdienst)

Telegramm – Télégramme – Telegramma

mobilmachungstelegramm von bern 1 21/17 1/9 1136 =

Erhalten – Reçu – Ricevuto · Stunde – Heure – Ora: 12.10

Befördert – Transmis – Trasmesso

Nº 4

= kriegsmobilmachung . die ganze armee ist aufgeboten .
der erste mobilmachungstag ist der 2. sep
weisses plakat . = eidgenoessisches militaerdepartement

34. A 5 (148×210).

Auf den 2. September 1939 wurde die ganze Schweizerarmee aufgeboten. Mit dem Telegramm wurde der Beschluß ins ganze Schweizerland getragen.

Das Kriegsmobilmachungsplakat — seit Monaten vorbereitet — das Datum im letzten Augenblick eingesetzt.

Dieses Dokument, wie auch diejenigen auf den folgenden sechs Seiten, sind mit freundlicher Bewilligung des Autors aus dem Buch «Dokumente des Aktivdienstes» von H. R. Kurz entnommen.

rmée suisse Schweizerische Armee Esercito svizzero

KRIEGSMOBILMACHUNG

(ALLGEMEINE MOBILMACHUNG)

MOBILISATION DE GUERRE

(MOBILISATION GÉNÉRALE)

MOBILITAZIONE DI GUERRA

(MOBILITAZIONE GENERALE)

ie ganze Armee ist aufgeboten.

a) **Der erste Mobilmachungstag** (Mob.-Tag) **ist der** * 2. SEPT. 39

b) **Aufgebot der Stäbe, Truppenkörper und Einheiten aller Divisionen und Gebirgsbrigaden, der Armeekorps- und Armeetruppen, der Territorialinfanterie, der Spezialtruppen des Landsturms, des Transportdienstes und der rückwärtigen Dienste.**

Es haben einzurücken: Alle Wehrpflichtigen, deren Dienstbüchlein mit einem **weissen** Mobilmachungszettel versehen ist, gemäss den auf dem Zettel enthaltenen Weisungen.

c) **Pferdestellung:** Vollzug des Pferdestellungsbefehls durch die Gemeinden.

d) **Stellung der Motorfahrzeuge:** Sämtliche Motorfahrzeuge (Personenwagen, Lastwagen, Traktoren, Anhänger, Motorräder etc.), deren Fahrzeugausweis mit einem **weissen** Aufgebotszettel versehen ist, sind gemäss den auf dem Zettel enthaltenen Weisungen zu stellen.

Eidgenössisches Militärdepartement.

oute l'armée est mise sur pied.

a) **Le 1er jour de mobilisation** (J. mob.) **est le** * 2. SEPT. 39

b) **Les E.-M., corps de troupes, unités de toutes les divisions, brigades de montagne, troupes de corps d'armée et d'armée, de l'infanterie territoriale, des troupes spéciales du landsturm, du service des transports et des services de l'arrière sont mis sur pied.**

Tous les militaires, dont le livret de service est muni de la fiche **blanche** de mobilisation, **entrent au service** conformément aux indications de la fiche de mobilisation.

c) **Fourniture des chevaux:** Les communes exécutent l'ordre de fourniture des chevaux.

d) **Fourniture des véhicules à moteur:** Tous les véhicules à moteur (voitures, camions, tracteurs, remorques, motocyclettes, etc.), dont le permis de circulation est muni d'un ordre de marche **blanc**, sont à présenter aux endroits et dates prescrits par l'ordre de marche.

Département militaire fédéral.

'intiero esercito è chiamato alle armi.

a) **Il 1° giorno di mobilitazione** (G. mob.) **è il** * 2. SETT. 39

b) **Chiamata in servizio degli stati maggiori, corpi di truppe, unità di tutte le divisione, brigate da montagna, truppe di corpo d'armata e d'armata, della fanteria territoriale, delle truppe speziale della landsturm, del servizio dei trasporti e dei servizi delle retrovie.**

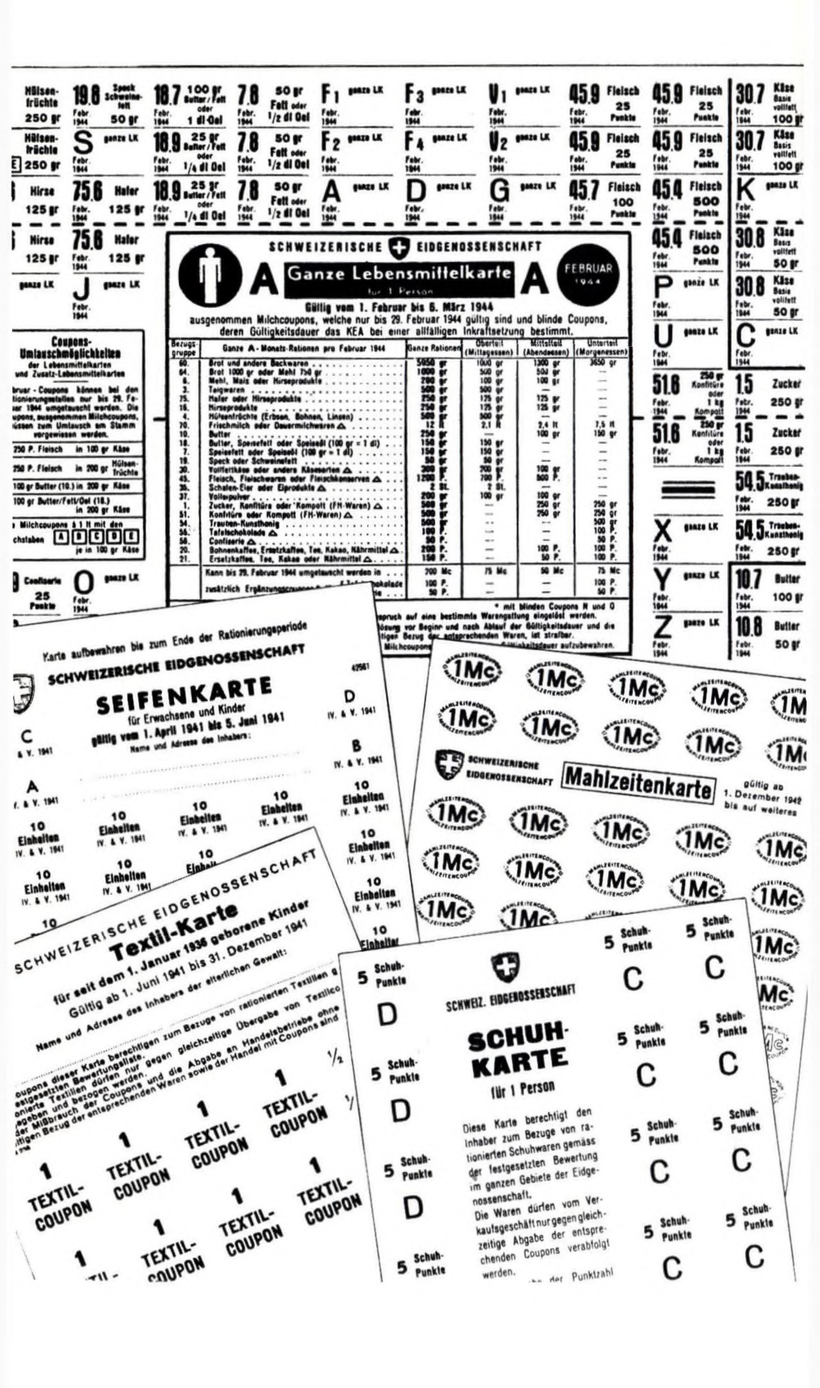
Devono presentarsi in servizio, giusta le indicazioni dell' avviso di mobilitazione, tutti i militari i cui libretti di servizio sono muniti di un avviso di mobilitazione di color **bianco.**

c) **Consegna dei cavalli:** I comuni devono eseguire l'ordine di consegna dei cavalli.

d) **Consegna degli autoveicoli:** Tutti gli autoveicoli (autovetture, autocarri, trattori, rimorchi, motociclette, ecc.), la cui licenza di circolazione è munita di un ordine di marcia di color **bianco,** devono essere presentati giusta le istruzioni contenute in detto ordine.

Il Dipartimento militare federale.

Durch die mit dem Anschlag beauftragte Stelle bei Erhalt des eidgenössischen Mobilmachungstelegrammes einzusetzen.
A inscrire par l'autorité chargée d'afficher au vu du télégramme fédéral de mobilisation.
Da iscrivere dall' autorità comunale non appena avrà ricevuto il telegramma federale di mobilitazione.



SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT
A Ganze Lebensmittelkarte A
für 1 Person
FEBRUAR 1944
Gültig vom 1. Februar bis 6. März 1944
ausgenommen Milchcoupons, welche nur bis 29. Februar 1944 gültig sind und blinde Coupons, deren Gültigkeitsdauer das KEA bei einer allfälligen Inkraftsetzung bestimmt.
Coupons-Umtauschmöglichkeiten
Karte aufbewahren bis zum Ende der Rationierungsperiode
SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT
SEIFENKARTE
für Erwachsene und Kinder
gültig vom 1. April 1941 bis 5. Juni 1941
Name und Adresse des Inhabers:
10 Einheiten IV. & V. 1941
SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT
Mahlzeitenkarte
gültig ab 1. Dezember 1942 bis auf weiteres
1Mc
SCHWEIZERISCHE EIDGENOSSENSCHAFT
Textil-Karte
für seit dem 1. Januar 1936 geborene Kinder
Gültig ab 1. Juni 1941 bis 31. Dezember 1941
1 TEXTIL-COUPON
SCHWEIZ. EIDGENOSSENSCHAFT
SCHUH-KARTE
für 1 Person
Diese Karte berechtigt den Inhaber zum Bezuge von rationierten Schuhwaren gemäss der festgesetzten Bewertung im ganzen Gebiete der Eidgenossenschaft.
Die Waren dürfen vom Verkaufsgeschäft nur gegen gleichzeitige Abgabe der entsprechenden Coupons verabfolgt werden.
5 Schuh-Punkte



Das «Schweigeplakat» erinnerte Bevölkerung und Truppe daran, daß auch in der friedlichen Schweiz fremde Agenten tätig waren.

Die nachfolgenden drei Seiten zeigen die Planstudie «Tannenbaum», daraus geht deutlich hervor, wie sich die Operationsabteilung des deutschen Generalstabes auf einen Angriff gegen die Schweiz vorbereitet hatte. ▶

Rationierungsmarken; auch in der vom Kriege eingeschlossenen Schweiz wurden die Lebensmittel knapp.

28

Abschrift.

Oberkommando des Heeres
Gen St d H Op.Abt. (I)

Nr. 470/40 g.Kdos.

H.Qu. OKH, den 26.August 1940.

3 Ausfertigungen.
1 . Ausfertigung.

Chefsache
Nur durch Offizier

An

Heeresgruppe C

1.) Die Heeresgruppe legt dem OKH Gen St d H Op.Abt. einen Operationsentwurf gegen die Schweiz vor.

2.) Dem Operationsentwurf ist zu Grunde zu legen:

a) Die Schweiz ist entschlossen, sich einem Einmarsch mit Einsatz aller Kräfte zu widersetzen.

b) Italien beansprucht das Schweizer Gebiet südlich der Berner Alpen und Glarner Alpen als seinen Interessenbereich. Es ist bereit, gleichzeitig mit dem Einmarsch deutscher Kräfte in die nördliche Schweiz in dieses Gebiet einzumarschieren.
Gemeinsame Kommandoführung ist nicht vorgesehen. Jede Armee operiert selbständig.

c) A.O.K. 12 führt die Operationen zur Besitznahme des schweizerischen Hoheitsgebietes nördlich der Berner Alpen und Glarner Alpen.
12.Armee hat an einem vom OKH zu bestimmenden X-Tag in breiter Front gleichzeitig die Schweizer Grenze zu überschreiten, dem deutschen Einmarsch entgegentretende eidgenössische Kräfte zu zerschlagen und möglichst schnell die LandeshauptstadtBern mit umliegendem Industriebereich, das Rüstungszentrum um Solothurn, Luzern und das Industriegebiet um Zürich, anschließend das übrige deutsche Interessengebiet zu besetzen.

- 2 -



Die Operationen sind so zu führen, daß den bewaffneten Kräften der Schweiz ein Ausweichen in das Hochgebirge unmöglich gemacht wird.

d) Die Operation ist auf Überraschung und Schnelligkeit aufzubauen. Auffällige Bereitstellungen gegenüber der Schweizer Nord- und Ostgrenze sind zu vermeiden.

e) Unabhängig von den zur Besitznahme des deutschen Interessengebietes zu führenden Operationen ist in dem Operationsentwurf der Fall vorzusehen, daß Italien zur Unterstützung seines Einmarsches in die südliche Schweiz den Vorstoß schneller Kräfte durch das Rhônetal bis zum St. Gotthard erbittet.

f) Derzeitige Stärken, Gliederung und Kräfteverteilung der Schweizer Wehrmacht sowie Angaben über die schweizerischen Befestigungen siehe Anlage 1 (ferner siehe Beschreibung der schweizerischen Befestigungen - OKH Gen St d H Fremde Heere West Nr. 2257/40 geh. v. 1.7.40.)

3.) Der Operationsentwurf muß enthalten:

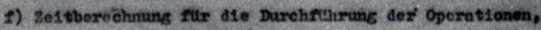
a) Operationsabsicht mit kurzer Begründung,

b) Kräftebedarf,

c) Befehlsgliederung,

d) Aufträge an die dem A.O.K. unmittelbar unterstehenden Kommandobehörden,

e) Zeitberechung für den Aufmarsch unter der Annahme, daß die großen Verbände dem Bereich der Heeresgruppe C entnommen werden.



30

\- 3 -

f) Zeitberechnung für die Durchführung der Operationen,

g) Anträge auf Mitwirkung der Luftwaffe,

h) Wünsche bezüglich Mitwirkung italienischer Kräfte,

i) Anregungen und Wünsche (Täuschung, Sabotage, Karten, Transportforderungen usw.)

J. A.

gez. H a l d e r

Verteiler:

Heeresgruppe C = 1. Ausfertigung

Op. Abt. (I) = 2. u. 3. "

F. d. R.

2 Anlagen.

Oberst i. G.

Die vom Chef des Generalstabes des Heeres, Generaloberst Halder, bereinigte Planstudie «Tannenbaum».

«Schick die Informationen gleichwohl! Es ist einfach deine verdammte Pflicht. Ich kann dir keinen überzeugenden Beweis geben, aber ich verbürge mich für den Mann. Er ist so gut ein Antinazi wie du und ich.»

«Hör damit auf. Ich gebe nichts mehr weiter.»

«Aber hast du nicht die letzte Depesche gelesen? Dann weißt du, daß die 17. deutsche Panzerdivision, die sich noch vor kurzem mitten in Polen befand, gegenwärtig im Chelmer Wald steht, einen Kanonenschuß von der russischen Grenze entfernt. Was tut sie da? General von Stülpnagels Armee bewegt sich gegen die ukrainische Grenze. Was sucht sie dort? Und ist dir nicht bekannt, daß die tschechische Waffenfabrik Skoda von Berlin den Befehl erhielt, keine sowjetischen Aufträge mehr auszuführen? Kannst du mir erklären, warum?»

«Ich werde das alles nicht weitergeben, und damit basta!»

Die Tür hinter sich zuschlagend, verläßt Schneider den Raum. Am folgenden Tag fährt er nach Luzern zu Roessler. Er versucht, ihm Moskaus Mißtrauen begreiflich zu machen. Rudolf Roessler lächelt dünn und nickt. Das alles kennt er. Die Welt will betrogen sein. Aber «Lucy» wird deswegen nicht nachgeben.

«Die Ereignisse werden uns leider nur zu recht geben, mein lieber Schneider. Darum dürfen wir nicht nachlassen. Der Tag wird kommen, wo Moskau auf uns hört.»

Während des ganzen Monats Mai 1941 erhalten

die Russen keine weiteren «Lucy»-Informationen mehr. Dieser bleibt aber seinerseits nicht untätig. Tag für Tag benachrichtigt er Christian Schneider und die Schweizer vom Anschwellen der deutschen Heeresmacht vor den sowjetischen Grenzen. Im Norden die Heeresgruppe General von Leebs, bestehend aus 21 Infanteriedivisionen und 6 Panzerdivisionen. Im Süden die Truppen Feldmarschall von Rundstedts: 17 Infanteriedivisionen, 4 Gebirgsdivisionen, 4 motorisierte Infanteriedivisionen und 5 Panzerdivisionen. In der Mitte Feldmarschall von Bocks mächtige Verbände: 15 Panzerdivisionen, 30 Infanteriedivisionen. Auf einer Front von 1600 km Länge stehen 3 Millionen Mann, 750 000 Pferde, 600 000 Fahrzeuge, 7200 Geschütze, 3000 Panzerwagen und 1800 Flugzeuge. Alle in Erwartung des Tages «J», der Stunde «H» . . .

Roessler führt über alles genau Buch. Er teilt ein, ordnet, zählt zusammen. Er hat auch die moralische Verfassung der Truppen gekennzeichnet, die von Tilsit bis Insterburg, Zichenau, Chelm, Bialystok, Przemysl und Jassy massiert sind, und immer wieder weist er auf die für diese enorme Kriegsmaschine bestimmten einzelnen Angriffspläne hin. Von Leeb wird über die Memel gehen, die russischen Streitkräfte im Bereich der Baltischen Staaten vernichten und auf Leningrad vorstoßen. Die Einbrüche in die feindliche Front besorgt hier General Höppner mit seiner Panzergruppe. Von Bocks erstes Angriffsziel ist Smolensk, danach Moskau; seine Panzerdivisio-

nen gehen in zwei Gruppen vor, die von den besten Generälen der Wehrmacht befehligt werden: Guderian und Hoth. Von Rundstedts Aufgabe ist der Durchbruch zwischen den Pripetsümpfen und den Karpaten, der Einfall in die Ukraine mit Fernziel Kiew ... Die vom Oberkommando der Wehrmacht angewandte Strategie ist deutlich übersehbar: eine große Anstrengung in der Mitte, durch eine sumpfige, von Strömen und Zuflüssen durchzogene Gegend, in der sie nicht erwartet wird. Die russische Front soll gesprengt, aufgerollt und in seitlichen Taschen eingekesselt werden. Alle lebenswichtigen großen Zentren sollen im ersten Anlauf besetzt werden.

Während dieses Monats Mai und der ersten Woche des Juni 1941 findet Alexander Rado in seiner schönen Genfer Wohnung keine Ruhe. Immer wieder überfliegt er diese Meldungen. Könnte das «Zentrum» sich doch irren? Warum soll man diesen Nachrichten keinen Glauben schenken? Christian Schneiders Vorwürfe lassen ihm keine Ruhe: «Du könntest dafür zur Verantwortung gezogen werden.» Im Kreml hat man immer schnell einen Sündenbock bei der Hand, wenn etwas schiefgeht ...

Genau die gleichen Vorhaltungen macht ihm einige Tage später Alexander Foote. Sie treffen sich am 12. Juni 1941. Am Tag vorher hatte Schneider Rado aufgesucht. Seit seiner Zurechtweisung vom 25. April verhandelt Schneider mit Rado kühl und sarkastisch. Sie besprechen nur das Laufende. Nun aber legt er

auf Rados Tisch stumm ein Papier, auf dem ein einziger Satz steht. Rado soll ihn entziffern. Rado beginnt, dann stockt er, setzt wieder an; die Buchstaben knattern ihm ins Gehirn wie Maschinengewehrfeuer. «Großangriff auf die von Rußland besetzten Gebiete, Morgengrauen des Sonntags, 22. Juni, 3.15 Uhr.»

Schneider versichert sich, daß Rado gut verstanden hat, dann dreht er sich auf dem Absatz um und verläßt das Büro. Die ganze Nacht geht Rado diese Meldung durch den Kopf. Eine Ungeheuerlichkeit, eine Gemeinheit ohnegleichen! Am nächsten Morgen hält er es nicht länger aus. An diesem 12., einem Donnerstag, ruft er Foote an, was er bisher immer unterlassen hat. Mit gepreßter Stimmer ersucht er den Engländer, sofort nach Genf zu kommen. Schlecht gelaunt legt der aus dem Schlaf geweckte Foote den Hörer auf. Rado wird ihn mittags im Bahnhof Cornavin abholen.

Schweigend wandern die beiden Spione die Rue du Mont-Blanc hinunter, bis zur Brücke, bei der der Genfersee wieder zur Rhone wird, die durch Genf und dann nach Frankreich hinuntereilt. Dann wenden sie nach links und setzen sich in der Nähe des Casinos, vor den Schiffsstegen, von denen aus in Friedenszeiten die großen Dampfer voller Touristen ihre Rundfahrten beginnen, auf eine Bank. Die große Wasserfläche vor Augen, überreicht Rado seinem Begleiter stumm eine Depesche. Der Engländer pfeift durch die Zähne und fragt:

«Was entscheiden Sie?»

Nach langem Schweigen murmelt Rado:

«Was soll ich tun? Vom ‚Zentrum' haben wir wegen ‚Lucy' schon zwei Rüffel eingesteckt. Möglicherweise ist diese Information nicht wahr . . .?»

Foote mustert ihn verdrießlich:

«Und darum ließen Sie mich nach Genf kommen? Um mir Ihre Unentschlossenheit zu zeigen? An Ihrer Stelle würde ich diese Information durchgeben, dann trägt das ‚Zentrum' die Verantwortung. Tun Sie es nicht, dann können Sie später eines verbrecherischen Versäumnisses bezichtigt werden, und dann möchte ich nicht in Ihrer Haut stecken.»

Keine tröstliche Aussicht! Rado fröstelt es. Hastig übergibt er Foote das Papier:

«Senden Sie das beim ersten Kontakt, übermorgen abend. Kommen Sie in mein Büro. Ich werde Ihnen das ganze Dossier der im vergangenen Monat eingelaufenen ‚Lucy'-Meldungen übergeben. Fordern Sie vom ‚Zentrum' eine ungewöhnlich lange Sendezeit, damit Sie das alles so schnell wie möglich durchgeben können. Das ‚Zentrum' mag toben, aber wir sind dann wenigstens aus der Sache.»

Am 14., dann am 16., 17. und 18. Juni 1941 sendet Alexander Foote das ganze Material, ohne eine andere Antwort zu erhalten, als «Verstanden» oder «Fertig». Dann verbrennt er weisungsgemäß den ganzen Papierstoß im Kamin und blickt verstört, ausgehöhlt, erschöpft um sich. Vierundzwanzig Stunden Schlaf hilft ihm wieder auf die Beine.

Die Russen erheben diesmal keine Einwände gegen die «Lucy»-Informationen. Das Datum der Invasion haben sie aus so vielen anderen Quellen schon erfahren, daß es reiner Wahnsinn wäre, die weit wichtigeren Detaillierungen zu überhören, die diese Informationen enthalten. Dieses Datum vom 22. Juni hat ihnen schon Richard Sorge gemeldet, ihr bester Agent in Ostasien. Auch aus den Vereinigten Staaten trifft die Angabe dieses Datums ein, über Cordell Hull und Sumner Wells, die Staatssekretäre und Unterstaatssekretäre im Staatsdepartement, die sie von ihren Botschaftern in Europa erhielten und dem Sowjetbotschafter in Washington, Konstantin Umansky, sofort weitergaben. Sogar Churchill, der durch die Agenten seines Intelligence Service darüber informiert wurde, bestätigt dieses Datum.

Auf dem M.G.B. ist man perplex. Man überlegt, wägt ab. Befand sich Stalin doch im Irrtum, als er sich auf den mit den Deutschen unterzeichneten Nichtangriffspakt so blind verließ? War es ein Fehler, daß er sich weigerte, viereinhalb Millionen Soldaten der Roten Armee, die untätig an der Grenze standen, in Alarmzustand zu versetzen? Der Große Generalstab wünschte das seit langem. Denn auch anderen schwerwiegenden Anzeichen ist deutlich zu entnehmen, daß bei den Deutschen etwas vor sich geht.

In den letzten zwei Monaten sind 80 deutsche Beobachtungsflugzeuge ziemlich tief über russisches Gebiet eingedrungen. Eines stürzte ab. Man fand an

Bord Kameras des neuesten Modells und belichtete Filmrollen, die deutlich bewiesen, daß sowjetische militärische Objekte das Ziel dieser Einflüge waren. Dazu kommt, daß seit drei Monaten die deutsche Industrie den Handelsvertrag vom 10. Januar nicht mehr einhält und keine Erzeugnisse nach der Sowjetunion mehr schickt. Es sieht ganz so aus, als stehe sogar die Kündigung des Vertrages bevor. Dabei haben die Sowjets hinreichend Beweise ihres guten Willens gegeben, indem sie ihre Lieferungen von Getreide, Oel, Eisen- und Nichteisenmetallen und von Rohgummi an das Dritte Reich weit über die vorgesehenen Mengen hinaus vergrößerten. Auch die meist gut unterrichtete große Auslandpresse, die im Sicherheitsministerium aufmerksam gelesen wird, weist unaufhörlich auf die große Konzentration von Nazitruppen vor den Toren Rußlands hin. Sollte Stalin sich getäuscht haben?

Entgegen dem Willen des Herrn im Kreml, der jede Verteidigungsmaßnahme untersagte, die von Hitler als Mißtrauenskundgebung gedeutet werden konnte, unterrichtet das M.G.B. unter der Hand den Großen Generalstab der Roten Armee. Aber dieser reichlich verspätete Entschluß des «Zentrums» nützt der Sowjetunion nicht mehr viel. 146 deutsche Divisionen, von denen 100 die erste Angriffswelle vorzutragen haben, stehen in den dunklen Tannenwäldern Polens, unter den Eichen, Buchen und Eschen der Karpaten, zwischen den Sandbeerbäumen und Lorbeersträuchern Bessarabiens auf der Lauer, in Er-

wartung des Angriffsbefehls. Die Mannschaften sind in ausgezeichneter Verfassung, voller Kampfesmut, und eisern gewillt, dort zu siegen, wo Napoleon scheiterte. Im Reichsaußenministerium setzt Ribbentrop bereits die chiffrierte Depesche auf, die an seinen Botschafter in Moskau, Graf Karl von der Schulenburg, abgehen soll. Es ist eine der schamlosesten Kriegserklärungen des Führers:

«Die in den letzten Tagen der Reichsregierung zufallenden Informationen lassen keinen Zweifel über die Angriffsbereitschaft der sowjetischen Truppenkonzentrationen aufkommen. Weitere Informationen von britischer Quelle bestätigen das Vorhandensein von Verhandlungen, die der britische Botschafter, Sir Stafford Cripps, im Hinblick auf eine enge militärische Zusammenarbeit zwischen Großbritannien und der Sowjetunion gegenwärtig führt. Die Reichsregierung erklärt, daß die Sowjetregierung sich der folgenden Verletzungen der von ihr eingegangenen Verpflichtungen schuldig gemacht hat:

a) der fortgesetzten und verstärkten Unterwühlung Deutschlands und Europas;
b) der Massierung ihrer gesamten, auf Kriegsfuß gestellten Streitmacht vor der deutschen Grenze;
c) der unzweifelhaften Vorbereitung, in Verletzung des deutsch-russischen Nichtangriffspaktes, des Ueberfalls auf Deutschland.

Infolgedessen hat der Führer den Streitkräften des Dritten Reiches befohlen, diese Bedrohung mit allen

ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln abzuweisen.»

Leicht verlegen übergibt von der Schulenburg dann dieses Sonnwend-Festgeschenk Molotow am späten Nachmittag des 21. Juni 1941 in dessen Büro. Neun Stunden später setzt entlang einer Front von über 1000 Kilometern der gewaltige Feuerschlag ein. Der Krieg im Osten hat begonnen.

Schon am 23. Juni 1941 lernt Rudolf Roessler zwei außerordentliche Vorzüge des «Zentrums» kennen: einen völligen Mangel an eigensinniger Rechthaberei und die größte Bereitschaft, sich den Umständen anzupassen. Wie ein georgisches Sprichwort sagt: «Gerätst du unter die Meute, mußt du mitbellen oder wedeln.» Zweieinhalb Monate lang hielten sich die Russen die Ohren zugestopft und weigerten sich, die Alarmrufe dieses «Lucy» zu hören. Von einem Tag auf den anderen flehen sie ihn an, sich aufs äußerste für sie einzusetzen. Sie offerieren ihm ein fürstliches Gehalt. Roessler nimmt das Geld aber nicht an.

Am Abend dieses unheilvollen 22. Juni, nachdem der deutsche Angriff im Morgengrauen erfolgt war, stellt Alexander Foote in Lausanne seinen Geheimsender auf die mit Moskau vereinbarte Welle ein. Es ist kein Sendetag, und er ist ziemlich sicher, daß sich niemand melden wird. Aber die unheimliche Bestätigung seines Nachrichtenmaterials durch diesen ungeheuerlichen Ueberfall setzt ihm derart zu, daß er einfach das Bedürfnis hat, Moskau zu hören, und

wenn es auch nur das übliche Pfeifen und Kreischen ist. Meist kündigt dieses Gehuste das trockene Stakkato des Moskauer Funkers an.

Plötzlich fährt Foote zusammen. Das Pfeifen in seinem Kopfhörer wird schriller. Jemand sitzt auf der Welle: das «Zentrum». Foote erkennt seinen Kollegen sofort an seinem Anschlag. Trotz der Ereignisse scheint der Mann nicht im geringsten aufgeregt. Die Buchstaben und Zahlen folgen einander ruhig und regelmäßig. Dann folgt eine Pause. Foote benützt sie, um diese erste Zeilenfolge zu entziffern:

«An alle Netze ... an alle Netze ... Die faschistischen Bestien haben das Vaterland der Werktätigen überfallen. Der Augenblick ist gekommen, alles in eurer Macht Stehende zu tun, um der UdSSR in diesem Ringen auf Leben und Tod mit Deutschland beizustehen. Gezeichnet: Der Direktor.»

Dann setzt das «Zentrum» seine Sendung fort:

«Direktion des ‚Zentrum' hat beschlossen, inskünftig die Depeschen in drei Kategorien einzuteilen. ‚MSG' für einfache Dienstmeldungen. ‚RDO' für dringende Mitteilungen. ‚VYRDO' für Mitteilungen von höchster Dringlichkeit. Vom heutigen Tag an sind sämtliche von ‚Lucy' stammenden Informationen unter ‚VYRDO' zu klassieren und müssen unverzüglich weitergegeben werden. Das ‚Zentrum' wird einen täglichen 24stündigen Abhorchdienst einrichten. Der größeren Bequemlichkeit halber wird ‚Jim' als einziger die ‚Lucy'-Depeschen senden. Wir benachrichtigen ‚Eduard' und ‚Rosa' ...»

«Eduard» und «Rosa» sind die Decknamen für Hamel und Margareta Bolli, Rados persönliche Funker. Die Sache wird also ernst, denkt Foote. Wenige Sekunden später wird seine Vermutung bestätigt. Das M.G.B. befiehlt ihm, «Lucy» schnellstens zu benachrichtigen. Moskau ist an seinen Informationen dringend interessiert.

Eine dramatische Entdeckung

Es vergehen drei Monate, während denen die Sowjets nur Schläge einstecken und mit Bitterkeit die Richtigkeit aller Voraussagen Rudolf Roesslers feststellen, ohne sie gegen die Nazis mehr verwerten zu können. In diesem gleichen Zeitabschnitt beginnt sich bei den Nazis der Verdacht zu regen, daß ein tödlicher Virus an ihren Adern ist.

Am 2. Juli, zehn Tage nach Beginn der Offensive, bestätigt «Lucy» dem M.G.B., daß der deutsche Angriffsplan Moskau als Hauptziel vorsieht. Die ganze Wucht des Angriffs trägt die mittlere Heeresgruppe mit den Panzern Guderians und Hoths, während der Vormarsch im Norden und Süden als Ablenkungsmanöver gedacht ist. Das ist, was das Oberkommando der Wehrmacht seinen «Plan I» nennt.

Am 27. Juli 1941 verlangt «Lucy» von Rado, daß das «Zentrum» mit höchster Dringlichkeit angerufen werde: das OKW hat festgestellt, daß der russische

Widerstand sich an der mittleren Front versteift, und hat sich plötzlich für den «Plan II» entschieden, der den Hauptstoß auf den Flügeln und deren Zangenbewegung vorsieht, wodurch von Bocks Truppen eine kurze Atempause gewährt wird.

Zwei entscheidend wichtige Informationen. Kann auch die Rote Armee den deutschen Vormarsch nicht überall aufhalten, so kann der Chef ihres Generalstabes, Feldmarschall Boris Michailowitsch Schaposchnikow, immerhin den Kommandeuren der verschiedenen Frontabschnitte alle von «Lucy» angekündigten Bewegungen des Feindes doch unverzüglich mitteilen und ihnen in allen Einzelheiten die Truppeneinheiten kennzeichnen, die ihnen gegenüberstehen werden.

Am 10. August 1941 fällt östlich von Smolensk der Kommandoposten einer Division der 16. russischen Armee in die Hände der Panzergrenadiere General Hoths. Die Offiziere des Heeressicherheitsdienstes sprengen das Schloß eines altertümlichen kleinen Geldschrankes und finden zu ihrem größten Erstaunen unter allerhand Papieren zwei Schlachtenpläne des OKW und eine Kopie des kürzlich erlassenen Befehls, den zweiten Plan dem ersten vorzuziehen!

Die Achillesferse der Wehrmacht ist der Nachschub. Man stelle sich die langen Reihen der Wagen vor, die von den Kampfeinheiten nach der Etappe zurückrollen, um neuen Nachschub zu holen, und jene andere Reihe, die von der Etappe zur Front

zurückgeht. Man stelle sich die Verkehrsstauungen beim geringsten Hindernis vor. Im Staub, im Schlamm, im Schnee der Ostfront wird sich das täglich und stündlich wiederholen: festgefahrene Kolonnen und nochmals festgefahrene Kolonnen. Ein prächtiges Ziel für die feindliche Flugwaffe. Als die deutschen Strategen auf einer in den Archiven vorgefundenen und von 1896 datierten Rußlandkarte im Maßstab 1 : 1 000 000, später auf moderneren Karten im Maßstab 1 : 500 000, die «Operation Barbarossa» einzeichneten, trugen sie auch mit peinlicher Genauigkeit den Standort ihrer Versorgungsmagazine ein sowie deren Dislozierung im Verlauf des Vormarsches durch Rußland. Sie trugen auf diesen Karten die den Einheitskommandanten empfohlenen Verbindungswege ein. Diese verwundbaren Stellen wurden alle von Rudolf Roessler Rado mitgeteilt, und die Sowjets übertrugen sie getreulich auf ihre eigenen Karten.

Für die Deutschen konnten diese beiden aufsehenerregenden Funde in Lomja und hinter Smolensk nur eines bedeuten: der Feind war so ausgezeichnet unterrichtet, daß er außer Zweifel in der Wehrmacht selbst Agenten hatte.

Dieser Verdacht wurde bald darauf Gewißheit. Am 10. August 1941 läßt Rudolf Roessler Alexander Rado wissen — und gleichzeitig macht er davon Mitteilung an das Büro Ha. in Kastanienbaum —, daß der Generalstab der Wehrmacht wieder auf seinen «Plan I» zurückgegriffen hat, unter Vornahme der

folgenden Aenderung: die Feldmarschall von Bock unterstellte mittlere Heeresgruppe soll wieder in Richtung Moskau vorgehen, jedoch diesmal über Briansk. Es war der Chef des Generalstabes, General Halder, der diesen Angriffsplan entwerfen ließ, den er acht Tage später, am 18. August 1941, dem Führer vorzulegen gedachte. Während dieser acht Tage arbeiten die Dienststellen des OKW fieberhaft an der Bereitstellung dieses Projektes, damit er bis zum Termin in jeder Einzelheit gebrauchsfertig vorliege. Unter den Generalstäblern, die diesen «Plan I» modifizieren, sind auch Roesslers zehn Gefährten. Roessler ist somit in der Lage, die Nachricht brühwarm weiterzugeben. Die Russen haben acht Tage Zeit. Stalin und Marschall Schaposchnikow, die von dieser Aenderung verständigt wurden, beschließen, den Deutschen diesmal zuvorzukommen. Seit Beginn der Offensive ist es das erstemal, daß sie die Initiative ergreifen können. Am 12. August berufen sie Jeremenko, ihren besten Panzergeneral, zu sich ins Hauptquartier.

«Guderian wird in einer Woche über Briansk gegen Moskau vorstoßen. Uebernehmen Sie das Kommando über diesen Frontabschnitt. Als Verstärkung gebe ich Ihnen die 3. und 11. Armee, die gegenwärtig die Nordukraine abriegeln. Dort haben wir für den Augenblick nichts zu befürchten. Diese Einheiten sind schon benachrichtigt. Sie übernehmen damit eine schwere Aufgabe. Gehen Sie und führen Sie sie durch.»

Aber hier spielt die Geschichte und mit ihr der unberechenbare Führer, dessen plötzliche Entschlüsse niemand voraussehen kann, den Russen einen schlimmen Streich. Wie «Lucy» es voraussagte, unterbreitet Halder Hitler, der sich nunmehr in seinem Kriegshauptquartier Wolfsschanze bei Rastenburg in Ostpreußen befindet, am 8. August den abgeänderten Plan I. Fünf Tage wird beraten. Hitler ist in düsterer Stimmung; er fährt seine Generäle an, beleidigt sie sogar, und keiner wagt, ihm zu widersprechen.

Der Krieg zieht sich zu sehr in die Länge. Moskau kann warten. Erst will Hitler die Ukraine mit ihren goldenen Saaten an sich reißen. Nicht einmal Guderian, der bei der Beratung anwesend ist und am liebsten auf die in greifbarer Nähe liegende Hauptstadt der Sowjets losginge, kann ihn umstimmen.

«Stoßen Sie sofort nach Süden vor!» befiehlt ihm der Führer. «Vereinigen Sie sich mit der Heeresgruppe von Rundstedt. Greifen Sie an und bringen Sie mir Kiew.»

Das ist der schwarze Tag, an dem alles von den Gefährten Roesslers Vorausgesagte durch die Ereignisse über den Haufen geworfen wird. Stalin, der noch immer einen Vorstoß Briansk—Moskau erwartet, hat die ukrainische Front geschwächt. Roesslers Gefährten ahnen nichts von dieser Umstellung und werden auch in den folgenden Tagen nichts darüber erfahren, weil die Planung dieses Angriffes diesmal nicht dem OKW übertragen wurde. Guderian soll

selber disponieren. Er wird je nach der vorgefundenen Lage entscheiden.

Nach dem Abzug der beiden russischen Armeen trifft Guderian in der Ukraine zu seinem großen Erstaunen nur auf schwach verteidigte Stellungen und sehr bald auf die ersten Vorposten der von Rundstedt befehligten Heeresgruppe Süd. Kiew ist eingekreist. Von den Truppen des greisen Marschalls Semjon Michailowitsch Budjonny, einer legendären Figur aus der Revolutionszeit, verteidigt, fällt es nach langem Ringen. Die Wehrmacht vernichtet auf einen Schlag ein halbes Dutzend russische Armeen, macht 660 000 Gefangene, zerstört 1000 Panzer und erbeutet 1500 Geschütze. Für Stalin eine Katastrophe. Hitler hingegen nimmt dies als gutes Omen für die nun einsetzende Einkreisung Moskaus, die er bald abzuschließen hofft.

Nach der großen Schlacht um Kiew wendet sich Guderian mit seinen Panzern wieder nach Norden. Nach einer Verspätung von anderthalb Monaten stellt er sich vor Briansk den Panzern Jeremenkos. Er fährt ihm in die offene Flanke, und bald fällt Briansk und kurz darauf Wjasma. Nun stürzt sich die Wehrmacht auf die sowjetische Hauptstadt; doch geht ihr hier der Atem aus; sie bleibt in den Vororten stecken und wird nie über sie hinausgelangen. Der Winter naht, auf den sie nicht vorbereitet ist. Noch weiß sie nicht, daß sie den Krieg schon hier verloren hat.

Dafür entdeckte der Heeressicherheitsdienst im

zerstörten Briansk ein Dokument, das ihm endlich die Erklärung für Jeremenkos seltsame Untätigkeit während des Vorbeiziehens der Panzer Guderians gibt. Der Russe erwartete die Deutschen in einer Stellung, die bei frontalem Angriff uneinnehmbar gewesen wäre. Das vorgefundene Dokument ist die genaue Wiedergabe jenes von Halder modifizierten «Planes I», den er am 18. August in Rastenburg Hitler vorgelegt hatte.

Der Heeressicherheitsdienst überträgt die weitere Untersuchung dieses Fundes dem von Admiral Canaris geleiteten «Amt Abwehr», der Spionage- und Gegenspionagezentrale der Armee. Da man aber Canaris nicht recht traut, wird auch der von Reinhard Heydrich geleitete, der Partei unterstellte Sicherheitsdienst ins Bild gesetzt.

Heydrich erfaßt sofort die Tragweite dieser Entdeckung. Wie der Führer, verachtet auch er das deutsche Offizierskorps insgesamt; vermutlich weil er nie darüber hinwegkam, daß er wegen Spielschulden und unehrenhaften Verhaltens seinerzeit aus der Marine entlassen wurde. Mit grimmiger Genugtuung stellt er nun fest, daß in diesem verhaßten Offizierskorps ein, wenn nicht mehrere «Verräter» am Werk sind, die die Russen über jeden Beschluß der deutschen Führung auf dem laufenden halten. Die aufgefundenen Dokumente beweisen deutlich, daß es sich nur um höhere Offiziere handeln kann. Diesen Herren muß so schnell wie möglich das Handwerk gelegt werden.

Am liebsten hätte Heydrich diese böse Sache selber an die Hand genommen, leider erlaubt es ihm seine Zeiteinteilung nicht. Er ist einer der glänzendsten Reiter und Fechter des Dritten Reiches und zudem Liebhaber von Himmlers Gattin und der Gattin Kochs, des Gauleiters von Ostpreußen. Auch die vielen Intrigen im Innern der Partei beschäftigen ihn zu sehr. Darum beschließt er, mit dem Aufspüren dieser Verräter seinen Schatten, den jungen SS-Brigadeführer Walter Schellenberg zu betrauen.

Im Hauptquartier des OKW ahnen Roesslers Gefährten nicht, daß die Treibjagd auf den unsichtbaren Feind begonnen hat. Sie haben allen Grund, sich in Sicherheit zu wiegen, denn sie haben jede erdenkliche Vorsichtsmaßnahme getroffen, um nicht entdeckt zu werden.

Auch Roessler in Luzern fühlt sich sicher. Noch ist ihm nicht bewußt, daß Stalins plötzliches blindes Vertrauen in «Lucy» eine strategische Katastrophe war und den Verlust von Kiew zur Folge hatte. Das «Zentrum» hat ihm keine Rüge erteilt. Man setzte den Verlust auf Rechnung der Kriegswechselfälle. Die Deutschen werden es später schon mit Zinsen zurückzahlen müssen. Die einzigen dringenden Anfragen, die Moskau immer wieder stellt, beziehen sich auf die an der Ostfront eingesetzten Einheiten. Wieviel Mann? Welche Bewaffnung? Welche Bestimmung? Roessler gibt diese Anfragen weiter, und die Antwort läßt selten länger als 48 Stunden auf sich warten. In diesem Herbst 1941 kann er den Sowjets

sogar zwei überraschende wissenschaftliche Informationen geben. Die Deutschen arbeiten an der Fertigstellung einer neuen Waffe, der sie den Namen «V-1» gegeben haben. Außer dieser bauen sie auch noch eine Rakete von 10 Tonnen. Dies ist eine der letzten von Alexander Foote gefunkten Depeschen, bevor sich ein Zwischenfall ereignet, der Roessler und seine Freunde im OKW in tiefste Besorgnis stürzt.

Es ist der 19. Oktober 1941. Ein Sonntagabend. Seit ungefähr einer halben Stunde sendet das Radio des Moskauer «Zentrum» eine Depesche. Es handelt sich wieder um eine Nachfrage über Einzelheiten der Wehrmacht. Plötzlich erleidet mitten in einem Satz die Sendung einen Unterbruch. Nichts folgt mehr. Foote fragt zwei-, dreimal an. Keine Antwort. Er wiederholt seine Anrufe am nächsten und übernächsten Tag. Vergebens. Er benachrichtigt Rado, und Schneider ruft Roessler an. Keiner versteht, was vorgefallen ist.

Das dauert sechs Wochen. Während dieses rätselhaften langen Unterbruchs kann «Lucy» seine Nachrichten nur an das «Büro Ha.» weitergeben. Seine Freunde werden ungeduldig. Die Schweiz kann mit diesem Nachrichtenbündel nichts anfangen; sie steht ja mit den Nazis nicht im Krieg! Man müßte die Russen auf einem anderen Weg erreichen können.

Jede Nacht stellt Foote sein Sende/Empfangsgerät auf die Wellenlänge des «Zentrums» ein ... Dann,

plötzlich, am 1. Dezember 1941, an einem Montag, ertönt in seinem Kopfhörer wieder das vertraute Ticken, und zum maßlosen Erstaunen des Engländers fährt der Moskauer Funker genau bei der Stelle fort, bei der er sechs Wochen früher stehengeblieben war. Ruhig und regelmäßig sendet er den Schluß der Depesche, als hätte diese Funkstille überhaupt nicht bestanden. Am Schluß der Sendung erkundigt sich Foote bei seinem Moskauer Kollegen nach dem Grund dieses langen Schweigens.

Der Grund ist einfach. Infolge des deutschen Angriffs auf Moskau und in der Voraussicht, daß die russische Hauptstadt einer langen Belagerung ausgesetzt sein würde, hatten die Sowjetbehörden die Ueberführung sämtlicher Dienststellen nach Kuibyschew, dem alten Samara, an der Wolga, verfügt. Alle Zweige des bürokratischen Apparates wurden rechtzeitig davon verständigt, nur der Sendedienst des «Zentrums» nicht. Am 19. Oktober mußte der russische Kollege Hals über Kopf den Senderaum verlassen...

Jagd auf den Wellen

Freudig übernahm der SS-Brigadeführer Walter Schellenberg die Aufgabe, die «Verräter» in der Wehrmacht zu entlarven. Diese nach ihnen zu durchkämmen wäre freilich aussichtslos, da sie 3000 Generäle

und 320 000 weitere Offiziere zählt. Aber Schellenberg weiß, wo die schwache Stelle einer jeden Spionagezentrale sitzt: bei der Nachrichtenübermittlung. Hier hakt er ein. Ihm ist auch klar, daß die Russen ihre Nachrichten nur auf funktelegraphischem Weg empfangen können. Kuriere, die sich durch die Linien schleichen, gehören der Vergangenheit an.

Mittwoch, den 5. November 1941, begibt sich der SS-Brigadeführer nach Dresden. Der Sicherheitsdienst hat in dieser Stadt eine imposante Abhorchstelle eingerichtet. Die tüchtigsten Entzifferer des Reiches führen hier einen zwar wenig glorreichen, dafür um so erfolgreicheren Kampf. Schellenberg fordert von ihnen eine «Sonderüberwachung». Als ob sie diese nicht längst schon ausübten! Kein Dezimeter Kurzwelle entgeht ihrer Aufmerksamkeit. Während täglich vierundzwanzig Stunden durchmustern sie das Wellenreich, in dem ein wirres Durcheinander der rätselhaftesten Funksprüche herrscht, aus dem die feindlichen Punkt- und Strichfolgen herauszuhorchen eine schier hoffnungslose Aufgabe scheint. Denn in dieser Wellenwelt ist ein «B» niemals ein «B» und eine «2» niemals eine Zahl; für das Führerhauptquartier so wenig wie für die Fernmeldestelle des OKW, und auch nicht für die Spione.

«Nur immer brav weitermachen!» ermahnt sie Schellenberg. «Der Tag wird kommen, wo ihr die verdächtigen Zeichen im Aether erwischt.»

Der Zufall scheint dem SS-Brigadeführer bald

recht zu geben. Die folgenden zwanzig Tage ruft er unermüdlich Dresden an, um zu erfahren, wie weit sie sind. Am 28. November, einem Freitag, teilt ihm die Dresdner Abhorchstelle mit, sie habe in den letzten Nächten, auf der 43-m-Welle, eine kurze, mehrmals wiederholte geheimnisvolle Depesche aufgefangen. Stets um die gleiche Zeit, immer um ein Uhr morgens.

«Was mag das sein?» fragt Schellenberg.

«Das können wir noch nicht sagen. Die regelmäßige Wiederholung könnte vermuten lassen, daß es sich um ein Rufzeichen handelt.»

«In welcher Richtung liegt der Sender?»

«Die Sendung ist für eine Ortung immer zu kurz. Wir kommen gar nicht dazu, unsere Peilgeräte einzustellen, und schon ist die Sendung fertig.»

«Weitermachen! Zeit bringt Rosen! Nur nicht nachlassen!» ermahnt der SS-Brigadeführer.

Die Hartnäckigkeit ist ein Charakterzug, den Schellenberg mit Roessler gemeinsam hat. Alle Geheimagenten sind auf diese gleiche Weise stur beharrlich. Was in Dresden abgehorcht wird, sind Footes Kenn- und Rufzeichen aus Lausanne, mit denen er während des Unterbruchs vom Oktober—Dezember 1941 vergeblich das Moskauer «Zentrum» anruft. An sich ist das Auffinden dieser Spur von keiner großen Wichtigkeit, da es ein durchgehend befolgter Grundsatz aller Geheimsender ist, die Depesche nie auf der für das Rufzeichen benützten Wellenlänge folgen zu lassen. Das wissen die in

Dresden natürlich auch. Foote ruft auf Welle 43 an, dann dreht er auf eine andere Welle ein. Sobald er auf dieser Welle die Antwort des «Zentrums» erhält, rührt er die Welle 43 nicht mehr an. Und gewöhnlich vereinbaren Sender und Empfänger für das nächste Mal eine neue Welle und meist auch einen neuen Kode. Das alles dient der Irreführung der Abhorchstellen.

Diese Irreführung kann aber natürlich nicht ewig währen. Auch die in Dresden kennen ihr Metier. Sie schalten mehrere Empfänger ein, die die benachbarten Wellen gleichzeitig abhorchen. Um das Operationsfeld zu verengern, lassen sie von vornherein alle bekannten Sender auf der Seite, auch wenn sie deren Chiffren nicht besitzen; also etwa die unverdächtigen Sender des Führerhauptquartiers. Sie machen Jagd auf die verdächtigen Funksprüche; aus dem vielen Geticke vermögen sie einen bestimmten Operateur sofort an seinem Anschlag herauszuhören: sie studieren die Papierstreifen, auf denen diese vielen Strichpunkte eingezeichnet sind, klassieren systematisch alle diese Rätsel, wenden statistische Methoden an, und so gelangen sie nach und nach auf die richtige Spur.

Die Wiederaufnahme der Verbindung mit dem «Zentrum» in Kuibyschew beruhigt Rudolf Roessler und seine immer ungeduldiger werdenden Gefährten im OKW. Sie haben schon wieder dringende Nachrichten durchzugeben. «Lucy» läßt Stalin wissen, die «Germanski» steckten in ernsten Schwierigkeiten.

Ihre Truppen kämpfen noch immer in Sommeruniformen, dabei steht das Thermometer auf minus 40 Grad! Der Schnee dringt in die Stiefelschäfte, verwandelt sich in Eis und bewirkt Erfrierungen der Füße, die oftmals amputiert werden müssen ... Ihrerseits gehen die Russen zum Winterkrieg über. Ihre sibirischen Divisionen tragen weiße Mäntel, weiße Pelzmützen, bewegen sich auf Skiern. Gewehre, Panzer, Geschütze, Fahrzeuge erhielten einen weißen Anstrich. Und die Fußtruppen tragen Stiefel, die zwei Nummern zu groß sind, so daß die in Lappen gewickelten Füße ohne Schaden anschwellen können. Wie ein Sturmbock stoßen die Sibiriaken unaufhörlich auf die deutschen Linien zu. Von diesem unerbittlichen Anstürmen und von der eisigen Kälte dieses Winters wird sich die Wehrmacht nie ganz erholen.

Die erste von General Halder aufgestellte Bilanz dieses Winterkrieges 1941 ist überaus beunruhigend. Ueberall mußte die Front um 100 bis 300 km zurückgenommen werden. Schlimmer noch sind die Verluste. Die Wehrmacht wird auch vergebens immer neue Durchbrüche in die Tiefe vornehmen; sie wird ihre Truppen vergebens bis aufs äußerste motorisieren. Sie wird sich über die unendliche Ebene immer breiter ausfächern; ihre Verteidigungs- und Verbindungslinien werden sich unheilvoll verlängern; ihre Kampfkraft wird sich von Monat zu Monat schwächen. Diese riesige Kriegsmaschine wird dahinschmelzen und von der Steppe aufgesogen werden ...

Gleichzeitig wie General Halder stellt auch Rudolf Roessler seine Bilanz auf. Der Einsatz der Aethergespenster «Werther» und «Olga» blieb scheinbar ohne Wirkung. Die westlichen Alliierten haben deren bedeutsame Einflüsterungen überhört. Wären sie beachtet worden, hätte der Krieg vielleicht einen ganz anderen Verlauf genommen.

Nur die Russen haben umgelernt. Sie schätzen jetzt den Nachrichtendienst richtig ein, und das bestärkt Roessler in seinem Willen, mit ihnen zusammenzuarbeiten. Die Schweizer, die er auf dem laufenden hält — das «Büro Ha.» —, tolerieren wissentlich oder unwissentlich diese Mitarbeit mit Moskau weiter. Es ist ein stillschweigendes Uebereinkommen. Der Kriegseintritt der USA hat die Schweizer über die Aussichten eines Fortbestehens ihres Landes weitgehend beruhigt. Sie beglückwünschen sich zu der gefährlichen Wahl, die sie schon am ersten Tag dieses Ringens rein instinktmäßig getroffen haben: für das Lager der Alliierten. Während dieses Winters 1941/42 werden sie sich klar bewußt, daß Deutschland aus der unheilvollen Lage, in die das Nazitum und sein Führer Hitler es gebracht haben, keinen Ausweg mehr finden wird.

Eine von Rudolf Roessler den Schweizern übermittelte Information zeigt ihnen, wie schlecht die Dinge in Deutschland stehen: die schweren Rückschläge an der russischen Front und die vielen Entlassungen von Armeekommandanten, denen man die Verantwortung für die Mißerfolge aufbürdete, haben

die Hoffnungen der vielen Unzufriedenen im OKW neu belebt. In den zwei Monaten Dezember 1941 und Januar 1942 hat Hitler die Feldmarschälle von Brauchitsch, von Rundstedt und von Leeb und dazu noch weitere 35 Armeekorps- und Divisionskommandanten ihrer Befugnisse enthoben. Feldmarschall von Reichenau starb an den Folgen einer Embolie, und der berühmte Generaloberst Udet, einer der erfolgreichsten Jagdflieger des Ersten Weltkrieges, beging im November Selbstmord. Die enttäuschten Urlauber der Ostfront verbreiten in der Heimat eine Weltuntergangsstimmung, in der dumpf der Volkszorn brodelt.

Das mißlungene Attentat vom 20. Juli 1944 darf man nicht als einen Einzelfall betrachten. Es war in Wahrheit das letzte einer langen Reihe von Komplotten, die von den gleichen Männern bereits seit 1938 immer neu geschmiedet wurden. Jene hohen Offiziere, die der Führer in Plötzensee erschießen oder an Fleischerhaken aufhängen und in Flossenburg mit Klaviersaiten erdrosseln ließ oder die er zum Selbstmord trieb, haben im ganzen, unerschüttert durch ihre Mißerfolge, fünfzehn Anschläge auf das Leben des Führers ins Werk gesetzt ...

Roesslers Gefährten — dies hütet sich aber Roessler, zur Kenntnis des «Büros Ha.» zu bringen — stehen außerhalb dieser Verschwörung. Sie meiden diese Verdächtigen, um ihre eigene, weit wirksamere Tätigkeit nicht zu gefährden. Sie begnügen sich, in deren Schatten Schutz zu finden. Sobald Gestapo

und Sicherheitsdienst von den Undichtigkeiten Wind bekamen, richtete sich ihr Argwohn nur auf diesen ihnen wohlbekannten Kreis; in diesem nahmen sie wiederholt Untersuchungen vor, während sie jene Spezialisten ungeschoren ließen, von denen sie wußten, daß sie nie in Beziehung mit den andern gestanden hatten. So konnten «Werther» und «Olga« heil durch die ihnen gespannten Netze schlüpfen. Nur Walter Schellenberg kam ihnen nahe auf die Spur, und hätten die Nazis nur einige Wochen, einige Monate mehr Zeit gehabt, so hätte er sie zweifellos zuletzt entdeckt.

«Das Herz den Alliierten, den Deutschen das Gekröse»

April 1942. Die ganze Ostfront versinkt in Schlamm. Vom Baltikum bis zur Krim herrscht an allen Frontabschnitten Ruhe. Die Rote Armee sammelt ihre Kräfte. Ihr gegenüber versucht die Wehrmacht ebenfalls wieder aufzuholen. Auf beiden Seiten der Front wandern rastlos neue Einheiten, neues Material, neue Munition von der Etappe zu den Kampflinien. Auch in Luzern, Genf, Lausanne herrscht reges Treiben. Roessler, Rado, Foote sind in voller Tätigkeit. «Werther» und «Olga» arbeiten fleißiger denn je.

So kann «Lucy» am 14. April dem wieder in Mos-

kau untergebrachten «Zentrum» die letzten von Hitler in seinem Kriegshauptquartier in Rastenburg getroffenen Beschlüsse mitteilen. Es ist ein bereits leicht ergrauter Hitler, der an unerklärlichen Schwindelanfällen leidet, an dem sich immer mehr nervöse Ticks zeigen und der an einer krankhaften Angst vor Kälte und Schnee leidet. Ein in wenigen Monaten recht gealterter Hitler, dessen Eroberungsgelüste jedoch nicht abgenommen haben. Und er fürchtet auch den Haß seiner Generäle nicht mehr, da er ihnen neue Aufgaben zuteilt und ihnen damit wieder die Illusion gibt, sie könnten diesen Krieg gewinnen.

Zu seinen Gunsten kann der Führer einen großen Sieg Rommels und seines Afrikakorps buchen. Rommels «Wüstenfüchse» haben Derna und Bengasi in der Cyrenaica zurückerobert und bereiten sich darauf vor, Tobruk einzunehmen und in Aegypten einzufallen. Doch an der Ostfront verspricht sich der Führer noch weit mehr. Er ist fest überzeugt, endlich einen überwältigenden, entscheidenden Sieg einzuholen. Wenigstens versichert er dies in seiner «Direktive Nr. 41» an das OKW, zehn Schreibmaschinenseiten, die er diesem zustellt, damit es die Marschbefehle ausarbeite. Die Dezemberkrise hat Hitler das Vertrauen in die Führer der einzelnen Armeen geraubt; er will ihnen die Initiative nicht mehr überlassen. Alles muß vorausberechnet werden, er will die volle Uebersicht haben, will alles wissen, alles selber leiten. Alles soll von Rastenburg ausgehen. Für «Werther» und «Olga» ein gefundenes Fressen.

Die «Direktive Nr. 41» enthält den Angriffsplan für Don und Kaukasus. «Lucy» berichtet darüber jede Einzelheit. Erst, an einem vorausbestimmten Tag, eine einleitende Offensive und später ein noch nicht genau datierter Großangriff. Die von der Wehrmacht nach diesem Durchbruch an dem Don erreichte Frontlinie soll in der Folge von der Wehrmacht verlassen und von nichtdeutschen Truppen gehalten werden.

Vorgesehen sind dafür 52 Divisionen: 27 rumänische, 13 ungarische, 9 italienische, 2 tschechoslowakische und 1 spanische. Feldmarschall von Keitel ist selber durch den Balkan gereist, um diesen «Kreuzzug» gegen den Bolschewismus in Gang zu bringen. Denn nach den schweren Schlägen des Winterkrieges mußte die Wehrmacht durch Zuzüge aus anderen Ländern ergänzt werden. Da die Ungarn und die Rumänen aufeinander spinnefeind sind und lieber gegeneinander als gegen die Russen Krieg führen würden, wurden sie durch den Einschub der neun italienischen und einer spanischen Division voneinander getrennt.

«Im Oberkommando der Wehrmacht hält man nicht viel von diesen Fremdtruppen», erklärt «Lucy». «Ihr Kampfgeist wird stark in Zweifel gezogen.»

Die Vorbehalte dieser Marschälle und Generäle werden sich bestätigen. Diese «Fremdenlegionen» halten nicht stand, und das wird eine der wesentlichsten Ursachen des späteren Zusammenbruches an dieser Front sein. Doch im April 1942 steht dieser

Ausgang weder bei den Deutschen noch bei den Russen fest. Und seinerseits weiß Foote in Lausanne in diesem Augenblick auch nicht, daß die Abhorchstelle des Sicherheitsdienstes in Dresden mit Riesenschritten auf der Spur vorwärtsgekommen ist, an deren Ende sein kleiner Schwarzsender steht.

Mitte April erhält Walter Schellenberg in seinem Büro an der Berkaerstraße in Berlin-Schmargendorf einen langen Bericht seiner Dresdner Techniker. Es gelang ihnen, eine lange Reihe geheimnisvoller Funksprüche abzufangen, die alle von der gleichen Hand gesendet wurden, die sie im Meer des telegraphischen Getickes deutlich unterscheiden können. Der Inhalt der Depeschen ist noch völlig rätselhaft, aber sie arbeiten fleißig an der Entzifferung. Die vielen Gruppen von fünf Buchstaben und fünf dazwischengeschobenen Zahlen gemahnen an sowjetische Kodetechnik; doch bis zur Bestätigung fehlt noch vieles.

Diese Techniker der Dechiffrage bedienen sich aller «Schlüssel», die man bei dieser schwierigen Arbeit üblicherweise verwendet. Und sind sie auch noch nicht sehr weit gekommen, so haben sie doch eine wichtige Tatsache bereits festgestellt. Der Sender, der diese Depeschen ziemlich regelmäßig, fast jede Nacht und stets um die gleiche Zeit weitergibt, befindet sich auf einer Standlinie, die über Madrid und Saragossa, Toulouse und Lyon, Genf und Nürnberg geht. Die Sendestärke läßt vermuten, daß der Apparat in ungefähr tausend Kilometer Entfernung steht, was Spanien ausschließen würde.

Systematisch wird auf dem ganzen Gebiet des Reiches von verschiedenen Stellen aus dieser Schwarzsender angepeilt, unter anderm auch von der dem Hauptmann Frentznik unterstehenden Abhorchstelle in Sigmaringen. Der Funker des geheimnisvollen Schwarzsenders wechselt oft die Wellenlänge, bleibt aber immer im Bereich von 20 bis 50 Metern, und er bevorzugt gewisse Frequenzen, worüber die Dresdner eine Tabelle aufgestellt haben. Diese Tabelle geben sie an Frentznik weiter, der den Uebernamen «Marconi» führt ...

In den folgenden zwei Monaten überstürzen sich die Ereignisse so ziemlich an allen Fronten. In Nordafrika geht Rommel auf Tobruk los. Im Osten bereitet sich von Bock auf seine einleitende Offensive vor. Der Tag «J» ist diesmal der 18. Mai. «Lucy» konnte dieses Datum rechtzeitig melden. Die Russen erfahren es schon am 5. Mai. Darum schreitet schon im Morgengrauen des 12., mit sechs Tagen Vorsprung auf den Naziplan, Timoschenko zur Offensive, um der Wehrmacht das Gras unter den Füßen wegzuschneiden. Mit 62 Infanteriedivisionen und 20 Panzerdivisionen stürzt er sich von zwei Seiten auf das von General von Paulus verteidigte Charkow. Durch «Lucy» weiß Timoschenko, daß er in Charkow unermeßliche Lebensmittelvorräte finden wird. Diese benötigt er dringend. Sein Vorprellen und unaufhörliches Anstürmen haben seine eigenen Reserven erschöpft. Auch seine Verbindungslinien werden lang und länger ...

Eines konnte Rudolf Roessler den Russen nicht mitteilen, weil es keine Information ist: die unerhörte Zähigkeit und Standkraft des deutschen Frontkämpfers. Von Bock erholt sich von Timoschenkos Schlägen und versetzt ihm seinerseits eine vernichtende Niederlage ...

Auch weiter südlich stehen die Dinge für die Russen schlecht. Sebastopol fällt, Manstein und List steht die Straße nach Stalingrad und dem Kaukasus weit offen. Hitler triumphiert. Er hat zwar Moskau noch nicht, aber er sieht ein weit bedeutsameres Ziel in greifbare Nähe heranrücken. Wenn Rommel Aegypten einnimmt und dann weiter nach Osten bis zum Persischen Golf vorstößt, kann er List die Hand reichen, und das wird Hitler das russische Oel und die Herrschaft über die arabische Welt einbringen. Dann aber hält er das Schicksal der Welt in der Faust. Denn ohne Oel kann Stalin nicht bestehen.

In Deutschland sehen Rudolf Roesslers Freunde schwarz für die Zukunft. Alles scheint verloren. War ihre Mühe umsonst? Aber mehr konnten sie wirklich nicht tun. Roessler erhielt von ihnen das Maximum an Informationen zur Unterrichtung der Russen: Angriffspläne, Zusammensetzung der Armeen, Standorte und Zufahrten des Nachschubs, Tag und Stunde der Offensiven, all das haben sie pünktlich gemeldet.

Auch die Russen haben das Aeußerste hergegeben. Die Wildheit ihrer Angriffe, die Zahl ihrer Toten und Gefangenen, die Tausende von Tonnen an zer-

störtem Material bezeugen es. Anscheinend war auch das umsonst. Die verabscheuungswürdige Macht der Nazis breitet sich aus, arroganter denn je, vom Atlantik bis Zentralasien, von der Arktis bis zum Nil. Auf dem ganzen Mittelmeer weht das Hakenkreuz. Die Verschwörer wären noch entsetzter, könnten sie die höllische Freude auf Walter Schellenbergs Gesicht sehen.

Der SS-Brigadeführer macht einen richtigen Freudentaumel durch, und dies aus mehreren Gründen. Zunächst haben zwei Unteroffiziere der tschechischen Freien Armee, Jan Kubis und Josef Gabcik, die von der Royal Air Force mit Fallschirmen abgesetzt wurden, am 27. Mai 1942 in Prag unter Reinhard Heydrichs Mercedes eine Bombe werfen können. Der Chef des Sicherheitsdienstes wurde schwer verletzt und schließlich von einer allgemeinen Sepsis am 4. Juni dahingerafft. Und am 6. Juni wurde von Heinrich Himmler, dem Großmeister der SS, vor dem in der Berliner Wilhelmstraße aufgestellten Korps des Verstorbenen und in Anwesenheit sämtlicher Parteichefs der SS-Brigadeführer Walter Schellenberg als der neue Leiter des Sicherheitsdienstes vorgestellt:

«Ich stelle Schellenberg an die Spitze des Sicherheitsdienstes. Der Verstorbene hielt ihn stets für würdig, sein Nachfolger zu werden, da er ihn in dieser Absicht in den Dienst einführte. Auch ich halte ihn für befähigt, die seiner harrenden Aufgaben zu meistern. Vor allem ist er unbestechlich. Seine Ju-

gend und der Umstand, daß er kein Parteimitglied der ersten Stunde ist, dürfen euch nicht hindern, ihn ebenfalls zu akzeptieren. Er ist unser aller Benjamin; darum hat er Anspruch auf mein besonderes Wohlwollen. Ich sage es laut und deutlich und in seiner Gegenwart, weil dies den Wünschen eures ermordeten Chefs entspricht: dieser Ernennung darf sich nichts in den Weg stellen. Und ich halte Schellenberg auch für viel zu intelligent, um sich von dem, was ich soeben sagte, berauschen zu lassen. Ich hoffe, daß ihm dies nur helfen werde, die ihm übertragenen Pflichten um so gewissenhafter und aufmerksamer zu erfüllen.»

Der zweite Grund von Schellenbergs Frohlocken liegt in dem guten Fortschritt der ihm noch von Heydrich anvertrauten Fahndung nach den schwer faßbaren «Verrätern». Die Dinge sind hier so gut gediehen, daß der Neuernannte seinem Schirmherrn Himmler vielleicht bald das schönste Erkenntlichkeitsgeschenk wird zu Füßen legen können.

Die Sigmaringer Abhorchstelle hat die Dresdner Feststellungen bestätigt. Der angepeilte Geheimsender liegt tatsächlich auf der Standlinie Madrid—Nürnberg. Mit Hilfe einer starken, fahrbaren, in Straßburg aufgestellten Station wurde eine zweite Standlinie aufgenommen, welche die erste in der Schweiz, in der Gegend von Genf und Lausanne schneidet. Der Schwarzsender befindet sich am Genfersee! Diese Entdeckung ist ein wahres Geschenk für Schellenberg. Eine zweite, die auf diese erste eine

Woche später folgt, ist von noch weit größerer Bedeutung. Den Dresdner Spezialisten gelang es, einen der benützten Kodes zu identifizieren. Eine ganze Anzahl Depeschen konnten so entziffert werden. Sie stammen noch vom Januar/Februar 1942, sind also veraltet, enthalten aber samt und sonders Nachrichten über die geheimsten Verteidigungsmaßnahmen des Dritten Reiches. Sie waren unzweifelhaft für Moskau bestimmt, denn sie verrieten ausschließlich deutsche Truppenbewegungen an der Ostfront.

Diese zweifache Entdeckung erfreut Walter Schellenberg, bereitet ihm aber auch tiefe Sorge. Die den Briten nach dem Krieg von ihm gemachten Aeußerungen bestätigen es.

Diese Entdeckungen geben Reinhard Heydrich nachträglich recht, als er anhand der bei den Russen aufgegriffenen Dokumente vermutete, daß ein überaus gefährlicher Schmarotzer an den lebenswichtigen Organen der Wehrmacht nagte. Die aufgefangenen Funksprüche sind dafür die deutliche Bestätigung. Doch je länger Schellenberg diesen Befund analysiert, desto klarer wird ihm, daß dieser Schmarotzer nicht so leicht zu ermitteln sein wird. Daß die Russen eine Spionagezelle mitten in der Wehrmacht unterhalten, steht außer Zweifel. Aber warum brachten sie deren Geheimsender in der Schweiz unter? In dieses Land zu gelangen ist gar nicht leicht. Schellenberg weiß es, weil er für die Einschleusung von Spitzeln in die Schweiz immer neue Schliche erfinden muß. Vor allem aber eines: Diese bei der Wehr-

macht vermutete Spionagezentrale kann ihre Nachrichten nur über den Funk nach der Schweiz vermitteln; sonst wäre es gar nicht möglich, daß ihr Schweizer Geheimsender im Januar und Februar 1942 diese Nachrichten mit solcher Regelmäßigkeit, fast Tag für Tag, hätte weiterdepeschieren können. Aber wenn sie schon einen solchen Sender im Reich haben, warum sendet dieser nicht direkt nach Moskau? Warum dieser Umweg über die Schweiz?

Schellenberg beginnt zu überlegen und fragt sich: Wäre es möglich, daß die Schweizer in dieser dunklen Affäre irgendeine Rolle spielen; vielleicht, daß sie gar mit den Russen unter einer Decke stecken?

Von da an erweitert sich das Fahndungsfeld des SS-Brigadeführers. Der Beweis liegt in den Archiven des Sicherheitsdienstes. Schellenberg hat sich nämlich seine Ueberlegungen immer säuberlich aufgeschrieben. Unter seiner Füllfeder ensteht im Sommer 1942 ein wenig anziehendes Gemälde dieser bösen Schweizer:

«Ein eiskaltes Volk, von einem Eigensinn bis zur Grausamkeit, und das immerfort die gleiche Taktik anwendet: Markten, hinhalten, ausweichen, erpressen. Eine Art von Kriegstaktik, die aber anders ist als die gebräuchliche. Eine Kriegstaktik von Neutralen, die nicht auf den Sieg, sondern auf das Ueberleben abzielt ... Kurz, das Herz den Alliierten, den Deutschen die Eingeweide ...»

Mit ihrer kunstvollen Schaukelpolitik können es die Schweizer weiß Gott noch weit bringen, sagt sich

Schellenberg besorgt. Sind sie auf diesem Feld so erfolgreich wie auf jenem der Versorgung, überspielen sie die Nazis! Eigentlich ist es unerhört: In ganz Europa kleidet man sich in Zellulose, aber in den helvetischen Schaufenstern liegen noch schöne Woll- und Baumwollsachen ausgestellt. Ihr Brot besteht noch immer aus Spelz, Getreide und nur wenig Kartoffelmehl. Der Teufel mag wissen, was sie sich alles noch ausgedacht haben, was sie hinter ihrer sakrosankten Neutralität im Schilde führen?

Das alles muß anders werden. Der Führer hat sich auch diese Frage natürlich schon überlegt. Irgendwo liegt ein Projekt bereit. Daß der Führer die feste Absicht hat, die deutschsprachige Schweiz dem Dritten Reich einzuverleiben, weiß Schellenberg, und er hat diesem Wunsch auch schon entsprochen, indem er eine «Maschine» in der Schweiz unterbrachte, eine mächtige Spionagezentrale, die er immer weiter ausbaut, und die durchaus in der Lage sein dürfte, im geeigneten Augenblick Helvetien aus dem Gleichgewicht zu bringen.

Und nun kommt diese Geschichte mit dem Schwarzsender dazwischen und zeigt ein neues Gesicht der eiskalten schwierigen Schweiz! Man wird rasch Maßnahmen ergreifen müssen. Man muß herausfinden, was die Schweizer im Sinn haben, was sie im Schilde führen, um alle Register, auf denen sie spielen, aufzudecken. Nicht mit Gewalt, wenigstens nicht für den Augenblick. Gewalt liegt dem SS-Brigadeführer nicht. Im Gegenteil, man muß Vertrauen

zu erwecken suchen, dann werden die Leute plötzlich gesprächig. Herzlichkeit! Zunächst wird er also das jenseits des Rheins eingerichtete Spionagenetz einmal gründlicher einsetzen. Dann aber wird er sich auch noch einen persönlichen Auftritt vorbehalten.

Spione zu Tausenden

Die Deutschen denken mit den Händen, sagt ein englisches Sprichwort. Damit ist gemeint, daß es an Tüchtigkeit nicht so bald einer mit den Deutschen aufnimmt. Das Verhalten des SS-Brigadeführers ist ein Beispiel dafür. Noch bevor er sich persönlich mit der Schweiz einließ, hatte er schon ein ganzes Spiel von Schachfiguren in dieses Land vorgeschoben; eine richtige, für die Unterwühlung und den Aufstand angelernte Untergrundarmee. Kein anderes Land wurde damals von Deutschland aus so bespitzelt wie die Schweiz. Diese Unterwanderung begann schon im Jahre 1937, als hätten die Nazis geahnt, daß ihnen die größte Gefahr von der Schweiz her drohen würde.

An den schweizerischen Einrichtungen zu nagen und zu bohren oblag damals vor allem Himmlers Sicherheitsdienst, der von Walter Schellenberg geleitet wurde. Dieser hatte in Stuttgart, 120 km von der Schweizer Grenze entfernt, eine Zweigstelle er-

richtet, die sich fast ausschließlich mit dem «Fall Schweiz» befaßte.

Die Stuttgarter Zweigstelle des Sicherheitsdienstes verbirgt sich unter dem harmlosen Firmenschild «Alemannischer Arbeitskreis». Sie steht in ständiger Verbindung mit dem Berliner Hauptquartier des SD. Befehligt wird sie vom SS-Sturmbannführer Hügel, der 1944 von Standartenführer Gerhard Heß abgelöst wird. Es sind zwei schneidige Herren, die in der Werwelsburger Ordensburg bei Paderborn, in Westfalen, nach SS-Grundsätzen stramm erzogen wurden. Diese Stuttgarter Zentrale erinnert ein wenig an ein Kloster; sie verfügt über Meditationszellen, über einen großen Beratungssaal, in dem sich ein dem Führer reservierter Thron befindet, auf dem sich sonst niemand niederlassen darf, und sogar über einen eigenen kleinen Friedhof, in dem die im Dienst verstorbenen SS-Männer ruhen. Dieser «Alemannische Arbeitskreis» führt einen Zettelkasten mit 20 000 Belegen über schweizerische Angelegenheiten. In dieser Spionagezentrale werden jedes Semester dreihundert Agenten ausgebildet, von denen ein großer Teil in die Schweiz geschickt wird, wo sie neue Mitarbeiter werben sollen. In erster Linie pirschen sie sich an die in der Schweiz niedergelassenen Deutschen heran; sie versuchen aber auch, mit den Schweizern selber ins Gespräch zu kommen, namentlich mit den sogenannten «Papierschweizern», die ehemals Deutsche waren.

Die Tätigkeit des Sicherheitsdienstes ist vor allem

politisch. Ist ein festeres Zuschlagen, etwa ein Sprengstoffattentat vonnöten, dann ruft der SD die Gestapoleute des ruchlosen, eleganten Heinrich Müller zu Hilfe. Oder noch lieber Otto Skorzenys Jagdkommando der in Berlin stationierten Division Brandenburg. Auf Befehl des SS-Sturmbannführers Hügel unternahm dieses Jagdkommando, schon 1940, den ersten feindseligen Akt gegen die Schweiz. Nur durch die Aufmerksamkeit eines Angestellten der Schweizerischen Bundesbahnen mißlang das Unternehmen.

Einem Zugskondukteur auf der Strecke Romanshorn—Zürich war aufgefallen, daß in zwei verschiedenen Wagen eine Anzahl Reisende saßen, im ganzen zehn, die alle in Weinfelden eingestiegen waren und alle die genau gleichen Rucksäcke aus braunem Segeltuch im Gepäcknetz hatten. Das kam ihm verdächtig vor, und in Märstetten, der nächsten Station, meldete er seine Beobachtung der Polizei. Die zehn fühlten sich entdeckt, verließen den Zug und verkrümelten sich.

Neun von ihnen konnten zwei Tage später verhaftet werden, zwei davon waren Schweizer. Jeder dieser Männer trug 500 Schweizer Franken auf sich, 2,5 Kilo Trotyl-Sprengstoff, einen Lebensmittelvorrat, Werkzeuge, eine 9-mm-Luger-Pistole mit 40 Patronen und einen Dolch. Ihre Aufgabe war, auf den Militärflugplätzen Lausanne, Payerne, Biel und Spreitenbach schweizerische Militärflugzeuge unbrauchbar zu machen. Das Unternehmen erfolgte

auf direkten Befehl des wutentbrannten Hermann Göring, der sich dafür rächen wollte, daß die schweizerische Flugwaffe kurz vorher vier deutsche Jagdflieger heruntergeholt hatte. Am 16. November 1940 wurden alle neun Verhafteten zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Der zehnte, der im Kanton Graubünden mit einem falschen brasilianischen Paß in die Schweiz gekommen war, wurde an der Grenzstelle Martinsbruck wieder ausgeschafft. Erst später entdeckte man in einem Wald versteckt seine Ausrüstung, die derjenigen seiner neun Saboteurkollegen entsprach.

Die in der Schweiz untergebrachten Agentennester der Abwehr und des Sicherheitsdienstes zählen zu Tausenden. Zeitz und Hügel haben eine Preisliste aufgestellt. Für eine leere Panzerabwehrgranate zahlen sie 1000 Franken; ist sie mit Sprengstoff gefüllt, wird sie mit 1500 Franken vergütet. Berichte über das Réduit tragen 1500 Franken ein, mit Photos 500 Franken mehr. Für eine neue Waffe oder ein neues Geschoß gibt es Prämien bis zu 50 000 Franken. Das alles erlaubte dem OKW schon 1940 eine 95 Seiten starke Broschüre herauszugeben, die sich «Taschenbuch der Schweizer Armee, mit allen ihren Einzelheiten» nannte, und die den deutschen Soldaten im Fall eines Einmarsches in die Schweiz ausgehändigt werden sollte.

Um ihre Agenten in ein fremdes Land einzuschleusen, verwenden die Deutschen zwei Methoden. Einige hundert Meter von der vorgesehenen

Stelle entfernt geht eine Schießerei los, als würde ein Flüchtling verfolgt. Das lenkt die Aufmerksamkeit der Zöllner und der Grenztruppen ab; unbemerkt schleicht der Spitzel hinüber. Die Schlepper, die ihn in Empfang nehmen, erhalten tausend Franken pro Agent. Die zweite Methode kommt teurer zu stehen: 1500 Franken. Dafür ist sie sicherer. Der Grenzübertritt erfolgt im Basler Bahnhof. Die Zollbeamten des Dritten Reiches führen die als Eisenbahner getarnten Spione nachts über die Geleiseanlagen und übergeben sie ihren schweizerischen Komplizen, die sie weiter unterbringen. In diesem Basler Bahnhof treffen sich die Bahn- und Grenzbehörden der Schweiz, Deutschlands und Frankreichs. Während des Zweiten Weltkrieges wird dieser Bahnhof der bevorzugte Treffpunkt der Geheimagenten sein. Oberst Jaquillard, der Leiter der schweizerischen Gegenspionage, zählte allein in der Nacht vom 14. auf den 15. Mai 1940 über 350 bekannte und registrierte Nazispione, die auf dem deutschen Bahnsteig den günstigsten Augenblick abwarteten, um sich in die Schweiz einzuschleichen.

Während der ganzen Dauer des Krieges wird der Sicherheitsdienst der Nazis unermüdlich bestrebt sein, die Eidgenossenschaft für das Nazitum zu gewinnen. Zu diesem Zweck hat SS-Sturmbannführer Hügel, von seiner Stuttgarter Zweigstelle aus, in Bern ein «Büro F» eingerichtet, das Agenten rekrutiert, die das Land bearbeiten und unterwühlen sollen. Der deutsche Generalkonsul Hans Meisner, 45 Jahre alt,

leitet diese Zelle und verbindet sie mit der Botschaft des Dritten Reiches. An den wichtigsten Hebeln sitzen besonders befähigte Agenten, die wie er im Genuß der diplomatischen Immunität stehen, damit sie ihre Aufgabe ungestört erfüllen können.

Heinrich Willi Piert und Max Gerl stehen Meisner zur Seite. Hans von Pescatore und Wilhelm Hirt untersteht die offene und geheime Propaganda. Heinrich Eder hat die Chiffrage unter sich. Hans Wetzel kümmert sich um die Wirtschaftsfragen. Eugen Greber ist der Chefmechaniker. Margareth Paniowski leitet den Vervielfältigungsdienst. Das sind lauter über vierzig Jahre alte Leute, die sich im Kampf um die Einpflanzung des Nazitums in Deutschland bewährt haben. Die Seele des ganzen ist ein gewisser Emil Knüttel.

Alle Schweizer, die der Reichspropaganda erlegen sind und später auf das Hakenkreuz geschworen haben, sind diesem Emil Knüttel begegnet. Er hat sie alle angepirscht und mit seinem gut geölten Mundwerk geködert. Er sucht Gefolgsleute in allen Schichten der Bevölkerung. Sobald er merkt, daß der ausgeworfene Same in einem der Geköderten zu keimen beginnt, überläßt er ihn Max Gerl. Dieser schickt die neuen Eroberungen nach Zürich. Hier bemühen sich drei gelehrte Nazis um diese noch schwachen Setzlinge und versuchen, sie in robuste Eichen zu verwandeln. Es sind drei doktorierte Herren: Dr. Asthon, Dr. Gröbl und Dr. Riedweg. Riedweg ist Arzt und dazu schweizerisch-deutscher Doppelbür-

ger; in Deutschland bekleidet er den Grad eines SS-Standartenführers. Meist arbeitet er in Berlin unter Schellenberg, der ihn sehr schätzt; doch sucht er öfter Asthon und Gröbl auf. Diese sind Doktoren der Philosophie. Beide sind Vizekonsuln des deutschen Dritten Reichs.

Unter Riedwegs Leitung beglücken die beiden Doktoren die Eidgenossenchaft seit 1937 mit ihrer Tätigkeit. Asthon soll die Studentenschaft zersetzen, Gröbl wird aus den Ueberläufern eine Fünfte Kolonne bilden. Sie sind reichlich mit Geldmitteln versehen. Einer ihrer Geldbriefträger wurde geschnappt: er trug eine Million Schweizer Franken auf sich! Asthon unterstützt die Familien jener Schweizer, die wegen Landesverrats verurteilt wurden; er bezahlt die Rechtsanwälte. Die beiden anderen Doktoren kümmern sich mehr um die Bildung nazistischer Verbände unter den verführten Schweizern.

So fördern sie den 1938 von Franz Burri und Ernst Leonhardt gegründeten «Volksbund», der das Hakenkreuz auf seiner Fahne trägt. Dieser «Volksbund» vereinigt in Kürze 600 Mitglieder. Am 8. November 1940 wird er vom Bundesrat aufgelöst. Burri und Leonhardt flüchten nach Deutschland. Aber der Apparat steht bereit. Schon im Frühling 1933 war die «Nationale Front» — zunächst als «Neue Front» — gegründet worden, deren Landesführer bis 1934 Dr. Biedermann, bis 1938 Dr. Henne und dann Dr. Robert Tobler waren. 1940 betreten zwei weitere Schweizer die Arena, Max Keller und Ernst Hof-

mann, und führen der erstaunten Bevölkerung ihre «Nationale Bewegung der Schweiz» vor, die nichts geringeres beabsichtigt, so erklären sie, als in der Schweiz die Macht zu ergreifen und die Diktatur zu errichten. In dieser Partei begrüßt man einander mit dem Hitlergruß, doch beträgt ihre Lebensdauer nur fünf Monate. Am 19. November 1940 wird sie vom Bundesrat hinweggefegt ... Aber wer kennt nicht die Geschichte der Lernäischen Schlange? Ihre neun Köpfe wuchsen immer wieder nach, sooft Herakles sie abschlug, bis er dann schließlich mit Hilfe seines Wagenlenkers Jolaos die Stümpfe der Hälse mit glühenden Baumstämmen ausbrannte, so daß die Köpfe nicht mehr nachwachsen konnten. Um ihre Ruhe zu erlangen, hätte die Schweiz allerdings Berlin ansengen müssen ... !

Karl Kyburz gründet im Dezember 1940 den «National-Bernischen Sportverein». Anfangs Februar 1941 schleudert Wilhelm Staiger seinen «Kampfbund-Speer». Dann kommen die «Freunde Deutschlands» an die Reihe. Zwölf weitere Schweizer, mit Dr. Hans Mühlemann und Rechtsanwalt Karl Lindt an der Spitze, gründen im März 1941 die «Soziale Volkspartei der Schweiz». Der gefährlichste dieser Bünde ist das im April 1941 von Erwin Sennhauser in Zürich aufgezogene «Kampfstaffel-Kommando».

Diese Verbände widmen sich vor allem der Spionage. Ein wenig überall. Bis ins Herz der Alpen hinein, wo Guisans Soldaten das Réduit bewachen und ausbauen. Es sind im ganzen 2000 Agenten des

Dritten Reichs, die die Vernichtung der Schweiz auf ihr Programm gesetzt haben. Diese von den drei Doktoren gegängelten Eidgenossen treffen sich oft in Zürich im Hotel Speer und im Bahnhofbuffet. Sie erkennen einander am weißen Kopf einer am Rockumschlag gehefteten Stecknadel.

Während des ganzen Zweiten Weltkrieges besteht zwischen der neutralen Schweiz und Deutschland ein ungehinderter Postverkehr. Die von diesen Schweizernazis an die Stuttgarter Zweigstelle des Sicherheitsdienstes gerichteten Briefe tragen als Absender alle den Aufdruck des Evangelischen Missionsverlages in Zürich, der nicht entfernt ahnt, daß er den Stoßtruppen der Nazis in der Schweiz als Deckadresse dient. Diese Briefe gehen an die verschiedensten Adressen in Stuttgart, nur werden sie von den Spitzeln auf besondere Art frankiert, stets mit drei Briefmarken, deren mittlere verkehrt aufgeklebt ist. Die deutsche Zensur, durch deren Hände die ganze Briefpost geht, scheidet diese Briefe aus, die dann jeden Abend von einem Verbindungsmann des Sicherheitsdienstes abgeholt werden. Sollte einer der Briefe aus Versehen den Adressaten doch erreichen, so ist das Unglück nicht groß. Der Brief handelt von harmlosen evangelischen Missionsfragen, und der eigentliche Text steht mit unsichtbarer Tinte zwischen den Zeilen geschrieben.

Dieser Rückblick auf die Tätigkeit von Schellenbergs Sicherheitsdienst in der Schweiz wäre nicht vollständig, wenn nicht auch der «Fechtgemeinschaft»

eines gewissen Othmar Maag darin gedacht wäre. Sie ist als Sportschule aufgezogen, doch aus der Nähe besehen bietet sie einen merkwürdigen Anblick: richtige Kampfverbände, die von einem Ortskommandanten befehligt werden ... Ende Januar 1941 trifft sich Franz Riedweg in Berlin mit einem gewissen Heinrich Büeler, der noch vor kurzem der «Nationalen Bewegung der Schweiz» angehörte; er beauftragt ihn, Maag zu einem schneidigeren Schulbetrieb anzuhalten und übergibt ihm zu diesem Zweck 9000 Schweizer Franken, die er Maag überbringen soll. Das sind aber nur die ersten Zuwendungen.

Maags Schulungslager befindet sich in Feldkirch, im österreichischen Vorarlberg; in diesem entfaltet sich nach Empfang des Geldes sofort die regste Tätigkeit. Dreihundert Schweizer werden in ihm «erzogen», die im Mai 1941 das Treuegelübde auf Hitler ablegen. Am 1. und 2. Juni führt Maag die ganze Schar in das bei Luzern gelegene Eigenthal, was eine klare Herausforderung ist, weiß doch jedermann in der Schweiz, daß der schweizerische Nachrichtendienst für die Dauer des Krieges in Luzern untergebracht ist. Die Bauern verprügeln die Gesellschaft, und die meisten Hiebe bekommt Maag. Was ihn aber nicht davon abhält, gleich darauf mit seiner Bande in Kilchberg bei Zürich richtige Manöver abzuhalten. Auch hier geraten sie mit den Einwohnern ins Handgemenge. Endlich beschließt der Bundesrat, einzugreifen, aber bereits haben sich Maag und seine

dreihundert Kampfgenossen «abgesetzt»: sie sind nach Deutschland geflüchtet. Sie treffen in Stuttgart ein und finden Unterkunft im Panoramahaus, einem vom Liechtensteiner Josef Nägele gegründeten Hospiz, das allen landesflüchtigen Schweizern als Zufluchtsstätte dienen soll. Sie werden stürmisch begrüßt. Neun Zehntel derjenigen, die die Schwelle dieses Hauses überschreiten, werden sich bereitfinden, in der SS zu dienen...

Es gibt nämlich auch schweizerische SS-Männer! Im ganzen werden es 755 sein, von denen 86 in dieser Uniform fallen werden. 52 desertieren. 53 werden später der Wehrmacht zugeteilt. 33 werden Oberscharführer; d. h. Feldwebel im SS-Korps. 13 werden Spezialabteilungen zugeführt. Diese schweizerischen SS werden alle im Lager Sennheim, zusammen mit den Freiwilligen aus anderen Nationen, der gleichen eisernen Disziplin unterworfen. Drei von ihnen werden in der berüchtigten Junkerschule von Bad Tölz zu SS-Untersturmführern, d. h. zu Leutnants, ausgebildet. In den verschiedensten SS-Einheiten werden sie später an allen Fronten eingesetzt werden. Im Februar 1944 werden sie herausgenommen und einer SS-Einheit von Alpenjägern, dem 6. Ersatzbataillon, zugeteilt.

In seinem fanatischen Willen, die Schweiz in Brand zu stecken, hat Schellenberg die gebürtigen und in der Schweiz niedergelassenen 25 000 Deutschen nicht vergessen. Sie sind dem Legationsrat Freiherr von Bibra hörig, der ihr ausdrücklich be-

zeichneter Führer ist. In periodischen Abständen treffen aus dem Reich in aller Heimlichkeit Redner und Propagandisten ein, um diese Fünfte Kolonne systematisch zu bearbeiten. Filme über die Siege der Wehrmacht und über die Unbesiegbarkeit des Regimes werden gezeigt. Jede dieser Versammlungen wird im reinsten Nazistil aufgezogen und mit dem Horst-Wessel-Lied und der Deutschlandhymne beendet.

Schon 1938 hat das Eidgenössische Justiz- und Polizei-Departement begonnen, Register der verdächtigen Ausländer anzulegen. In jedem Kanton und jeder Gemeinde wurden diese sorgfältig nachgeführt. Zu jedem eingetragenen Namen gehörte ein bereits ausgefertigter Haftbefehl, der nur noch datiert zu werden brauchte.

Die Kehrseite dieses schärferen Anfassens der Ausländer ist leider eine Verdachtspsychose unter der Bevölkerung, die überall Spione wittert. Unschuldige haben darunter zu leiden, wie jene beiden Belgier, die in Pully festgenommen wurden, nur weil ihr Hausbesitzer fand, sie sähen «merkwürdig» aus.

Die Vorsichtsmaßnahmen gegen die Fremden verlangen von den Behörden Fingerspitzengefühl; sie lassen es manchmal vermissen, weil sie auf diesem Gebiet mit Arbeit überhäuft sind.

Die Gerichte erhalten die Weisung, strenger durchzugreifen. Zahlreiche Spitzel wurden damals wegen Anschlägen gegen die Sicherheit des Staates zur Rechenschaft gezogen. Von diesen wurden 244 zu

Zuchthausstrafen zwischen 5 und 15 Jahren verurteilt. Dazu kamen 50 Verurteilungen zu lebenslänglichem Zuchthaus und 33 Todesurteile, die in 17 Fällen vollstreckt wurden.

So war in der Schweiz die Lage an der geheimen Front der Spionage und des Landesverrates, als der SS-Brigadeführer Walter Schellenberg sich fragte, wie er mit der Eidgenossenschaft ins Gespräch kommen könnte.

Eine Falle für Hitler

Seit anderthalb Jahren schon bereitet einer seiner fähigsten Agenten, der SS-Sturmbannführer H. W. Eggen, das Feld vor, um zum Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes, Oberstbrigadier Roger Masson, zu gelangen, der in der Schweiz über so weitreichende Vollmachten verfügt. Eggen knüpfte enge Bande mit zwei schweizerischen Holzhändlern, Meyer und Paul Holzach, die in der Armee als Hauptleute unter dem Kommando des Oberstbrigadiers dienten.

Durch Vermittlung dieses H. W. Eggen hatte Walter Schellenberg schon seit Beginn des Krieges wiederholt versucht, Roger Masson zu begegnen, um «freundschaftliche» Beziehungen mit ihm anzuknüpfen. Ein solcher Kontakt schien ihm auf jeden Fall erwünscht, und wenn er es auch nur ermöglichte,

leichter in die Schweiz zu kommen, um hinter dem Rücken des Gastgebers Gold und Devisen bei einer Bank unter Nummernkonto zu hinterlegen.

Aber diese Zielsetzung bestand nur am Anfang. Später werden die mit einer solchen Unterredung verbundenen Ziele in Schellenbergs Vorstellung wesentlich anders. Der Leser erinnert sich, daß Schellenberg die Schweizer «eigensinnig bis zur Grausamkeit» fand. Der in dieser Hinsicht allerdings «grausame» Roger Masson hatte sich einer solchen Zusammenkunft mit einem Nazigewaltigen, trotz der vielen von Eggen an Meyer und Holzach gestellten Anfragen, immer hartnäckig widersetzt. Nun wird es aber aus ganz bestimmten Gründen dringend, ihn zu treffen. Schellenberg hat das sich ihm stellende Verräter-Problem gründlich überprüft und ist zu einem bestimmten Schluß gelangt.

Reinhard Heydrich war überzeugt, die Zelle, welche den Russen laufend Informationen lieferte, müsse unter den Offizieren der Wehrmacht zu suchen sein. Aber Ende Juni 1942 ist der SS-Brigadeführer zur Ueberzeugung gelangt, daß diese Offiziere dazu noch von der wohlbekannten Opposition gegen Hitler unterstützt sein müssen.

Die Gewißheit, daß die deutschen «Dauerverschwörer» bei dieser «Verratsaffäre» die Hand im Spiel haben, kann ihm nur einer geben: Oberstbrigadier Masson. Darum ist Schellenberg jetzt so darauf erpicht, ihn zu sprechen. Gewiß stellt er sich nicht vor, in ihm einen Verbündeten zu finden. Aber er will ihn sich

verpflichten; er will ihn mit Wohltaten so überhäufen, bis er einfach nicht mehr japsen kann. An Gelegenheiten wird es ihm nicht fehlen.

Ein einziger Punkt bereitet dem SS-Brigadeführer noch einiges Unbehagen. Dieses Spiel mit der Eidgenossenschaft möchte er mit einem guten Trumpf eröffnen. Zufällig wird ihm dieser Trumpf, sehr unfreiwillig, von Masson selbst gereicht.

Unter den Depeschen, die sich auf den «Fall Schweiz» beziehen und die ihm die Stuttgarter Zweigstelle zweimal wöchentlich zukommen läßt, entdeckt Schellenberg eine Notiz, die an sich nichtssagend ist, die ihn aber nachdenklich stimmt und in eine lange Träumerei versetzt. Eine solche Träumerei führt bei ihm gewöhnlich in jene tiefste Höhle seines Wesens, in der sein Dämon schlummert. Durch diese Notiz fühlt er sich irgendwie herausgefordert. Der «Alemannische Arbeitskreis» teilt hier mit, daß ein junger Schweizer Leutnant kürzlich in Stuttgart eingetroffen ist, der in dieser Hauptstadt des Gaues Baden-Württemberg einen Posten beim schweizerischen Konsulat versehen soll. Dieser junge Mann heißt Ernst Mörgeli ...

Schellenberg ruft den SS-Sturmbannführer Hügel in Stuttgart an:

«Ich benötige unverzüglich eine Provokation dieses jungen Mörgeli. Er soll verhaftet, vor Gericht gestellt und verurteilt werden. Der Schweizer Konsul und die Schweizer Behörden werden intervenieren, aber das paßt mir gerade. Auf alle Anfragen antwor-

ten Sie stets nur eines: der Entscheid liegt bei Berlin.»

Damit will sich der Chef des Sicherheitsdienstes den Trumpf verschaffen, der Roger Masson endlich nötigen soll, nach Deutschland zu kommen.

Im Sommer 1942 findet unmerklich auch ein Wandel in den Beziehungen zwischen dem Büro Ha. und Roessler statt. Als die Schweiz 1939, auf Xaver Schniepers Empfehlung hin, mit einer gewissen Herablassung die Dienste dieses Deutschen zu benützen begann, war er in ihren Augen nur ein schmächtiger Emigrant mit humanitären Tendenzen. Der Zufall hatte es gefügt, daß dieser Einzelgänger über erstaunliche Informationen verfügte, deren Tragweite noch gar nicht abzuschätzen war.

Und nun plötzlich dieser Wandel! Dieser unscheinbare Mensch nennt auf einmal diese ersten russischen Erfolge ganz schlicht «seine» Erfolge; und das klingt in Schweizer Ohren sowohl naiv als auch ein bißchen frech. Seine Informationen sind zu einer solchen Lawine angeschwollen, daß Foote zu ihrer Weitergabe nicht mehr ausreicht; auch Margareta Bolli und Hamel müssen zur Durchgabe der «WYRDO»-Meldungen beigezogen werden. Dieser nach und nach immer wichtiger werdende Chef einer Widerstandsgruppe könnte ihnen schließlich auch gefährlich werden, sagen sich die Schweizer besorgt.

Dabei spielt er nach wie vor mit offenen Karten. Was die Sowjets erfahren, erfahren die Schweizer auch. Aber eben weil sie es erfahren, merkt das Büro

Ha. immer deutlicher, daß dieser Roessler zum Endsieg der Russen an der Ostfront beiträgt. Sollten die Deutschen je erfahren, daß die Erfolge der Russen wegen Roesslers Informationen zustande kamen, so könnten daraus der neutralen Schweiz Schwierigkeiten entstehen.

Das hat zur Folge, daß man Roessler von nun an behandelt wie ein rohes Ei. Um seiner persönlichen Sicherheit willen wird er diskret überwacht.

In einer besonders heißen Nacht des Sommers 1943 ereignet es sich, daß der Radioposten auf dem Genfer Militärflugplatz, der mit der systematischen Ueberwachung des Aethers betraut ist, auf ein Pfeifen stößt, das eine Sendung ankündigt, und dies auf einer Wellenlänge, die in der schweizerischen Armee ungebräuchlich ist. Das darauffolgende Ticken ist eher gemächlich. Zahlen und Buchstaben, alle in Fünfergruppen, lösen einander ab. Der schweizerische Funker versucht, die Depesche zu entziffern, gibt es aber bald auf und benachrichtigt die Bundespolizei, der die schweizerische Gegenspionage untersteht. Er ist überzeugt, einen Schwarzsender der Nazis entdeckt zu haben. Als gewiegter Praktiker hat er sich die Wellenlänge und die Sendezeit aufgeschrieben. In seinem Bericht versichert er, der Schwarzsender könne vom Genfer Flugplatz nicht weit entfernt sein, dafür seien Klang und Anschlag viel zu rein und deutlich. Die Sendestärke sei von solcher Intensität, daß der Apparat unmöglich von Batterien gespeist sein könne.

Am folgenden Abend stellen sich drei Winkelmeßwagen in der Nähe des Flugplatzes auf. Auch sie fangen die Funksprüche des unbekannten Senders auf und peilen ihn gleich an. Er liegt in südöstlicher Richtung. In verschiedenen Richtungen auseinanderstrebend und dann, vom Ton geführt, gegen den gemeinsamen Schnittpunkt wieder zustrebend, gelangen sie an eine Stelle im Herzen der Stadt Genf, wo sie die Spur verlieren, weil die Sendung aufhört. Am übernächsten Abend kommen sie an diesen Schwarzsender wieder etwas näher heran. Einer der Peilwagen steht bei der Universität, ein anderer beim Englischen Garten in der Rue Versonnex, der dritte nicht weit vom Parc de la Grange.

Am vierten Tag entdecken diese Wellenforscher plötzlich einen zweiten Schwarzsender, der sich in der gleichen Richtung befindet und ebenfalls von einem Amateur bedient wird, allerdings von einem weniger geschickten als dem ersten. Doch geht ihnen dieser gleich wieder verloren. Eine Woche später stehen die drei Wagen, als das Ticken des Schwarzsenders wieder anhebt, beim Parc Alfred-Bertrand, an der Route de Florissant. Nun besteht für sie kein Zweifel: der unbekannte Funker wohnt an der Route de Florissant.

Jetzt geht ein einzelner Wagen vor und rollt zu den Hausnummern 180, 182, 184 — nichts geschieht. 186, 188, 190 — ebenfalls ergebnislos. Doch plötzlich, bei Nr. 192, setzt mit der Unterbrechung des Stroms auch der Sender aus. Nun steht es fest: der

Schwarzsender befindet sich im Hause Nr. 192, Route de Florissant.

Mit einer raffinierten Methode wird auch der zweite Schwarzsender, an der Rue Henri-Mussard 8bis, ermittelt. Die Leute von der Bundespolizei nehmen jeweils die Hauptsicherung eines Stockwerkes heraus. So unterbrechen sie den Strom für einen Augenblick. Wenn der Radiotechniker gleichzeitig einen Unterbruch der geheimnisvollen Sendung feststellt, kann er sicher sein, dem Schwarzsender auf der Spur zu sein. Die Feststellung der Namen dieser Funktelegraphisten ist nun nur noch ein Kinderspiel. Beide stehen auf der Liste der verdächtigen Personen; sie waren Mitglieder der inzwischen verbotenen Schweizerischen Kommunistischen Partei. Ihre Namen: Edmond Hamel und Margareta Bolli.

Ein schweizerischer Fachmann der Dechiffrage, Marc Payot, hat die Funksprüche dieser beiden Schwarzsender untersucht, ist aber damit nicht weit gekommen. Das stört jedoch die schweizerische Gegenspionage nicht, denn wichtiger ist ihr, daß sie nun weiß, daß es sich um zwei kommunistische Schwarzsender handelt. Die Empfangsstation kann nur Moskau sein. Somit sind dieser Hamel und diese Bolli vermutlich diejenigen, die Roesslers Informationen weitergeben. Die geheime Ueberwachung dieser beiden wird es bald bestätigen. Hamel und Bolli verkehren bei einem gewissen Rado, der das geographische Institut Geopress leitet, und im Büro dieses Instituts findet sich oft auch ein gewisser Chri-

stian Schneider ein, von dem feststeht, daß er ein Freund Roesslers ist.

Die Informationen, die Roessler in diesem Zeitabschnitt den Russen gibt und gleichzeitig auch dem Büro Ha. zugehen läßt, sind von der gleichen Art wie alle vorigen. Was aber die Schweizer sehr beunruhigt, ist der ungeahnte Nutzen, den die Russen neuerdings aus ihnen ziehen. Die Wirksamkeit dieser Nachrichtenübermittlung ist geradezu beängstigend, und das werden einige Beispiele deutlich zeigen:

Am 1. Juli 1942 geht die Wehrmacht zum Angriff über. Sie bricht von den im Mai des gleichen Jahres eroberten Stellungen in das vom Trommelfeuer aufgepflügte Gelände ein. Ihr erstes Ziel ist Woronesch, ein bedeutendes Industriezentrum und wichtiger Knotenpunkt von Eisenbahnen und von Straßen. Woronesch benötigt die Wehrmacht als Drehscheibe ihrer neuen Offensive und auch als die Festung, die die Flanke ihrer feldgrauen Truppen im Norden decken soll. Drei deutsche Armeen und eine ungarische Armee setzen über den Oskol, mit einem Stoßkeil von Panzern an der Spitze, der von General Hermann Hoth befehligt wird.

Doch den Deutschen wartet diesmal eine Ueberraschung: die von Semjon Konstantinowitsch Timoschenko befehligten sechs russischen Armeen, die sie von Norden und Süden her einzukreisen gedachten, haben sich verflüchtigt, und leider können sie auch nicht feststellen, in welcher Richtung sie verschwunden sind. Der sorgfältig ausgewählte Kampfplatz ist

leer von Feinden. Die Offiziere der Wehrmacht erholen sich bald von ihrer Verblüffung und sind jetzt nur noch vom Wunsch beseelt, in den leeren Raum so schnell wie möglich vorzustoßen, um den Russen nachzusetzen und in breiter Front den Don zu erreichen. Aber Hitler gestattet es ihnen nicht. Der Plan der Operation «Blau» sieht die Einkesselung der sechs russischen Armeen vor, und die will er sich nicht entgehen lassen.

«Aber das Innere des Kessels ist ja leer!» bemerkte Generalfeldmarschall von Bock.

Der Führer traut jedoch dem Unterscheidungsvermögen seiner Marschälle nur wenig; er gewährt ihnen nicht die geringste Selbständigkeit mehr. Er befiehlt: «Einkesselung!»

Am 3. Juli vereinigen sich General Hoths IV. Armee und Friedrich Paulus' VI. Armee vorschriftsgemäß und wie auf dem Manöverfeld, aber was sie einkreisen, ist die leere Luft. Kein einziger Russe steht zwischen den beiden Armeen. Nun versteht auch Hitler endlich, daß die Russen ihn überspielt haben. Er macht von Bocks Kommandoposten einen Blitzbesuch und schnaubt vor Zorn:

«Woronesch interessiert mich nicht mehr! Gehen Sie nach Süden vor, Richtung Stalingrad.»

Er sagt freilich nicht, er wolle Woronesch nicht haben. Generalfeldmarschall Fedor von Bock, ein alter Hase, hält sich vor, daß dieser unberechenbare Führer ihm später vorwerfen könnte, die «Direktive 41» nicht genau befolgt zu haben; darum geht er

nicht gleich auf Stalingrad los, sondern bleibt vor Woronesch noch eine Weile stehen, auch weil Timoschenko ihn damit ködert, daß er dem Vormarsch einer seiner Panzerdivisionen, der 24., auf Woronesch nichts in den Weg stellt. Sie gelangt bis wenige Kilometer vor Woronesch. Von Bock ahnt nicht, daß Timoschenko, über jede Bewegung der deutschen Armeen durch «Lucy» genau unterrichtet, vor ihm auf der Lauer steht.

Am 4. Juli beschließt von Bock, Woronesch durch einen Ueberraschungsangriff zu nehmen. Das kann nicht fehlgehen, ist er doch überzeugt, daß Timoschenkos Truppen nach Norden und nach Süden ausgewichen sind. Ueber den Don gegangen sind sie nämlich nicht; die intakten Brücken beweisen es. Er kann sich nicht vorstellen, daß Timoschenko die Absicht hat, ihn hoffnungslos an Woronesch festzubinden.

«Wie steht es mit dem Vormarsch gegen Süden?» grollt Hitler.

«Die 24. Division steht schon in den Vororten von Woronesch. Die Russen sind geflohen», läßt von Bock antworten.

Nun geht auch der Führer in die Falle und veranlaßt die Teilung der Armeen. Ungefähr die Hälfte, darunter die 6. Armee, soll nach Süden vorgehen, auf Stalingrad zu, diese Stadt dann aber auf der Seite lassen, da ihr Ziel der Flankenangriff auf die russischen Armeen ist. Sobald von Bock Woronesch eingenommen hat, geht er in gerader Linie weiter vor

und vereinigt sich jenseits des Dons mit Paulus. Diesmal kann der Russe nicht entwischen. Man wird ihn wieder einmal meisterlich einkesseln. Der einzige Unterschied ist, daß die eine Hälfte der Zange etwas später eintreffen wird als die andere.

Timoschenko bereitet die Meldung über die Teilung der deutschen Armeen, die er sogleich von «Lucy» erhält, die größte Freude. Denn diese Aufspaltung ist ein schwerer Fehler. Der sowjetische Generalstab kann sich keinen günstigeren Verlauf der Dinge wünschen. Der eine Teil der Armee von Bock, der südliche, wird in eine Sackgasse gelockt, wo man ihn erbarmungslos zermalmen wird. Die andere Hälfte wird festgehalten und vor allem daran gehindert, der ersten zu Hilfe zu eilen. Die Sackgasse ist Stalingrad. Der Ort des Hinhaltens Woronesch.

Wie von Bock hat auch Timoschenko seine Kräfte geteilt. Da er aber über die Eisenbahnen verfügt und diese zudem nicht immer erst auf eine andere Spurweite umzunageln braucht, sind seine Armeen mit Kämpfern und Brennstoff weit besser versorgt als die seines Gegners. Das Gros seiner Truppen weicht beim Vormarsch der 6. Armee unter Generaloberst Paulus zurück, jeden Zusammenstoß vermeidend und doch dauernd zuschlagend, bis diese Armee sich unmerklich von ihren Versorgungsbasen mehr und mehr entfernt hat. Den anderen Teil, den Timoschenko persönlich befehligt, massiert er in Woronesch, hier eine Feuerkraft zusammenballend, auf die von Bock nicht gefaßt ist.

Sobald der deutsche Generalfeldmarschall den Angriff auf diese Stadt befiehlt, beginnt für das Dritte Reich die Stunde der Enttäuschungen. Hier kündigt sich erstmals der baldige Einsturz der Ostfront an. In ihren Berichten verleihen von Bocks Offiziere dieser Stadt einen bezeichnenden Uebernamen: die «verfluchte Stadt». Die Kämpfe sind von ungeahnter Heftigkeit. Die Wehrmacht walzt die Vororte nieder, gerät im Zentrum der Stadt aber selber unter eine Feuerwalze, bleibt hier stecken und kann weder eine Entscheidung erzwingen noch die verfluchte Stadt aus ihren Krallen geben, weil dieser Rückzug dem Geständnis einer Niederlage gleichkäme.

Timoschenko wird Hitler noch ein zweites Mal entwischen. In dem von ihm gewählten Augenblick löst er sich von Woronesch und verschwindet in der Steppe, ohne einen einzigen Wagen zurückzulassen. Er zieht sich genau dann zurück, wenn das Gros seiner Armeen, die er in Richtung Stalingrad zurückkrebsen ließ, um die 6. Armee hinter sich her zu ziehen, die Wolga erreicht hat. Seine Truppen haben vor den Deutschen einen Vorsprung von 18 Tagen. Als nämlich der russische General, dem das Zurückweichen in Richtung Stalingrad aufgetragen war, in den ersten Tagen keinen General Paulus hinter sich herkommen sah, fragte er das Hauptquartier an, ob die «Germanski» ihren Plan vielleicht geändert hätten.

Das «Zentrum» gab diese Anfrage an Foote weiter und dieser an Rudolf Roessler. «Lucys» überraschen-

de Antwort ist für die Russen reiner Honig. Die 6. Armee blieb infolge Brennstoffmangels stecken, das zwang sie zur Untätigkit, und diese Untätigkeit wird in der Folge 430 Stunden währen, nahezu 18 Tage. Diese unerwartete Pause benützen die späteren Verteidiger von Stalingrad zum besseren Ausbau ihrer Stellungen.

Auch an der Kaukasusfront wenden die Sowjets ihre neue Taktik an. «Lucys» Meldungen erlauben ihnen, Generalfeldmarschall Wilhelm Lists zahlreichen Einkreisungsmanövern immer rechtzeitig auszuweichen. Die höheren Offiziere der Wehrmacht erkennen zu spät, daß das, was sie für Rückzug und Niederlage hielten, nur immer eine planmäßige Absetzung vom Feind gewesen war.

Schon in den ersten Tagen des Septembers gelangen die Wehrmachtsstrategen zur wenig erfreulichen Feststellung, daß ihre Armeen weit im Raum verstreut stehen; daß Zwischenräume bis zu 500 km zwischen ihnen klaffen und daß die Nachschubwege sich verlängert und bis zum Zerreißen gespannt haben. Sobald der Winter einbricht, beginnt die Rote Armee an den einzelnen Stücken dieses entkräfteten Körpers zu nagen, bis nur noch weiße Knochen auf der Steppe liegen. Ein brillanter Erfolg des russischen Generalstabes, gewiß, der aber zu einem wesentlichen Teil auch den laufenden Berichten des geheimnisvollen «Lucy» zu verdanken ist, der wie ein unsichtbarer Schlachtenlenker alles so eingerichtet hat, daß der von Hitler befohlenen Aufteilung und

Zerstückelung der deutschen Heeresmacht immer zweckentsprechend begegnet wird.

Durch seine Unfähigkeit, großangelegte strategische Bewegungen zu übersehen und aufeinander abzustimmen, macht sich Hitler unwillkürlich zum Komplizen der Russen.

«Sie sind erledigt, sie sind am Ende», sagt er verächtlich zu General Halder, als dieser wagt, ihm die Befürchtungen der Ostfrontkämpfer vorzubringen. «Sehen Sie denn nicht, daß es kein Großrußland mehr gibt? Stalin wird es nie gelingen, die anderthalb Millionen Mann auf die Beine zu bringen, die er für Stalingrad benötigt, ja nicht einmal die halbe Million, die er uns im Kaukasus entgegenwerfen müßte. Ich verbiete Ihnen, mir wieder solche Albernheiten vorzutragen.»

Weil er die Russen bereits am Boden sieht, zieht Hitler sogar sieben Divisionen von der Südfront zurück, um sie teils gegen Leningrad einzusetzen, teils in Frankreich bereitzustellen. Ob es ihm bei einsichtigerem Verhalten zuletzt doch noch gelungen wäre, die rote Flut, die sich auf List und Paulus zu wälzen anschickt, einzudämmen, ist eine Frage, die niemand beantworten kann.

In Berlin gab es einen Mann, der die verhängnisvolle Entwicklung der Ereignisse mit kühlem Verstand beobachtete und der genau wußte, welchen Anteil der von ihm bisher vergebens verfolgte Widerstandskreis bei dieser Entwicklung hatte: Walter Schellenberg. Es ist von höchster Wichtigkeit,

daß er die Offensive ergreife; daß er diese blutende Wunde am Körper des Reiches auffinde und verbinde. Montag, den 7. September 1942, fünf Tage nach der 2500 km weiter östlich von Friedrich Paulus getroffenen Entscheidung, Stalingrad anzugreifen, setzt er sich in seinen schwarzen Mercedes und fährt, begleitet von seinem getreuen SS-Sturmbannführer H. W. Eggen, von Berlin nach dem Oberlauf des Rheins. Er hat Roger Masson in eine Falle gelockt. Er wird ihn am folgenden Tag in Waldshut treffen. Schellenberg ist fest entschlossen, diesen Mann wenn nötig zu ruinieren, damit das Nazitum überlebe.

Angriff auf die Schweiz?

Die erste, am 8. September 1942 erfolgte Begegnung mit Roger Masson verlief zur Zufriedenheit des SS-Brigadeführers. Schellenberg hat ihn sich bereits so weit verpflichtet, daß er ihm weitere Zusammenkünfte nicht mehr verweigern kann. Er will ihn so weit bringen, daß er diskreditiert und erledigt werden kann, falls er sich weigern sollte, bei der Entdeckung der Verräter mitzuwirken.

Dieser Plan hat einen einzigen Schönheitsfehler. Er beansprucht Zeit, und sie ist bereits Mangelware im Dritten Reich.

Im Dezember 1942 bricht vor Stalingrad der Mythos der Unbesiegbarkeit der deutschen Wehr-

macht endgültig in sich zusammen. Seit dem 23. November sind Paulus und seine 6. Armee von Butow, Tschuikow, Jeremenko und Rokossowski eingekreist. Die Deutschen haben von 400 000 Mann bereits 140 000 verloren.

Am 25. Dezember 1942 feiert General Guisan Weihnachten mit dem Regiment 2 der Leichten Truppen in Aarberg. Die ganze Schweiz schläft friedlich zu Füßen ihrer weißen Berge ein. Sie ahnt nicht, daß Walter Schellenberg ein vergiftetes Weihnachtsgeschenk für sie bereitmacht, das er an diesem gleichen Heiligen Abend seinem Vorgesetzten Heinrich Himmler vorlegt, damit er seinen Segen dazu erteile.

Während er Himmler einen nach dem andern seiner Belege vorlegt, beobachtet Schellenberg die Verwandlung, die sich bei seinem Chef vollzieht. Die Schultern scheinen noch mehr zu erschlaffen; die hinter dicken Gläsern glotzenden Augen treten noch stärker hervor. Die Oberlippe zuckt. Das zurückfliehende Kinn wird noch flacher, als werde es von der Bestürzung eingesogen. Der Reichsführer SS spielt nervös mit seinem berühmten grünen Bleistift, mit dem er die durch seine rundlichen Hände gleitenden Rapporte mit Randbemerkungen versieht und häufig auch Vernichtungsbefehle gegen die Juden unterschreibt.

«Aber sind Sie auch sicher, daß der Plan gelingen wird, Schellenberg?»

«Ich übernehme die volle Verantwortung.»

Himmler gibt das Dossier mit einem befriedigten Lächeln Schellenberg zurück. Der den Schweizern zugedachte Streich ist ganz nach seinem Geschmack. Er tat recht daran, seinen Benjamin so hoch zu stellen; er ist der würdige Nachfolger des verschlagenen Reinhard Heydrich ...

Eine Woche später stellt sich Heinrich Himmler mit kurzen eiligen Schritten im Hauptquartier des Führers ein. Göring, Goebbels, Rosenberg sind schon da, und auch dieser traurige Bormann, den Himmler nicht ausstehen kann.

Mit seiner üblichen Miene eines fleißigen Abiturienten trägt der SS-Reichsführer den Wunsch vor, daß vom OKW so schnell wie möglich ein Angriffsplan gegen die Schweiz ausgearbeitet werde. Er weiß, die Generäle werden dagegen sein, aber hier handelt es sich um Politik, und von der verstehen sie nichts.

Hitler betrachtet sinnend den Großmeister seiner SS. Er kennt an ihm diesen Ausdruck der Beflissenheit, den er immer hat, wenn er für die Feinde des Dritten Reiches ein besonders scharfes Gift gemischt hat. Aber warum die Schweiz? In diesem Januar 1943, wo die 6. Armee in Rußland dahinstirbt und vielleicht sogar die ganze Wehrmacht zum Teufel geht, hat Hitler andere Sorgen als diesen Zwergstaat. Aber wenn Himmler es wünscht, wird er seine Gründe haben. So gibt der Führer die erwünschte Zustimmung.

Am Samstag, dem 30. Januar, ist Rudolf Roessler sichtlich erregt. In der gleichen Nacht erhielt er von

«Werther» einen Funkspruch, der sich mit der Eidgenossenschaft befaßt: das OKW bearbeitet einen Angriffsplan gegen die Schweiz, der von General Dietl ausgeführt werden soll. Aber Rudolf Roessler wird den Verdacht nicht los, daß dieser Angriffsplan ein bloßer Trick sei; hat doch das Reich im Augenblick wahrlich Wichtigeres zu tun, als sich einen Feind mehr aufzuhalsen. Er teilt seine Zweifel Christian Schneider mit.

Zur gleichen Stunde wandert Walter Schellenberg in seinem Berliner Amtszimmer zufrieden auf und ab. Einen hübschen Streich hat er sich da ausgedacht. Alle in der Schweiz untergebrachten Spitzel erhielten von ihm die Weisung, vor allem auf die Dislozierungen der schweizerischen Truppen zu achten. Wenn sie jenseits des Rheins auch nur den kleinen Finger rühren, hat er den Beweis, daß die Verrätergruppe im OKW auch die Schweiz bedient. Sollte sich das bestätigen, dann wird dieser kleine Oberstbrigadier Roger Masson wohl oder übel den Gang nach Canossa antreten müssen!

Selbstmorde an den Grenzen

Schellenberg ist in bester Laune. Er stellt sich Massons und Guisans Gesichter vor und schmunzelt amüsiert. Gewiß werden sie sich eine Zeitlang tot-

stellen. Haben sie aber bei dieser Spionagesache auch nur im geringsten die Hand im Spiel, dann werden sie sich irgendwann einmal verraten.

Schellenberg glaubt, über die Schweizer in ihrer derzeitigen Lage gut Bescheid zu wissen.

Wohl kommt es vor, daß schweizerische Industrieunternehmungen Rüstungsaufträge für die Wehrmacht ablehnen. Dafür eröffnen die sich blindstellenden Schweizer Banken Nummernkonti für unbekannte Kunden — was für die Unterbringung von Raubwerten äußerst praktisch ist.

Und gewiß zeigt sich die Schweiz gegenüber britischen und französischen Agenten von einer aufreizenden Milde, während sie die deutschen Spione ziemlich unsanft anfaßt. Aber dafür überläßt sie dem Reich auch jährlich 300 Millionen; soviel beträgt der Handelsüberschuß zu ihren Gunsten, und daß sie ihn nicht hereinholt, stellt immerhin ein großes Entgegenkommen und wieder einen Ausgleich dar.

Die Härte gegenüber dem Flüchtlingsansturm, die der humanitären Tradition der Schweiz so ganz und gar zuwiderläuft, kommt Schellenberg besonders verdächtig vor: als eine Bestätigung des schlechten Gewissens, das an den höchsten schweizerischen Behörden schon seit mindestens 1939 nagen muß. In seiner Phantasie hängen nämlich diese beiden Tatsachen eng zusammen: die Verratsaffäre, die ihn beschäftigt, und das seltsame Verhalten der Eidgenossenschaft gegenüber den Flüchtlingen.

Ueber diesen heiklen Punkt läßt sich der SS-Char-

meur im Jahre 1945 dem britischen Geheimdienst gegenüber auf eine Weise vernehmen, die zwar mit Vorbehalt aufzunehmen ist, die aber das Verhalten der schweizerischen Behörden während des Zweiten Weltkrieges eigenartig beleuchtet:

«Im Austausch gegen ihre Beteiligung an eurem Sieg haben die Eidgenossen, zumindestens einige unter ihnen, eine große Anzahl Menschenleben dem Wahnsinn Hitlers aufgeopfert. Alles Juden. Ich schätze 100 000. Sie haben sie an der Grenze abgewiesen und meinen Landsleuten in die Hände fallen lassen, die sie dann in die Vernichtungslager brachten.»

Es sind erstaunliche Worte, bei denen freilich zu berücksichtigen ist, daß Schellenberg im Jahre 1945 mit seinen Enthüllungen sein Leben zu retten hoffte.

Darum lag uns daran, diese von Schellenberg erteilten Auskünfte mit jenen in einem offiziellen Dokument zu vergleichen, das im Jahre 1953 auf Ersuchen des Bundesrates vom Basler Professor Carl Ludwig aufgestellt wurde. Es handelt sich um einen vertraulichen Bericht, der für die schweizerischen Parlamentarier bestimmt war, von denen einige sich über die heftigen Proteste internationaler jüdischer Organisationen beunruhigt zeigten.

Am 10. Oktober 1942 gelangt Schellenberg zur Kenntnis, daß General Guisan dem 1. und 4. Armeekorps die totale Abriegelung der Grenzen gegenüber Frankreich befohlen hat. Stacheldraht wird vom 1. Armeekorps in solchen Mengen ausgelegt, daß zwi-

schen Frankreich und und Schweiz zuletzt ein richtiges Niemandsland entsteht.

«Eine Maßnahme, die nur verhindern soll, daß zuviele Juden aus Frankreich nach der Schweiz kommen», erklärt das Berner Spitzelbüro «F» dem SS-Brigadeführer.

«Errichten Sie ein Dossier über die Angelegenheit» antwortet Schellenberg.

Seine Geheimagenten in der Schweiz teilen ihm mit, daß die ersten vorsorglichen Empfehlungen im Hinblick einer Ueberflutungsgefahr durch landflüchtige Ausländer schon zu Beginn des Zweiten Weltkrieges eingereicht worden waren. Die Befürchtungen wegen einer daraus sich ergebenden Hungersnot, wegen der Gefahr eingeschleppter Seuchen und auch wegen der unsicheren Zukunft des Landes legten den Experten der Eidgenossenschaft den Schluß nahe, daß die Schweiz höchstens 7000 Flüchtlinge aufnehmen könne. Da genau so viele seit 1933 den Schutz des weißen Kreuzes im roten Feld schon aufgesucht haben, versteht sich der Rest von selbst. Noch lange bevor die dumpfen Wogen der Verzweiflung gegen ihre Grenzen anbrandeten, hatte die Schweiz ihre Rechnung aufgestellt, deren Ergebnis so war, daß im Jahre 1942 niemand mehr hereingelassen werden konnte.

Für die bereits in der Schweiz sich aufhaltenden Emigranten wird eine strenge Regelung eingeführt. Es ist ihnen verboten, sich politisch zu betätigen und die Neutralität der Schweiz zu gefährden. Ohne be-

sondere Bewilligung der Fremdenpolizei dürfen sie keinem Verdienst nachgehen. Sie dürfen ihren Wohnsitz nicht verlassen. Sie dürfen sich weder in einem Hotel noch in einer Pension aufhalten, und noch weniger dürfen sie darin wohnen. Das jedem Flüchtling ausgestellte Fremdenbüchlein soll deutlich als solches gekennzeichnet sein. Und jeder dieser Flüchtlinge soll sich beim geringsten Kontakt mit Schweizern sogleich als Flüchtling zu erkennen geben.

Dazu kommt noch eine Verfügung zuhanden der kantonalen Behörden: Diese sollen unverzüglich und ohne Formalitäten jeden Fremden ausweisen, der auf ungesetzlichem Wege in die Schweiz gelangte. Davon ausgenommen sind die Fahnenflüchtigen und die politisch Verfolgten. Diese genießen Asyl; doch wird dieses Asyl wohl gelegentlich den französischen Widerstandskämpfern zugestanden, nie jedoch den Juden.

Aber die Schweiz ist nicht immer so hart! Schon in den ersten Tagen des Septembers 1939 öffnet sie ihre Grenzen zwei Flüchtlingen, die im Lausanner Palace-Hotel absteigen und bald darauf von einer bedeutenden Suite erreicht werden; allen ist ein Aufenthalt «auf unbestimmte Zeit» gewährt, wie der freundliche Ausdruck lautet. Die beiden Gäste sind der Maharadscha von Kapurthala und sein Sohn Amarjip Singh, die natürlich zwei etwas ungewöhnliche Emigranten sind. Die gleiche Gunst gewährt die Schweiz auch einigen tausend andern wohlsituier-

ten Emigranten, denen sie nur die Bedingung stellt, daß sie aus ihren nicht geringen Mitteln die privaten Flüchtlingsorganisationen unterstützen.

Der Wohlstand schützt die Feinde der Nazis freilich nicht immer vor der Strenge der Schweizer Behörden, nicht einmal dann, wenn er mit der Berühmtheit einhergeht. Das war der Fall bei Professor Friedrich Wilhelm Foerster ...

Schellenberg erinnert sich an diesen Professor gut. Die Ausweisung dieses hervorragenden Philosophen und Pädagogen am 13. März 1936 aus Berlin wirbelte seinerzeit viel Staub auf. Er war ein notorischer Pazifist und ein erklärter Gegner des Regimes.

Im September 1939 verlangt Professor Foerster von Paris aus für sich und seine Familie ein Spezialvisum für die Schweiz. Bern verweigert es ihm und gestattet ihm nur das Abhalten einiger Vorträge, solange die Kriegslage es erlaubt. Im Mai 1940, als die deutsche Wehrmacht in Frankreich einfällt, befindet sich der Professor in Genf. Am 22. Juni geht er um die Erlaubnis ein, bis zur Wiedereröffnung der Fluglinie Locarno—Barcelona in der Schweiz zu bleiben, da er sich nach Portugal begeben möchte. Aber die Fremdenpolizei erfüllt diesen Wunsch nicht, vielmehr stellt sie am 10. Juli 1940 die ganze Familie Foerster an die Grenze, wenn auch entgegenkommenderweise an die des nicht besetzten Frankreichs.

Ein gut ausgewiesenes Vermögen nützt bei den Schweizer Behörden ganz besonders jenen Flüchtlingen nichts, die Juden sind.

Da ist Jeannette W., eine deutsche Jüdin aus Freiburg im Breisgau. Im Herbst 1941 beauftragt sie einen Basler Rechtsanwalt, ein Gesuch um ein Einreisevisum in die Schweiz oder um ein Durchgangsvisum nach jedem andern Land für sie und ihre Tochter, die Halbjüdin ist, einzureichen. Der Anwalt erlangt zwei Visa für Kuba und belegt zwei Schiffsplätze für Dezember 1941. Er braucht von der Schweiz nur ein Durchgangsvisum, damit seine Klientinnen das nicht besetzte Frankreich und von da Portugal erreichen können. Aber Bern antwortet «Nein!» und Jeannette und ihre Tochter enden in der Gaskammer.

Diese seltsame Haltung der schweizerischen Behörden entrüstet Walter Schellenberg natürlich nicht, aber sie erstaunt ihn doch. Neugierig fragt er sich, wie die Schweiz es fertig brachte, von September 1939 bis Januar 1942 nur 308 Flüchtlinge — freilich meistens Juden — aufzunehmen. Gewiß hat sie 10 500 polnischen Soldaten des Generals Pragar Einlaß gewährt, die mit dem 45. französischen Armeekorps kämpften und am 19. Juni 1940 auf Schweizer Boden übertraten und in der Gegend von Lyss-Büren interniert wurden. Aber das sind Militärs, die einem Sonderstatut unterstehen.

Die erwähnten 308 Flüchtlinge deutscher und holländischer Nationalität hat die Schweiz auch nur aufgenommen, um den Appellen einiger Nationalräte zu genügen, die sich über die Flüchtlingspolitik der Behörden immer besorgter zeigten, unter anderm die

Nationalräte Maag und Rittmeyer. Diese Flüchtlinge leben in Arbeitslagern, die dem Ingenieur Otto Zaugg unterstehen, der das erste am 9. April 1940 in Felsberg errichtete. Im ganzen werden es 37 sein, zu denen 14 Quarantänelager, 21 Auffanglager, 31 Heime und 8 Auswahllager hinzukommen. Die Insassen dieser Lager werden jeden Morgen zur Arbeit gefahren, sie bekommen einen Franken Taggeld und dazu noch Schuhe und Hauspantoffeln.

Zehntausende werden sich aber vergebens nach diesen Arbeitslagern sehnen, und wäre es auch nur das Lager von Les Cropettes bei Genf, wo man auf Stroh schläft und je zehn Mann sich in einen Wasserhahn zu teilen haben. Oder das Lager von Champex, das so hoch oben im Gebirge liegt, daß man es «das Ende der Welt» genannt hat. Auch das Lager von Büren, wo mühselig Torf gestochen wird, wäre nicht zu verachten. Aber leider werden sie nie in diese Lager gelangen. Sie kommen in andere, in deutsche Lager ...

Von Januar 1942 an nimmt die Zahl der Juden, die sich täglich vor den Schweizer Grenzen stauen, merklich zu. Konnten sie auf Schleichwegen in die Schweiz gelangen und werden sie aufgegriffen, werden sie sogleich wieder an die Grenze gestellt. Von Januar bis April 1942 gelingt es immerhin 82 zu bleiben. Ende Juli sind es insgesamt 850, darunter 335 Holländer.

Sobald die von den Deutschen überall in Europa vorgenommenen Massendeportationen beginnen,

drängen sich die verzweifelten Juden in immer größerer Zahl an den Schweizer Grenzen. Aber diese bleiben ihnen erbarmungslos verschlossen. Ein erster vertraulicher Bericht vom 30. Juli 1942 zeigt, wie tief einige Schweizer von diesem dornigen Problem aufgewühlt sind.

«Wir können uns nicht entschließen, diese Zurückweisungen gutzuheißen», schreibt Jezler, ein Beamter. «Sichere und übereinstimmende Informationen über das, was in den Konzentrationslagern der Nazis vor sich geht, macht den verzweifelten Ansturm all dieser Bedrohten verständlich. Diese Zurückweisungen lassen sich einfach nicht länger verantworten.»

Eine mutige Erklärung! Aber die Verantwortlichen stellen sich taub. Sie teilen die Flüchtlinge nach Nationen ein. Sie trennen die Frauen von den Männern, die Juden von den Katholiken, Protestanten und Konfessionslosen. Sie stellen Rentabilitätsberechnungen auf. Ein Arbeitslager lohnt sich erst bei einer Belegung von mindestens 60 Insassen. Die Einrichtung einer solchen Anstalt kostet Geld. Es ist auch nicht leicht, Beton, Röhren, Leitungsdraht in den nötigen Mengen zu finden. Die Zurückweisung löst glücklicherweise alle diese Probleme.

Die Schweizer Behörden bedienen sich zweier Methoden, um einen unerwünschten Flüchtling loszuwerden. Sie stellen ihn insgeheim an die Grenze; besteht auch die Gefahr, daß er drüben erwischt wird, was in zehn Fällen neunmal vorkommt, so bleibt

ihm doch immer eine kleine Chance. Leider läßt sich das aber nur im Jura und in Graubünden durchführen. Die zweite Methode kommt einer richtigen Verurteilung gleich. Die eidgenössischen Behörden übergeben den Fremdling der Polizei des Landes, aus dem er flüchtete. Das ist die am häufigsten praktizierte Methode, und sie hat in den Augen der Behörden einen einzigen Schönheitsfehler. Sie ist mit herzzerreißenden Auftritten verbunden.

Schellenberg wird später den Briten erklären, viele dieser Ausgestoßenen hätten sich vor den weißroten Grenzpfählen des stiefmütterlichen Landes zuletzt das Leben genommen. Professor Ludwig, der Verfasser des vertraulichen Berichts über die von der Schweiz gegenüber den Flüchtlingen befolgte Politik, bestätigt diese Aussage mit einer trockenen Notiz, die man auf Seite 239 seines Berichtes findet:

«Man nahm sich oft zu Füßen der Schweizer Soldaten das Leben, nur um nicht in die Hände der Deutschen zu fallen.»

Aber das ist freilich nicht das, was dem Chef der Bundespolizei Rothmund Kummer bereitet, wenn er den nach dem 30. Juli 1942 immer größeren Andrang von Schutzsuchenden an den Grenzen mit größter Besorgnis feststellt. Die Juden drängen sich vor allem im französischen Jura in großer Zahl zusammen. Sie verkehren in den Kaffeehäusern Belforts, wo die Schlepper sie erwarten. Diese organisieren bis zu zwanzig Transporte zur Grenze täglich. Rothmund verlangt vom Bundesrat allerstrengste Maßnahmen.

Man gebe ihm motorisierte Kräfte, und er werde die geheimen Grenzübertritte zu verhindern wissen.

Der Bundesrat entspricht diesem Begehren. Am 4. August 1942 ordnet er die Fortsetzung der Zurückweisungen an, «selbst auf die Gefahr eines ernsten Risikos für den Abgewiesenen hin, also einer Verwundung oder des Todes.» Wörtlich so. Er erinnert daran, daß nur die Deserteure und die politisch Verfolgten Aufnahme finden dürfen, und er verweigert den Juden noch einmal den Status der politisch Verfolgten. In einer zweiten Verfügung, vom 26. September 1942, erneuert der Bundesrat diese Diskriminierung, indem er — entgegen sämtlichen ihm vorliegenden Berichten — erklärt, die Juden liefen zurzeit in Europa keine ernstliche Gefahr!

Die jüdischen Kreise in der Schweiz regen sich auf. Sie gelangen an das Rote Kreuz und an die Schweizerische Flüchtlingshilfe. Am 13. August 1942 lädt der Präsident des Schweizerischen Israelitischen Gemeindebundes, Saly B., Rothmund zu einer Sitzung der Leitung dieses Bundes ein. Er hält ihm die Greueltaten der Nazis vor, die Hunderttausende von Toten. Aber Rothmund wischt das alles mit der Erklärung hinweg:

«Begnügen wir uns damit, den Juden beizustehen, die wir bisher gerettet haben. Uebrigens haben mir die deutschen Kommissäre ausdrücklich erklärt, daß die Insassen der Konzentrationslager nur zu Arbeitsleistungen gezwungen werden. Sie unterliegen keinen anderen Verfolgungen. Wir haben keine Ursache,

unsere Maßnahmen rückgängig zu machen. Die Schweiz wird den Juden verschlossen bleiben.»

Nun gerät aber das ganze Schweizervolk in Wallung. Einige Bürger stellen Rothmund an seinem Ferienort unsaft zur Rede. Nationalrat Oeri sagt eine schwere Vertrauenskrise voraus, falls die harten Maßnahmen beibehalten bleiben. Die Sozialdemokratische Partei, die Protestantische Kirche reichen Motionen ein. Eine Grundwelle der Entrüstung geht durch das Volk, die schließlich die Landesbehörde zum Einlenken nötigt. Am 23. August 1942 gibt von Steiger die Weisung, die Grenze den schwangeren Frauen, den Kindern und den Greisen zu öffnen. Aber schon vierzehn Tage später stellt Rothmund in Altdorf, auf einer Tagung der kantonalen Polizeidirektoren, diese Gutwilligkeit wieder auf eine harte Probe, indem er mitteilt, daß seit dem vergangenen Juli, in nicht ganz einem Monat, tausend illegal eingewanderte Flüchtlinge festgenommen wurden. Bevor man sie zurückweist, werden ihre Fälle untersucht.

Schellenbergs Agenten in der Schweiz versichern dem SS-Brigadeführer – und der Bericht Ludwig bestätigt es –, daß der Bundesrat das Monopol der Härte in der Schweiz nicht innehat. Die große Mehrzahl der kantonalen Behörden ist den Flüchtlingen gegenüber noch weit weniger tolerant. Gerade sie fordern, am 10. September 1942, eine schärfere Grenzkontrolle.

Die einzige Ausnahme bildet der Kanton Basel-

Stadt. Obschon er bereits zahlreiche Vorkriegsflüchtlinge beherbergt, erklärt er sich bereit, noch weitere aufzunehmen. Von allen Kantonen nimmt er auch am meisten Flüchtlingskinder auf. Zu den verhältnismäßig humanen Kantonen gehören auch St. Gallen und das Tessin. Viele Kantone horchen bei jeder Basler Erklärung auf und beeilen sich, ihre Flüchtlinge auf dem Marktplatz der Stadt Basel auszuladen. Andere Kantone, die die Transportkosten nach Basel scheuen, warnen die Flüchtlinge, sich nach Sonnenuntergang auf ihrem Gebiet antreffen zu lassen, sonst würden sie unweigerlich noch am gleichen Abend nach Deutschland ausgeschafft werden. Die Großherzigkeit von Basel-Stadt spricht sich natürlich unter den Emigranten herum, und so sind viele bestrebt, mit allen Mitteln in diese Stadt zu gelangen. Aber es gibt Kantone, die nicht nur keine Flüchtlinge aufnehmen und höchstens nur einige Gutgestellte dulden, diese dann tüchtig schröpfen, ja die den Flüchtlingen nicht einmal den Durchzug durch ihr Gebiet gestatten, wenn sie sich nach menschenfreundlicheren Orten begeben möchten.

Am 22. September 1942 erstattet Rothmund dem Nationalrat mündlich Bericht über die Lage an den Grenzen und erlangt ohne Schwierigkeit einen verstärkten Grenzschutz.

«Seit Beginn des Krieges», erklärt er, «sind 2500 Emigranten illegal nach der Schweiz gelangt. Zählt man sie den 7100 hinzu, die seit 1933 bei uns weilen, gelangen wir zu einer Gesamtzahl von 9600. Soll

ich Sie daran erinnern, daß unsere Sachverständigen versicherten, mehr als 7000 könnten wir nicht aufnehmen? Seit Beginn des Krieges hat der Unterhalt dieser Verbannten 17 Millionen gekostet. Von diesen fallen 5 Millionen zu Lasten der Eidgenossenschaft, der Rest zu Lasten privater Hilfsorganisationen. Es kann einfach so nicht weitergehen. Der Grenzschutz ist diesem Flüchtlingsstrom nicht gewachsen, wir müssen ihn mit Posten der Heerespolizei verstärken. Und wenn auch diese nicht genügen, müssen wir die Armee zu Hilfe rufen.»

Die Radikal-demokratische Fraktion pflichtet Rothmund bei. Die BGB-Fraktion (Bauern-, Gewerbe- und Bürgerpartei) erklärt sich befriedigt. Die Katholisch-Konservativen sind einverstanden, wenn auch ohne Begeisterung. Die Sozialdemokraten, Liberaldemokraten, Unabhängigen erheben keine Einwände. Nur einige wenige Nationalräte sind dagegen: Graber, Maag, Rittmeyer, Oeri. Da sie aber die einzigen bleiben, befiehlt der Bundesrat am 9. Oktober 1942 General Guisan, den Grenzschutz zu verstärken. Und das war es, was Walter Schellenberg auf diese ganze Frage erstmals aufmerksam machte.

Von da an beobachtet er mit kritischem Blick das Verhalten der Schweiz den Flüchtlingen gegenüber. Wie die Schweizer Behörden in Bern führt auch er in Berlin über das Flüchtlingselend Buch. Unter «Soll» trägt er die Flüchtlinge ein, denen die Schweiz Schutz gewährt, unter «Haben» jene, die sie zurückweist und die von seinen SS-Kollegen aufgegriffen

und den Vernichtungslagern zugeführt werden. Auf der Buchführung der Eidgenossenschaft sind die Posten anders eingetragen, unter «Haben» die Hereingelassenen, unter «Soll» die Zurückgewiesenen. Merkwürdig ist, daß die beiden Buchhaltungen genau übereinstimmen.

Professor Ludwig gelangt zum gleichen Ergebnis wie Schellenberg; er drückt sich nur etwas weniger genau aus:

«Die Zahl der von uns während des Krieges an die Grenze gestellten Flüchtlinge, die bei uns Asyl zu erlangen hofften, läßt sich nicht genau ermitteln. Es war unmöglich, sie alle zu zählen. Sicher ist, daß die Anzahl der durch unsere Maßnahmen am Grenzübertritt verhinderten Personen die Zahl der Abgeschobenen bei weitem übersteigt. Jene, die behaupten, diese Zurückgewiesenen zählten zu Tausenden, übertreiben zweifellos nicht.»

Nun versteht man besser, warum der SS-Brigadeführer die ihn beschäftigende Spionageaffäre mit dieser eigenartigen Strenge der Schweizer Behörden den Juden gegenüber in Zusammenhang bringt. Daß sie den Juden so wenig Entgegenkommen zeigen, ist an sich unbegreiflich und kann nur bedeuten, so sagt sich Schellenberg, daß sie damit eine Schuld freiwillig abbüßen, die sie sich den Deutschen gegenüber aufgeladen haben. Nur so kann er sich dieses Phänomen erklären: als ein neues Beispiel der schweizerischen Schaukelpolitik. Sollte je dem Reich ihr Techtelmechtel mit den Alliierten zur Kenntnis kom-

men, so könnten die Schweizer immerhin dieses andere Faktum als «Diskussionsbeitrag» auf die Waagschale legen ...

Für seine Hypothese findet Schellenberg eine weitere Bestätigung in einer anderen Erscheinung: in der erstaunlichen Vogelstraußpolitik der Schweizer Behörden gegenüber dem heiklen Problem der Zurkenntnisnahme der von den Nazis den Juden und auch den Nichtjuden in den Konzentrationslagern angetanen barbarischen Behandlung. Es klingt unglaublich, aber bis zum Jahre 1944 — dem Zeitpunkt, als das Schicksal des Dritten Reiches bereits besiegelt war — hat die offizielle Schweiz vom hitlerischen Massenmord nichts gesehen und nichts gehört. So behauptet sie wenigstens. Walter Schellenberg weiß, daß diese Behauptung unzutreffend ist. Den Beweis erhielt er kurz nachdem General Guisan die Schweizergrenze sperrte. In diesem Monat Oktober 1942 besichtigt nämlich Rothmund das Konzentrationslager Oranienburg, und mit einer «gewissen Neugierde» — so drückt er sich wörtlich aus — lauscht Schellenberg dem Ausdruck der Empfindungen des Chefs der schweizerischen Bundespolizei entgegen. Er wird nicht enttäuscht sein. Vor dem Nationalrat erklärt Rothmund:

«Ich muß zugeben, daß die Juden in diesen Lagern nicht besonders rücksichtsvoll behandelt werden. Aber ich fand keine Anzeichen dafür, daß sie massenhaft vernichtet würden.»

Die Schweiz weiß genau, daß die Nazis in ihren

Konzentrationslagern massenweise Hinrichtungen vornehmen. Sie weiß es seit dem 16. März 1942. An diesem Tag berichtet der Zürcher Arzt Dr. Rudolf B. dem Oberauditor der Armee, Oberstbrigadier Eugster, und dem Vorsteher des Militärdepartements, Bundesrat Kobelt, die ihn nach Bern ins Bundeshaus berufen haben, was er als Mitglied einer Aerztekommission, die einige Länder Osteuropas bereiste, gesehen und gehört hat. Seinen Bericht für die Schweizerische Medizinische Gesellschaft hat er schon niedergeschrieben. Die beiden Magistraten hören erschüttert zu.

Im Januar 1942 unterhielt sich Dr. B. mit einem deutschen Chefarzt, Hauptmann Wagner, der in einem Kriegslazarett nördlich von Smolensk tätig war.

«In den Konzentrationslagern», erzählte dieser Sanitätshauptmann, «ist die Vernichtung der Juden in vollem Gang. Gaskammern und Krematorien haben Vollbetrieb. Hunderttausende von Opfern. Ich habe selbst gesehen, wie Frauen ihr Grab schaufelten; ich sah SS mit einem Genickschuß Greise und Kinder töten. Eine Frau erzählte mir die Anfänge des Lagers von Auschwitz. Viel Blut, viel Qualen, viele Tote . . .»

Diese Worte machen auf Eugster und Kobelt tiefen Eindruck, aber sie weigern sich, das Vernommene schriftlich niederlegen zu lassen; ja sie befehlen Dr. B., mit keinem Wort das ihnen Vorgetragene vor anderen zu erwähnen.

Rudolf B. schweigt aber nicht. Später legt er Professor Carl Ludwig, dem Verfasser des Berichts über die Politik der Schweiz gegenüber den Flüchtlingen, das Tagebuch des schweizerischen Wachtmeisters W. vor, der an der Aerztekommission teilgenommen hat. Dieses Tagebuch hatte Dr. B. auch schon dem Oberauditor der Armee überlassen, und Oberstbrigadier Eugster hatte es ihm zurückgeschickt mit einem Brief, der bewies, daß er diese Aufzeichnungen über die Nazigreuel in den Konzentrationslagern genau gelesen hatte. Im Mai 1944 wiederholt Dr. B. seine Erklärungen öffentlich und muß von den Herren Eugster und Kobelt den Vorwurf einstecken, das Berufsgeheimnis nicht gewahrt zu haben.

Die Schweiz ist also unterrichtet. Wenn sie über diese Dinge schweigt, so kann das in den Augen Schellenbergs nur bedeuten, daß sie eine andere, schwerwiegende Verpflichtung eingegangen ist. Die gemeinsam mit Himmler der Schweiz gestellte Falle wird Schellenberg hierüber die letzte Gewißheit geben.

Die doppelten Agenten Schellenbergs

Von Mitte Januar 1943 bis zum Mittwoch, 3. März, lebte Walter Schellenberg in ständiger Spannung, ob die Schweiz in die ihr gestellte Falle gehen würde. Erst am 3. März konnte er endlich aufatmen;

an dem Tag fragte ihn Hauptmann Meyer im Auftrag Oberstbrigadier Roger Massons, was von den Gerüchten über einen Ueberfall auf die Schweiz durch eine Armee Dietl zu halten sei. Es folgte am 12. März die Unterredung in Zürich, über die wir nur Schellenbergs Aeußerungen vor dem britischen Geheimdienst besitzen, die im wesentlichen der Wahrheit entsprechen dürften. Masson erwies sich als unzugänglich, und daß die von Schellenberg angestrebte Entspannung darüber in die Brüche ging, ergibt sich aus zwei Tatsachen.

Schon dem Zusammentreffen vom 12. März hatte Schellenberg mit Sorge, ja mit Bangigkeit entgegengesehen. Er befürchtete, Masson könnte die begangene Unvorsichtigkeit bereut haben und ihn verhaften und unter der Hand beseitigen lassen. An Massons Stelle hätte es Schellenberg ohne Zögern getan. Darum hatte er vorsichtshalber von den in der Schweiz untergebrachten Agenten seines Sicherheitsdienstes eine Anzahl nach Zürich beordert, damit sie sich ständig in seiner Nähe aufhielten. Auf dem Spaziergang, den er mit Masson am Ufer des Sees machte, waren sie ihm gefolgt und hätten Masson niedergestreckt, falls er auf Schellenberg hätte Hand legen lassen.

Die zweite Tatsache liegt im Wechsel der von Schellenberg gegenüber der Schweiz angewandten Taktik. An die Stelle der Herzlichkeit tritt Verbissenheit, das Ueberredungsgeplänkel wird von einem «Krieg im Dunkel» abgelöst. An der Oberfläche be-

merkt man zunächst keine Aenderung, ja die Herzlichkeit scheint noch am 23. März anzudauern; das ist der Tag, an dem ein «ergriffener» Masson Oberstleutnant Barbey versichert, die vorgesehene Invasion der Schweiz werde nicht stattfinden, der «Fall Schweiz» sei vom OKW begraben worden; diese Nachricht verdanke er dem so «wertvollen» Kontakt mit Walter Schellenberg. Die herzlichsten Beziehungen scheinen sich also noch fortzusetzen.

Deswegen läßt sich der Oberstbrigadier von Schellenberg aber doch noch nicht hinters Licht führen. Die Nazispionage hat ihre untergründige Tätigkeit intensiviert, und das weiß Masson. Er kennt auch den Grund: was Schellenberg durch Freundlichkeit nicht erreichen konnte, sollen seine Agenten mit Gewalt herbeiführen.

Schellenberg hat alle seine Spitzel in Bewegung gesetzt, damit sie Genf und Lausanne systematisch nach den gesuchten Schwarzsendern durchkämmen. Daß von diesen Sendern der eine in Genf und der andere, wahrscheinlich der bedeutendere, in Lausanne steht, haben die von Deutschland, Frankreich und Italien aus vorgenommenen Peilungen inzwischen eindeutig ergeben. Die deutsche Spionage arbeitet nach einem genauen Plan, der von Schellenberg selbst aufgestellt wurde. Dieser kann sich noch immer nicht vorstellen, daß es der schweizerische Nachrichtendienst sei, der die ihm aus Deutschland zufallenden Geheimberichte an die Alliierten, namentlich aber an die Sowjets, weitergebe.

Dazu kennt er die Vorsicht der schweizerischen Amtsstellen zu gut. Wie die Nachrichten nach London gelangen ist ihm freilich noch ein Rätsel; was aber die für Moskau bestimmten betrifft, so ist er zur Ueberzeugung gelangt, daß die schweizerischen Kommunisten dabei die Hand im Spiel haben. Es handelt sich also darum, diese und alle mit ihnen sympathisierenden Kreise, auch die Sozialisten, die seit Stalingrad sehr rußlandfreundlich geworden sind, einzukreisen und sorgfältig auszuhorchen.

Auch Rudolf Roessler ist die Aenderung im Klima nicht entgangen. Trotzdem setzt er seine Informationsarbeit ruhig fort, und er fragt sich nur besorgt, wie lange wohl das werde dauern können; Befürchtungen, die er Christian Schneider mitteilt. Aber an der Ostfront schreiten die Dinge erfolgreich weiter, und Moskau besteht nach wie vor auf Informationen. «Lucy» darf nicht schweigen.

April, Mai, Juni, die im Vorjahr durch emsige Vorbereitungen der Ausgangsstellungen für die bevorstehenden Offensiven gekennzeichnet waren, verlaufen im Jahre 1943 verhältnismäßig ruhig. Die deutsche Wehrmacht pflegt ihre Wunden. Ihr gegenüber hält sich die Rote Armee sprungbereit. Dieser Abnützungskrieg bei stehenden Kräften hat sich bisher für sie gelohnt, und sie gibt diese Zermürbungsstrategie auch darum nicht auf, weil sie weiß, daß die Wehrmacht nächstens wieder vorstürmen wird. Im OKW hat man einen neuen Angriffsplan ausgearbeitet.

«Lucy» hat den Sowjets darüber jede Einzelheit gemeldet. Neue schwere Tigerpanzer rollen zur Front, in einer Anzahl, die für 17 Panzerdivisionen ausreicht. Es ist eine furchtbare Macht, und der Führer zählt fest auf sie. 500 000 Mann sollen in die Schlacht geworfen werden, «die Blüte der deutschen Armee» — so wird sie William L. Shirer in seinem Buch «Das Dritte Reich» später nennen. Generalfeldmarschall Günther Hans von Kluge hat für diese gewaltige Materialschlacht die allgemeinen Richtlinien aufgestellt, und Hitler gab der ganzen Operation den Namen «Zitadelle». Mit dieser hat er es auf die Einkesselung von einer Million Russen abgesehen, die den großen, in die deutschen Linien sich einbuchtenden Bogen westlich von Kursk besetzt halten.

Zur Erreichung dieses operativen Zieles verfügt von Kluge über drei Armeen, die auf der 320 km langen Front zwischen Charkow und Orel aufgestellt sind. Es ist die klassische Zange, die den Frontvorsprung von Norden und von Süden abschneiden soll. Ist der Feind auf sie nicht gefaßt, so kann sie sich mit vernichtenden Folgen für ihn schließen.

Aber der Feind ist auf sie gefaßt! Ein neues Mal haben «Werther» und die Männer, die im OKW hinter diesem Schwarzsender stehen, ein Meisterstück des Nachrichtendienstes geliefert. Alles haben sie aufgezeigt: die unmittelbaren Angriffsziele, die Anzahl der Divisionen, ihre Zusammensetzung und Bewaffnung, die Nachschublinien und -lager, die Auf-

stellung der Befehlsstände, den Standort der Reserven, den Tag «J» und die Stunde «H». Mehr kann man nicht verlangen, und die Russen sind auch zufrieden. Sie warten ruhig, in gelassener Siegesgewißheit.

Am 5. Juli 1943 setzt auf deutscher Seite ein dichtes Artilleriefeuer ein — genau wie «Lucy» es vorausgesagt hat. Die Russen rühren sich nicht. Vor den voraussichtlichen Einbruchstellen haben sie Geschütze und Panzer dicht massiert, und sobald von Kluges Truppen sich in Bewegung setzen, fallen sie über diese her. Am 10. Juli, dem Tag der Landung der westlichen Alliierten in Sizilien, an dem die Schweiz eine Generalmobilmachung für den Fall eines schnellen Zurückweichens der Deutschen in Italien erwägt, stößt ein Panzerkeil der deutschen Wehrmacht bei Kursk 10 km vor. Die Russen weichen aus, lassen die schweren Tigerpanzer in die Tasche eindringen, dann, wie auf dem Artillerieschießplatz, nageln sie sie an Ort und Stelle fest. Sie kennen die schwachen Stellen dieser Ungetüme, und sie verfügen über die erforderliche Feuerkraft, um sie alle außer Gefecht zu setzen. Am 22. Juli, siebzehn Tage nach Beginn der deutschen Offensive, hat von Kluge keine Panzer mehr! An diesem Tag hebt der deutsche Wehrmachtbericht zum erstenmal die Tapferkeit der deutschen Infanterie hervor. Unter zähen Abwehrkämpfen zieht sich das deutsche Ostheer zurück.

Nun gehen die Russen bei Orel ihrerseits zum An-

griff vor. Damit beginnt ihre grosse Sommeroffensive 1943, und von da an bis zur Einnahme von Berlin im Jahre 1945 werden sie die Initiative nie wieder verlieren. Am 4. August 1943 wird die Wehrmacht aus Orel hinausgeworfen, am 5. August aus Bjelgorod. Am 23. August erobern die Russen Charkow zurück, am 20. September Brjansk, am 25. September Smolensk. Die Deutschen räumen das ganze Donezbecken. Am 6. November fällt Kiew, und es erfolgt der Einsturz der ganzen Dnjeprfront. Gegen Ende dieses für das Dritte Reich so unheilvollen Jahres 1943 stehen die Russen im Süden vor den rumänischen, in der Mitte vor den polnischen Grenzen.

Gegen Ende des Monats Juli 1943, als der Zusammenbruch der deutschen Ostfront sich abzuzeichnen begann, findet in der Schweiz zwischen General Henri Guisan und der politischen Behörde eine Auseinandersetzung statt. Die Alliierten sind in Sizilien gelandet. Guisan, der eine vorsorgliche Besetzung der Schweiz durch die deutsche Wehrmacht befürchtet, befürwortet eine Generalmobilmachung. Aber der Bundesrat lehnt sie aus wirtschaftlichen Gründen ab.

Um diese gleiche Zeit beginnt auch Schellenbergs neue Taktik die ersten Früchte zu zeitigen. In Genf, wo seine Basis nicht weit vom Bahnhof Cornavin untergebracht ist, in einem Hotel, dessen Besitzer ein nazifreundlicher Schweizer ist, gelingt es seinen Agenten, eine Liste von verdächtigen Ultralinken

aufzustellen, die es nun sorgfältig zu überwachen gilt. Wüßte Alexander Rado, welcher Name auf dieser Liste steht, sein Herz würde erzittern: Margareta Bolli.

In Lausanne hat die Nazispionage noch weit bessere Arbeit verrichtet. Es gelang ihr, in Rados Netz zwei Doppelagenten einzubauen. Auch das geht auf eine Initiative des verschlagenen Schellenberg zurück. Um in diesem Geheimkrieg keine Chance zu verpassen, hat er die besten Sowjetagenten, derer er in Europa habhaft werden konnte, so weit bearbeitet, daß einige von ihnen sich schließlich bereit erklärten, in den Dienst der Nazis überzutreten.

Und damit betreten Georg und Johanna Wilmer die Bühne. Ihre Decknamen sind «Lorenz» und «Laura». Es sind bewährte Spione, die das «Zentrum» schon seit 1926 verwendet und genau zu kennen glaubt. Erst arbeiten sie in Japan, das sie 1935 wieder verlassen. Nach einem kurzen Aufenthalt in der Spionefabrik Sekhjodnya, in der sie einen anderen fähigen Agenten, Alexander Rado, kennenlernen, werden sie mit 30 anderen Agenten eingesetzt, die teils im Reich, teils von dessen Nachbarländern aus gegen die Nazis vorgehen sollen. Ihre Mitwirkung ist um so wertvoller, als sie sich im Aufnehmen von Photos und Mikrophotos gut auskennen.

Sobald jedoch der Krieg im Jahre 1939 ausbricht, verliert das «Zentrum» von «Lorenz» und «Laura» jede Spur. Aus guten Gründen, denn sie wurden vom Sicherheitsdienst aufgegriffen und befinden

sich seither im Gefängnis Plötzensee, wo später die Verschworenen vom 20. Juli 1944 hingerichtet wurden. Die beiden sind nicht sehr beunruhigt, wissen sie doch, daß die Nazis für Spezialisten gute Verwendung haben. Und tatsächlich rettet sie vom Henkerbeil schließlich der Umstand, daß sie sich meisterlich darauf verstehen, eine Botschaft vom Umfang einer Schreibmaschinenseite auf die Größe eines am Schluß eines Satzes angebrachten Punktes zu verkleinern.

Bald entdeckt Schellenberg auch Georg Wilmers Achillesferse. Dieser Mann wurde vom «Zentrum» verwöhnt; seine Aufgabe war, in den höheren Gesellschaftskreisen zu verkehren, darum wurde er immer reichlich mit Mitteln versehen. Das hat ihn verweichlicht, und über seine Liebe zum Wohlleben ist auch sein kommunistischer Glaube verblaßt. Ohne viel Hemmungen betritt er den Weg des Verrates, und es fällt ihm nicht schwer, auch seine Gattin Johanna auf diesen Weg zu bringen.

Zunächst arbeiten die beiden im Archiv des Sicherheitsdienstes; da sie die russischen Methoden kennen, können sie leicht eine große Anzahl ehemaliger Kollegen in den Akten aufspüren und der Verhaftung entgegenführen. Als dann die Genfer Zentrale den Besitz einer Liste der um Léon Nicoles Partei kreisenden Verdächtigen meldet, beauftragt der SS-Brigadeführer die Wilmer mit einer Mission in der Schweiz.

Er wird nun eine Zeitlang von den beiden nichts

mehr hören, da sie abseits seines Spitzelnetzes operieren; bald aber wird er die schönste Bestätigung der Richtigkeit seiner Wahl erhalten. Diese beiden vom «Zentrum» geformten Agenten bewähren sich glänzend! Die Wilmer gelangen nach Genf, sehen sich vierzehn Tage lang die Stadt an, dann suchen sie im Geopressbüro ihren alten Bekannten Alexander Rado auf. Herzliche Begrüßung, Austausch von Erinnerungen, beidseitige Rührung beim Gedanken an Sekhjodnya, begeisterte Abmachung eines baldigen Wiedersehens. Sobald jedoch die beiden gegangen sind, zieht Alexander Rado, der das Mißtrauen wie einen Kult betreibt, in der Stille seines Büros die Summe aus ihren Erklärungen und findet sie wenig überzeugend.

Sie seien kurz nach Kriegsausbruch aus Deutschland geflüchtet und hätten sich in der deutschen Schweiz aufgehalten, wo sie bemüht waren, möglichst unbemerkt zu bleiben. Nun hätten sie sich aber entschlossen, dem «Zentrum» in seinem Kampf gegen die Nazis wieder beizustehen; die Informationsquellen, über die sie in Deutschland noch immer verfügten, wären für diesen sicher von größtem Nutzen. Darum hätten sie sich im Umkreis der schweizerischen KP nach alten Kameraden umgesehen. Ob es Rado nicht möglich sei, das «Zentrum» wissen zu lassen, daß sie wieder verfügbar seien?

Von da an wendet Rado die größte Vorsicht an, damit den beiden sein Wohnsitz nicht bekannt wer-

de. Für teures Geld mietet er sogar eine zweite Wohnung in Bern und bringt in dieser seine Gattin Helena und seine beiden Söhne unter. Niemand weiß etwas von dieser zweiten Wohnung. Roessler ist die größere Betriebsamkeit der deutschen Spionage in der Schweiz, und besonders jene in Genf nicht entgangen. Das Auftauchen dieser beiden Wilmer zeigt ihm an, wie weit sie sich vorgetastet hat.

Um die beiden loszuwerden, schleust Rado sie auf Alexander Foote ein, auf den er neuerdings eifersüchtig ist. Denn er findet, das «Zentrum» gewähre diesem Briten zu große Freiheiten. Ursprünglich sollte er als untergeordneter Agent nur den Geheimsender bedienen, aber mit der Zeit fiel der Glanz der «Lucy»-Informationen, die er als einziger nach Moskau funken darf, auf ihn zurück, und das verleiht ihm eine gewisse Bedeutung. Rado hat den unangenehmen Eindruck, das «Zentrum» betrachte Foote nahezu als einen zweiten Residenten, am Ende gar als einen wichtigeren, als er selber ist. Also stellt er ihm diese Wilmer zu. Läßt er sich fangen, hat er eben versagt.

Als die Wilmer das nächste Mal in seinem Büro erscheinen, rät er ihnen an, sich nach Lausanne zu begeben, wo sie eine weit wichtigere Persönlichkeit treffen werden, einen in kurzer Zeit sehr hoch gestiegenen Genossen, der in regelmäßiger Verbindung mit dem «Zentrum» stehe und der sie gewiß besser verwenden könne als er.

In Lausanne richten sich die Wilmer in einer

luxuriösen Villa im besten Viertel ein. Sie geben Schellenbergs Geld mit vollen Händen aus, und das trägt ihnen die allgemeine Achtung der Umgebung ein. Unauffälliger sind ihre Kontakte mit dem Sicherheitsdienst. Die Zeit ihrer Bewährung ist gekommen, aber in dieser Hinsicht sind sie unbesorgt. Der große Fisch zappelt schon im Netz, nächstens wird er aufgespießt, davon sind sie überzeugt.

Der SS-Brigadeführer beglückwünscht sich zur Wahl dieser Helfer. Sie scheinen dem von den Russen auf Schweizer Boden unterhaltenen Geheimsender wirklich auf der Spur zu sein. Damit der große Fisch, wie sie ihn nennen, von niemandem verscheucht werde, gesteht er ihnen erneut die größte Unabhängigkeit zu und sieht nun endlich mit Zuversicht dem Abschluß dieser scheußlichen Affäre entgegen. Haben die Wilmer ihren Fisch in Lausanne gefunden und die anderen Agenten in Genf den ihrigen, dann überfällt er den ganzen Schwarm, entführt ihn und bringt ihn in Berlin zum Reden. Mittel dazu hat er genug. Diese Verbrecher werden ihm sagen, wo der Kopf dieses fressenden Bandwurms im OKW sich verbirgt; er wird ihn in die Zange nehmen und ausreißen.

Von den Wilmers hat Foote den gleichen Eindruck wie Rado. Sie gefallen ihm nicht. Dieser deutsche Georg ist ihm zu geschwätzig und auch zu selbstgefällig. Während er mit seinen Erinnerungen an Japan und mit seiner Gewiegtheit als alter Routinier der Spionage aufschneidet, betrachtet er sich im Spiegel und rückt seine Krawatte zurecht. Es gefällt Foote auch nicht, daß Frau Johanna dem Geplauder ihres Gatten mit einem Schweigen zuhört, das bedrückt erscheint. Sie hat einen ausweichenden Blick, der von schlechtem Gewissen zeugt. Auch daß sie so prächtig wohnen ist dem Briten verdächtig. Woher nehmen sie das Geld für ihre kostspielige Lebenshaltung? Es ist Foote auch aufgefallen, daß dieser «Lorenz» unerschöpflich im Erzählen von Vorkriegserlebnissen ist, sich hingegen über seine Tätigkeit seit 1939 merkwürdig ausschweigt.

Von Foote kennen die Wilmers nur den Decknamen, und sie verkehren mit ihm über eine Zwischenperson. So will es die Spionagetaktik. Aber da er ihnen von Rado als wichtiger Mann geschildert wurde, haben sie ihm die größte Gastlichkeit erwiesen. Prächtige Tafel, herrliche Weine, prima Zigarren. Die schweigende Johanna hat sich fleißig um diesen Engländer bemüht; vor allem war sie darauf bedacht, ihm immer wieder das Glas zu füllen. Beim schwarzen Kaffee hält sich Wilmer besonders lange bei den Informationsquellen auf, über die er verfü-

gen will. Diese befinden sich in Frankreich, wo er gute Freunde unter den Widerstandskämpfern hat, und in Deutschland, wo er viele verkappte Antinazis kennt. Es wäre doch schade, das alles unbenützt zu lassen.

Auf dieses dringende Angebot einer Mitarbeit folgen Fragen. Was treibt Foote eigentlich in Lausanne, so weit von Deutschland entfernt? Er hat natürlich Funkverbindung mit Moskau, aber auf welchen Längenwellen wohl, und wie oft wechselt er den Kode? Alles im treuherzigen Ton eines Kumpans. Mit stiller Zähigkeit holt er den Engländer aus. Aber Foote bleibt auf seiner Hut, antwortet ausweichend, und wenn er nachher nach Hause geht, schlägt er lange und wohlüberlegte Umwege ein. Dann teilt er Rado telephonisch seinen Eindruck von den beiden mit, und dieser beruhigt ihn keineswegs und rät ihm schließlich an, das «Zentrum» von seinen Zweifeln in Kenntnis zu setzen.

Aber da erlebt Foote eine unangenehme Ueberraschung. Das «Zentrum» weigert sich, seinen Verdacht zu teilen. Die Wilmers sind ihm gut bekannt, haben eine lange Erfahrung, sind der Sache der Arbeiter seit Jahren treu geblieben. Ihre prächtige Lebenshaltung? Taktik! Um sich in den höheren Sphären des Kapitalismus freier zu bewegen. Das ist an den beiden bekannt. Er soll nur ruhig mit ihnen zusammenarbeiten.

Aber die folgenden Besuche bei Wilmers vergrößern nur sein Unbehagen. Als er sie eines Abends

verläßt, bemerkt er, daß sein Regenmantel durchsucht worden ist. Er hat die schlechte Gewohnheit, in seinen Taschen allerhand Papierschnitzel mit sich herumzutragen, unverdächtige natürlich. Diesmal sind sie verschwunden. Wahrscheinlich untersuchen die Wilmers sie gerade.

Das nächstemal ersucht ihn Wilmer, doch ungeniert bei diesem warmen Wetter die Jacke auszuziehen. Johanna hängt sie im Vorzimmer auf. Aber Foote hat seine Brieftasche in die Hosen geschoben, und daß seine Jacke durchsucht wurde, dafür hat er nachher den Beweis. Er hatte die Wände seiner Taschen mit einem dünnen Faden verbunden; diesen findet er an allen Taschen zerrissen.

Er hat auch vergebens den Wilmers die strengen Vorschriften in Erinnerung gebracht, die jeden Agenten verpflichten, in die Geheimnisse des andern nicht einzudringen. Deswegen hörten sie nicht auf, ihn auch diesmal mit Fragen über seine Arbeit zu bestürmen. Wieder schlägt der Engländer auf dem Nachhauseweg die längsten Seitenwege ein.

Schließlich gewinnt Alexander Foote die Gewißheit, daß die beiden zum Feind übergegangen sind. An einem der ersten Sonntage des Herbstes 1943 führt ihn Wilmer nach dem Mittagessen und dem schwarzen Kaffee in den Garten. Sie betrachten die Landschaft und kehren der Villa den Rücken. Da legt Wilmer den Arm freundschaftlich auf die Schulter des Engländers, erzählt ihm eine Schnurre und dreht ihn plötzlich dem Haus zu. Foote hebt den

Blick und bemerkt in einem Fenster des ersten Stokkes die Linse eines auf ihn gerichteten Photoapparates. Er läßt sich nichts anmerken und schützt nur kurz darauf eine Abmachung vor, die er vergessen habe. Johanna Wilmer scheint beim Abschied verlegen, war sie es doch, die den Apparat auf ihn gerichtet hatte. Georg Wilmer hingegen wirft ihm einen kalten Blick zu, als überlege er sich, ob er ihm jetzt klaren Wein einschenken soll. Foote läßt ihm jedoch dazu keine Zeit, empfiehlt sich und eilt davon.

Am gleichen Abend läßt er das «Zentrum» wissen, daß er die Wilmers nicht wieder besuchen werde, denn er sei fest überzeugt, daß sie für das Reich arbeiten. Die knappe Antwort des «Zentrums» erreicht ihn am folgenden Abend:

«Falls Verdachtsgründe dringend, Verbindung aufgeben, Wohnung wechseln.»

Als ob ein Ausländer in der Schweiz die Wohnung wechseln könnte wie das Hemd! Foote bleibt in seiner Wohnung, sperrt sich aber darin ein wie in einer Festung, verläßt sie nicht mehr und ersucht seine Haushälterin, für ihn die Einkäufe zu besorgen. Er weiß mit Bestimmtheit, daß die Wilmer Himmel und Hölle in Bewegung setzen werden, um seine Adresse ausfindig zu machen. Er wird allerdings nicht mehr lange in seiner Festung bleiben, denn von da an überstürzen sich die Ereignisse.

Aus mancherlei Anzeichen entnimmt der schweizerische Nachrichtendienst, daß Schellenbergs Agen-

ten in dem unterirdischen Krieg, den sie gegen die Reichsfeinde führen, bedeutende Fortschritte gemacht haben. Da das Schicksal der Schweiz nicht länger aufs Spiel gesetzt werden darf, greift er ein. Sollten die Nazis, wie ziemlich sicher in Aussicht steht, nächstens ihr Ziel erreichen, dann hätten sie den Beweis in Händen, daß die Russen in der Schweiz Informatoren unterhalten, die ungestört für sie arbeiten. Die Folgen für die Schweiz wären unabsehbar.

Am 14. Oktober 1943 gingen der Inspektor der Bundespolizei Knecht und der Dechiffrage-Spezialist Marc Payot zur Tat über. Seit etwa einem Monat hatten sie die drei in der Westschweiz agierenden Geheimsender überwacht und später ihren genauen Standort eruiert. Daß das Ehepaar Hamel von einer freistehenden Villa aus ins Ausland gefunkt hatte, erleichterte der «Groupe du lac», die unter der Führung von Leutnant Treyer den Aether überwachen mußte, die Arbeit ganz gewaltig. Durch einfache Goniometrie konnte Hamels Villa an der Route de Florissant 192 festgestellt werden. Nachdem die Bundespolizei auch einen erstklassigen Schlosser auf Pikett gestellt hatte, mußte man nur den geeigneten Zeitpunkt abwarten.

Der BUPO lag viel daran, die Hamels in flagranti ertappen zu können, mußte sie doch davon ausgehen, daß in der Villa selbst die Installation zu gut getarnt war, um im ersten Anhieb entdeckt zu werden. Am 14. Oktober war es dann soweit. Der

schweizerische Radiospezialist vernimmt im Kopfhörer das regelmäßige Ticken auf der Wellenlänge Hamels. Hamel funkt nach Moskau, und die Bundespolizei ist überzeugt, einem kommunistischen Informationsnetz auf der Spur zu sein. Sie denkt nicht daran, daß dies mehr als ein simpler Parteiapparat sein könnte, und deshalb wird denn auch nicht die der Armee unterstellte Spionageabwehr eingeschaltet. Allerdings besteht eine gewisse personelle Verbindung zwischen der Armee und Knecht, da Knecht Oberstbrigadier Masson zugeteilt und durch diesen zur BUPO abkommandiert wurde. So ganz lassen sich diese beiden Dinge also nicht trennen, auch wenn in dieser Oktobernacht keiner der Beteiligten sich über die komplizierte Verantwortlichkeit Gedanken macht. Es gilt, den ersten großen Schlag zu führen.

Mit einigen zivilen Autos begibt sich die Spezialtruppe der BUPO zum Tatort. Die Villa wird vollständig umstellt. Man ist auf alles vorbereitet, denn noch weiß man ja nicht, wie die Täter reagieren werden. Um Mitternacht — noch immer tickt es deutlich im Kopfhörer und zeigt an, daß die Hamels an der Arbeit sind — begibt sich der Schlosser, gedeckt von bewaffneten Polizisten, zum Hauptportal der Villa. Es ist für ihn eine Leichtigkeit, die Tür ohne Lärm zu öffnen. Das Ticken beweist, daß die Hamels nichts gemerkt haben und noch immer nach Osten funken. Die schon vorher eingeholten Informationen über die Villa helfen den Funktio-

nären. Sie begeben sich in den ersten Stock, reißen die Tür auf und stoßen auf eine völlig erstarrte Olga Hamel. Sie hat den Finger noch auf jener Taste, mit der sie die Morsezeichen durchgibt. Schon lange ahnte sie zwar, daß man hinter ihnen her sei, aber jetzt, da es soweit ist, ist sie doch überrascht. Widerstand ist natürlich unnütz. Sie versucht nur noch einen letzten Trick: sie gibt vor, sich nicht ganz wohl zu fühlen! So abwegig wäre dies schließlich nicht bei dieser Aufregung, und deshalb will der diensthabende BUPO-Polizist sich von der menschlichen Seite zeigen. Selbstverständlich darf sie für einen Augenblick auf die Toilette gehen, denn ein Entwischen ist ja unmöglich. Glücklicherweise ist Marc Payot aber mit Spionen besser vertraut. Im letzten Moment, kurz bevor die Toilettentür sich schließt, kann er intervenieren und fördert aus den bauschigen Blusenärmeln wertvolle Aktennotizen zutage.

Emond Hamel, der Mann von Olga, taucht plötzlich im Türrahmen auf. Er erinnert eher an ein Schloßgespenst als an einen geheimnisvollen Spionagefunker. Sein langes weißes Nachthemd reicht fast bis zum Boden, und der rotbestickte Kragen versetzt den Zuschauer in das Zeitalter des Jugendstils. Edmond Hamel ist noch mehr verwirrt als seine Frau. Offensichtlich hat man ihn aus tiefstem Schlaf geweckt. Handschellen legen sich nun rasch um die Handgelenke von Olga und Edmond Hamel. Sie werden unverzüglich ins Gefängnis Saint-An-

toine in Genf gebracht. Die BUPO-Beamten aber können sich jetzt in aller Ruhe in der Villa an der Route de Florissant umsehen.

Natürlich beschlagnahmen sie sofort den Geheimsender, der übrigens — so selbstsicher waren die Hamels schon geworden — ganz offen auf dem Tisch im ersten Stock steht. Olga Hamel hat ihn seit einiger Zeit jeden Abend dorthin getragen, da die Empfangs- und Sendeverhältnisse dort natürlich besser sind als im Erdgeschoß. Nur ist Olga Hamel dabei schon zu unvorsichtig geworden: das Versteck, in dem der Sender tagsüber hinter Getäfel verborgen ist, läßt sie jeweils achtlos offen. So fällt es der BUPO schon beim ersten oberflächlichen Rundgang auf, obwohl es so geschickt gewählt ist, daß man es wohl nur mit größten Schwierigkeiten hätte finden können. Es gibt nämlich an diesem Täfel-Brett keine sichtbare Schraube und schon gar kein Schloß. Durch einen elektrischen Kontakt vom ersten Stock aus kann dieses geheimnisvolle Versteck im Erdgeschoß geöffnet und geschlossen werden. Jetzt aber, da Olga Hamel an der Arbeit war, steht es sperrangelweit offen, und die BUPO findet darin winzigste Papierschnitzel, auf denen in mikroskopisch kleiner Schrift Notizen stehen. Wie sich später herausstellt, sind es «Akten» von Alexander Rado, der damit seinen einzigen großen Fehler begangen hat. Vermutlich sah er sich irgendwie eingekreist und wollte deshalb diese Dokumente in Sicherheit bringen. Daß er dazu ausgerechnet Hamels Villa aussuchte,

war ein Irrtum, der offenbar auch dem gewiegtesten Spion passieren kann.

Auf den Papierschnitzeln stehen nämlich nicht nur Zahlen, die so etwas wie eine geheimnisvolle Buchhaltung darstellen, sondern darauf sind auch zahlreiche bereits übermittelte und noch zu übermittelnde Funksprüche festgehalten. So stößt die BUPO auf die Schlüsselfigur, die sie bisher noch nicht kannte, auf Alexander Rado. Natürlich ist sein Name nicht schwarz auf weiß geschrieben, aber der Funkspruch beklagt sich über Maßnahmen der schweizerischen Fremdenpolizei, von denen aber «Dora», dessen Identität der BUPO noch unbekannt ist, ausgenommen sei, da eine bekannte Genfer Persönlichkeit für ihn bei der Bundesregierung interveniert habe. Die BUPO braucht nun nicht mehr Hellseher zu sein, um hinter «Dora» Alexander Rado zu eruieren. Sie hat ganz einfach in den Dossiers der in Genf, Lausanne oder Umgebung wohnhaften Ausländer zu blättern, um plötzlich auf jenen Namen zu stoßen, dessen Buchstaben übrigens mit «Dora» identisch sind.

Noch in der gleichen Nacht, in der die BUPO gegen die Hamels vorgeht, schlägt sie auch bei Margareta Bolli zu. Hier allerdings waren die Vorarbeiten etwas komplizierter, da Margareta Bolli nicht in einer feudalen Villa, sondern in einem großen Mietshaus wohnt. Die Peilung eruierte nur das Haus, nicht aber den exakten Standort des Senders. So stieg BUPO-Mann Knecht schon einige Tage vorher von Stock-

werk zu Stockwerk. Aufmerksam hörte der Funküberwacher im Kopfhörer. Knecht kletterte in jedem Stock auf einen mitgebrachten Schemel und schraubte für einen kleinen Augenblick die Sicherung aus. Zunächst ohne Erfolg, bis der Kontrolleur begeistert nickte, als das Manöver vor Bollis Wohnungstür ausgeführt wurde. So wußte also die BUPO, daß in Margareta Bollis Wohnung der Sender stehen mußte, und so kann sie jetzt nach der Verhaftung des Ehepaars Hamel ohne Zögern zum Schlag gegen Bolli ausholen. Allerdings ist die Hauptperson in dieser Nacht nicht zu Hause. Man dringt aber trotzdem — wozu hat man sonst einen Schlosser bei der Hand? — in Bollis Wohnung ein und kann sie selbst wenig später bei Hans Peters, einem deutschen Coiffeur, festnehmen. Peters selbst kommt auch kurze Zeit hinter Schloß und Riegel, da die Schweizer in ihm einen deutschen Spion wittern. Es ist typisch: zunächst glaubte die BUPO an ein parteiinternes Funkmanöver zwischen der Westschweiz und Moskau, dann entdeckt sie den weltpolitischen Hintergrund, worauf sie in jedem, der ihr in diesem Zusammenhang über den Weg kommt, einen Agenten, Spitzel oder gar Spion erblickt. In Peters hat sie sich offensichtlich getäuscht. Auf jeden Fall konnte sie ihm nie konkret etwas nachweisen.

Noch müssen die schweizerischen «Aether-Ueberwacher» aber dem anderen, dem dritten Sender, auf die Spur kommen. Es gelingt ihnen, nachdem sie

dessen Funksprüche nun entziffert haben, weil ihnen durch Radós Unvorsichtigkeit der Schlüssel in die Hand kam. Am 20. November 1943, also einen Monat nach der Verhaftung von Olga und Edmond Hamel und Margareta Bolli, wird Alexander Footes Sender ausgehoben. Foote wird ebenfalls verhaftet, und der Dechiffrage-Spezialist Marc Payot nimmt sich seiner energisch an. Er spürt deutlich, daß Foote ihm Informationen liefern kann, die von größter Bedeutung sind. Und im Laufe eines der zahlreichen Verhöre passiert dann etwas Unglaubliches: nachdem Foote dauernd geleugnet hat, gesteht er plötzlich. Marc Payot versteht im Augenblick den Gesinnungswandel noch nicht, es fällt ihm nur auf, daß er nach einer ausgesprochen zufälligen Handbewegung Payots eintrat. Foote hatte mit heftig erregter Stimme gefragt, woher Payot all die Dinge, die er ihm vorhalte, denn eigentlich wisse. Payot will die Wahrheit natürlich nicht sagen und antwortet mit einer typisch westschweizerischen Geste: «Das hat mir mein kleiner Finger gesagt!» antwortet er und fährt mit der Hand an sein Ohr. Foote wird bleich und ist nicht wiederzuerkennen. Erst viel später, als Payot all die beschlagnahmten Meldungen und Zettelchen dechiffriert hat, wird ihm klar, weshalb Foote so sehr zusammenzuckte. «Finger» war nämlich sein Kode. Er mußte also annehmen, die schweizerische Bundespolizei kenne auch dieses Geheimnis schon. Darin hat er sich allerdings getäuscht.

Sosehr für die schweizerische Bundespolizei bisher alles am Schnürchen ging, sosehr mißlang ihr der letzte, ja der entscheidende Schachzug. Beschlagnahmtes Material, noch mehr aber die Verhöre der verschiedenen Verhafteten hatten ihr gesagt, daß Alexander Rado die Schlüsselfigur dieses gefährlichen Spiels sein mußte. Rado war 1936 von Paris aus in die Schweiz eingereist. In der dortigen schweizerischen Gesandtschaft hatte er für sich, seine Frau und deren Mutter das Einreisegesuch eingereicht. Sein ungarischer Paß war damals noch bis zum 21. November 1937 gültig, und er hatte sich als Privatgelehrter in der Schweiz niederlassen wollen. Aus ihm ist dann, dessen waren sich die Funktionäre der BUPO nun klar, ein Spion geworden, der alles daran setzte, das nationalsozialistische Regime in Deutschland zu Fall zu bringen.

Die Bundespolizei läßt in diesem Herbst 1943, sofort nachdem sie auf die Person Rados gestoßen ist, diesen Agenten überwachen. Sie will es ganz besonders geschickt machen, um nicht nur Rados habhaft zu werden, sondern auch jener, die eventuell noch unerkannt mit ihm in Kontakt stehen. Plötzlich aber ist Rado durch die Maschen gegangen. Die BUPO schlägt intern Großalarm. Mit Erfolg, denn Rado wird sehr bald als Patient in einer Klinik entdeckt. Nun will die BUPO alles daran setzen, um nicht nochmals durch die Finger sehen zu müssen. Ihre Funktionäre nehmen so diskret, wie eine Geheimpolizei dies nur kann, um die Klinik herum Auf-

stellung. Sie wiegen sich in Sicherheit. Zu Unrecht, denn zu ihrem nicht geringen Schrecken müssen sie kurze Zeit später ihren Vorgesetzten den Mißerfolg ihrer Aktion melden. Rado ist nicht mehr in der Klinik. Irgendwie ist ihm die Flucht an all den postierten Wachen vorbei gelungen. Später erfahren die schweizerischen Amtsstellen, daß der Sohn des schweizerischen Kommunistenführers Léon Nicole Rado das Entweichen ermöglicht hatte.

Der SS-Brigadeführer Schellenberg hat seine Jagd nicht aufgegeben. Zwar ließ ihn die Dresdner Abhorchstelle wissen, die von ihr überwachten und noch bis im November so mitteilsamen Schwarzsender schwiegen in letzter Zeit beharrlich. Aber Schellenberg verfolgt zwei weitere Spuren. Seine Agenten in der Schweiz überwachen zwei Personen, die sich regelmäßig bei Foote einzufinden pflegten und ihm offenbar die «Lucy»-Informationen überbrachten: Christian Schneider und Rachel Dübendorfer. Sie können bald berichten, daß sich die beiden, jeder für sich, öfters nach Luzern begeben und hier einen kleinen Verleger treffen, der ein deutscher Emigrant ist und anscheinend auch ein Feind des Dritten Reiches, denn er hat sich bei den in der Schweiz niedergelassenen nationalsozialistischen Organisationen nie gemeldet. «Könnte er vielleicht dem Klüngel angehören, der noch bis vor kurzem die Russen informierte?» fragt sich Schellenberg. Gleich zieht sich der Kreis der Fahndungen enger um diesen verdächtigen Landsmann.

Aber da ist er eines Tages verschwunden. Am 9. Mai 1944 werden Christian Schneider, Rachel Dübendorfer, deren Tochter Tamara und deren Begleiter Paul Boetcher unter guter Bewachung nach Genf übergeführt und im Gefängnis Saint-Antoine inhaftiert.

Die lange Jagd in der Schweiz hat nur dazu geführt, daß drei Geheimsender endlich schwiegen; aber zur Ermittlung der Verräter in Berlin hat sie nicht gedient. Schellenberg erstickt seinen Aerger und wendet seine Aufmerksamkeit einem anderen bedeutsamen Ereignis zu, das sich insgeheim in Berlin vorbereitet. Die ewigen «Verschwörer» scheinen entschlossen zu sein, den Führer zu ermorden. Noch im Verlauf des Sommers, wahrscheinlich bereits Mitte Juli.

Am 6. Juni 1944 landen die Alliierten in der Normandie. Das erfahren auch die Gefangenen in Bois-Mermet, deren Leben so friedlich verläuft wie in einer Klause: Schneider, Dübendorfer, Foote, Hamel, Bolli. Sie bewohnen separate Zellen, die sehr behaglich eingerichtet sind, und können alle Zeitungen lesen. Bald werden sie für die Schweiz keine Gefahr mehr darstellen. Am 8. September 1944 werden sie aus der Haft entlassen.

Am 15. September trifft für Roessler aus Deutschland eine Antwort ein. Seine Freunde freuen sich, daß sie in Freiheit sind. Im Orkan vom vergangenen Juli haben sie nicht eine einzige Feder gelassen. Unbehelligt schlüpften alle durch die immer engmaschi-

ger geknüpften Netze. Sie waren über jeden Verdacht erhaben, weil sie einer Verbindung mit den Verschworenen nie verdächtigt werden konnten. Weit besser! Als am Tag nach dem Attentat Heinz Guderian zum Chef des Generalstabes im Oberkommando des Heeres ernannt wurde, entfernte er aus diesem alle Offiziere, die bisher hier gearbeitet hatten, mit Ausnahme eines einzigen, des tüchtigsten...! «Werther» kann seine Arbeit wieder aufnehmen.

Leider bleiben aber seine wertvollen Depeschen alle in einem Schrank liegen, bleiben ungenützt auf den Abschriften jener vielen anderen liegen, die zum Untergang des Dritten Reiches so entscheidend beigetragen haben. Das Schicksal des Dritten Reiches ist besiegelt, seine Tage sind gezählt.

Für die Schweiz geht der Krieg bereits dem Ende entgegen. Die alliierten Truppen haben ihre Westgrenze erreicht.

«Lassen Sie Ihre Soldaten Ihrer Grenze entlang das weiße Kreuz im roten Feld überall deutlich sichtbar aufpflanzen», ließ der französische General de Lattre de Tassigny seinen Kollegen Guisan wissen; «so werden meine Marokkaner den Schweizer Boden respektieren.»

Nach der Entlassung aus der behaglichen Gefangenschaft ruhte sich Alexander Foote mehrere Wochen in einem Lausanner Hotel aus. Dann sah er sich vorsichtig nach seinen alten Kampfgefährten um, und Ende November gelang es ihm dank Pierre

Nicole, dem Sohn des Leiters der schweizerischen KP, Rachel Dübendorfer wieder aufzuspüren. Von ihr erfährt er, daß Alexander Rado, der sich in Bern verborgen hielt, kürzlich nach Paris verreiste, um sich bei der neu errichteten Sowjetbotschaft zu melden.

«Und was wirst du tun?» fragte sie ihn.

«Am besten fahre ich nach Paris, zu Rado.»

«In diesem Fall solltest du ‚Lucy' vorher sehen; er kann dir gewiß Informationen für die Russen geben.»

Foote und Roessler treffen sich am 15. Dezember 1944 in Zürich im Ristorante Bolognese an der Kasernenstraße. Von «Sissi» begleitet, ist Foote als erster da. Punkt zwölf Uhr betritt ein kleiner Mann das Lokal und sieht sich nach ihnen um. Ein unscheinbarer, schmächtiger Fünfziger, dessen fiebriger Blick hinter dicken Augengläsern flackert. Foote betrachtet ihn lange und wundert sich, daß der Schein so trügen kann. Den Eindruck der Farblosigkeit macht er nur auf den ersten Blick. Alles an diesem «Lucy» atmet Zielstrebigkeit; alles imponiert dem Engländer und schüchtert ihn ein. Ohne Appetit in den Speisen stochernd, hastig, wie gehetzt: vom Krieg, von der Notwendigkeit, das Nazitum in ganz Deutschland zu vernichten. Er hebt eine dicke Ledermappe vom Stuhl:

«‚Sissi' sagte mir, Sie reisten nach Paris. Ich beauftrage Sie mit einer Mission. Hier sind Depeschen. Die letzten Pläne des OKW. Bringen Sie sie den

Sowjets. Sagen Sie ihnen, sie sollen Mittel und Wege finden, wie ich ihnen meine Informationen aus dem Reich zukommen lassen kann. Mein Netz wurde von den Säuberungen nach dem 20. Juli nicht berührt — alles ist noch vollständig da. Alles, was nötig ist, um dieses Nazi-Deutschland für immer zu erledigen.»

Noch beim Verlassen der Gaststätte wiederholt «Lucy» seinen dringenden Wunsch, mit Moskau in Verbindung gesetzt zu werden.

«Aber glauben Sie nicht, daß das heute nicht mehr nötig ist?» fragt Foote, indem er von «Lucy» die Ledermappe zögernd übernimmt.

Roessler bäumt sich auf.

«Ich verstehe Sie nicht ...» sagt er.

«Nun ja, so wie die Dinge heute stehen», erklärt der Brite, «kann es bis zum Ende nicht mehr lange dauern. Mein Gefühl ist, das ‚Zentrum' habe uns nicht mehr nötig, weil die Rote Armee das ‚Zentrum' nicht mehr braucht. Unsere Aufgabe ist zu Ende. ‚Lucy', das müssen wir einsehen. Ich nehme die Papiere mit, aber ich bin sicher, daß man mir in Paris sagen wird: Fertig! Aus!»

Eine schreckliche Veränderung geht mit Rudolf Roessler vor sich. Er knickt in sich zusammen, sein Rücken erhöht sich, seine Lippen werden dünner, die Nase schmäler, der Blick trübt sich, die Augen treten erloschen in die Höhlen zurück. Er ist mit einem Schlag gealtert. Fröstelnd knöpft er seinen langen schwarzen Mantel zu, wendet sich von «Sis-

si» und Alexander Foote wortlos ab und entfernt sich, den zerbeulten Hut tief in die Stirn gedrückt. Ungläubig murmelt er:

«Fertig? Aus?»

Was aus ihnen wurde

Fast immer verschwinden die Mitwirkenden eines großen Dramas oder ungewöhnlicher Ereignisse von der Tragweite dieses Zweiten Weltkrieges nach deren Abschluß für das Publikum spurlos vom Schauplatz, als ob ihr Leben damit zu Ende wäre. Aber sie leben weiter im Schatten, geprägt von der Erinnerung an die erschütternden, begeisternden oder erschreckenden Stunden, die sie durchlebten.

Rudolf Roessler ist in der Schweiz geblieben und führt nach wie vor seinen Luzerner Vita-Nova-Verlag. Noch immer bewohnt er seine schlichte Behausung. Er beobachtet die Entwicklung in dem neuen Nachkriegsdeutschland und wird bald gewahr, daß Hitlers Ende und der Zusammenbruch der braunen Religion noch lange nicht bedeuten, daß alle Nazis vom Erdboden verschwunden seien. Viele halten sich verborgen, in der Hoffnung, morgen wieder aufzustehen. Einige konnten fliehen, wieder andere haben scheinbar «umgelernt», wie der geheimnisvolle Gehlen, der nunmehr für die westlichen Alliierten ar-

beitet, in Erwartung des Tages, wo er wieder unter dem eigenen Banner stehen wird.

Im Januar 1953 begibt sich Roessler nach Westdeutschland. In Düsseldorf schreibt er einen dreizehnseitigen Bericht über die militärischen Kräfte in Westeuropa. Diese Bilanz ist für die Tschechoslowakei bestimmt. Er schickt sie nach Zürich an eine Deckadresse, hinter der ein Agent steht, der keine andere Aufgabe hat, als Briefe entgegenzunehmen und sie dann an den richtigen Empfänger weiterzuleiten.

Der Bericht enthält keine Staatsgeheimnisse, denn er wurde nach amtlichen, jedem Interessierten zugänglichen Veröffentlichungen der NATO-Organe aufgestellt. Aber Roessler findet es doch angezeigt, ihn nicht direkt nach Paris zu schicken. Ein in der Bundesrepublik hochgestellter «Anonymus», der es schon lange auf Roessler abgesehen hat, verständigt die schweizerische Polizei; diese bemächtigt sich der Sendung. Am 13. März 1953 verhaften die BUPO-Inspektoren Maurer und Ulrich Rudolf Roessler und Xaver Schnieper.

Nach 242 Tagen Untersuchungshaft — so lange braucht die schweizerische Polizei, bis sie ihre Akten gesammelt hat — erscheinen die Angeschuldigten Montag, den 2. November 1953, vor Gericht. Der Prozeß dauert drei Tage. Bundesrichter Corrodi ist Vorsitzender des Bundesstrafgerichts, das sich noch aus den Richtern Pometta, Rais, Albrecht und Schwarz zusammensetzt. Rechtsanwalt Haenni von

der Bundesanwaltschaft führt die Anklage. Roessler wird vom Berner Rechtsanwalt Schürch verteidigt, Schnieper vom Basler Rechtsanwalt Eckert. Was hat die Schweiz den beiden Männern vorzuwerfen? Daß sie in der Schweiz gegen fremde Staaten zugunsten der Tschechoslowakei militärischen Nachrichtendienst betrieben haben.

«160 Berichte, die gegen ein Entgelt von 33 000 Schweizer Franken über die Schweiz nach Prag geleitet wurden», stellt die Anklage fest.

«Keine Berichte, sondern vielmehr Studien, die nach jedermann zugänglichen Zeitungs- und Zeitschriften-Veröffentlichungen ausgearbeitet wurden», beweist die Verteidigung.

Das Urteil: ein Jahr Freiheitsentzug für Roessler und neun Monate für Schnieper, weil sie «Nachrichtendienst zugunsten eines auswärtigen Staates und zum Nachteil eines anderen auswärtigen Staates betrieben haben».

Rudolf Roessler ist von diesem Urteil tief erschüttert. Es ist nicht mehr die gleiche Schweiz, die sich ihm jahrelang so entgegenkommend zeigte. Er verließ 1955 Luzern und ließ sich in Kriens, fünf Kilometer südwestlich der Stadt nieder. Von da an bis zu seinem im Oktober 1958 erfolgten Tod umgibt ihn große Einsamkeit, gemildert einzig durch die Treue des altbewährten Luzerner Freundeskreises...

Nur wenige geben ihm das letzte Geleite zum Friedhof von Kriens: seine Mitarbeiter im Verlag und Xaver Schnieper und dessen Freunde. Von den

Zeugen einer großen Zeit, von seinen alten Kampfgenossen ist kein einziger erschienen. Wie alle Widerstandskämpfer, auch die größten, tritt er unauffällig ab. Und nun ruht er. Unter einer kleinen Grabplatte aus hellem Marmor, auf der in schwarzen Buchstaben zu lesen steht:
«Rudolf Roessler — 1897—1958.» ... Xaver Schnieper lebt noch heute in Luzern, wo er als zeitaufgeschlossener, dem Humanismus und Christentum verpflichteter Journalist und Schriftsteller wirkt.

In diesem gleichen Monat November 1953, der die Verurteilung Roesslers sah, finden wir am Ufer des Comersees, in Italien, aber nicht weit von der Schweizer Grenze, einen gebrochenen, sterbenskranken Mann. Auf seinem Gesicht liest man eine lange Leidensgeschichte. Seine Züge sind verwüstet, seine Mundwinkel tief nach unten gezogen. Die wulstige Unterlippe hängt schlaff, während die Oberlippe in den Mund gezogen ist. Die Nase sticht mächtig aus dem abgemagerten Gesicht hervor. Noch ist das Haar von brauner Farbe, aber an den Schläfen beginnt es leicht zu ergrauen. Der dünne Hals füllt den Kragen nicht mehr aus, und ebenso schwimmt der Körper in dem zu weiten Anzug. Auch der Glanz der Augen ist erloschen. Der einst so frische und elegante SS-Brigadeführer Walter Schellenberg verbringt hier die letzten Monate seines Lebens. Im folgenden Jahr, im Herbst 1954, wird auch er zur ewigen Ruhe eingehen.

Er bewohnt eine stattliche Villa. Seine Lebenshal-

tung ist kostspielig. Für ihn hat das keine Wichtigkeit. Die Engländer sind großzügig, wenn sie sich darauf verlegt haben. Sie kommen für alles auf. Es heißt sogar, das Geld stamme aus der schwarzen Schatulle des Premierministers, und es werde von der Downing Street 10 abgeholt und dann diskret zur Villa am Comersee gebracht von einer Dame, einer langjährigen Freundin des SS-Generals, einer weltbekannten Madame C. Aber vielleicht wundert man sich, daß die Briten einen SS aushalten? Nun, sie bezeigen ihm damit nur ihre Dankbarkeit. Denn Schellenberg hat ihnen große Dienste geleistet.

Im Jahre 1945, noch während des Zusammenbruchs des Dritten Reiches, klopft Walter Schellenberg an die Tore Schwedens. Er kommt nicht allein. Ihn begleiten eine stattliche Anzahl skandinavischer Internierter, die er mit Einwilligung seines geistigen Vaters Heinrich Himmler aus den Konzentrationslagern befreit hat. Der SS-Brigadeführer weiß, daß man nie mit leeren Händen auftreten soll, wenn man etwas erwartet. Was er ersehnt ist ein Asyl: Graf Bernadotte beherbergt ihn vorübergehend in Stockholm.

Der gleiche Bernadotte öffnet ihm kurz darauf die Tore des Vereinigten Königreichs. Am 16. Juni 1945 bringt ein Flugzeug den SS-Mann insgeheim nach London. Wird er in Gnaden aufgenommen, so will er gern alles erzählen, was die Krone interessieren kann. Die Engländer gehen auf diesen Vorschlag ein. Der Chef des Sicherheitsdienstes, der über die Er-

eignisse, die seit 1933 die Welt in Atem hielten, und über die Männer, die sie auslösten, wie selten einer unterrichtet ist, stellt einen gewissen Wert dar.

Und Schellenberg hält mit dem Auspacken seiner Geheimnisse auch nicht zurück. Drei Jahre lang befriedigt er die Neugier der Engländer. Er ist fast zu redselig, und die Sachverständigen des Intelligence Service müssen in diesem Wortschwall die Kleie vom Weizen sondern; denn er lügt, verzerrt die Wahrheit. Deswegen hört man ihm doch weiter zu. Denn dieser Nazi flunkert zwar beträchtlich, erzählt aber auch viel Wahres. Eine Menge!

Die Briten beuten diese Quelle reichlich aus. Am 4. Januar 1946 tritt Schellenberg auf dem Nürnberger Prozeß als Zeuge gegen die großen Bonzen des Nazitums auf, unter anderem gegen Kaltenbrunner. Er trägt wacker das Seine zu deren Verurteilung zum Schafott bei. Und niemand wundert sich, ihn nachher unbehelligt wieder nach London fliegen zu sehen. Zwei Krankenwärter begleiten ihn. Er leidet an Gallensteinen und bedarf der Einspritzung von ätherischen Oelen.

Im Jahr 1948 ist er für die Briten nur noch eine ausgepreßte Zitrone, und so stellen sie ihn der internationalen Justiz zur Verfügung. Diese tagt noch immer in Nürnberg. Die dankbaren Briten drängen jedoch nicht auf ein strenges Urteil. Zusammen mit einer letzten Gruppe von Kriegsverbrechern erscheint Schellenberg im Frühjahr 1949 vor den Schranken. Sein Verteidiger, Dr. Fritz Riedegger,

hätte wohl einen Freispruch leicht erlangt, da England und Amerika damit einverstanden waren, aber die sowjetische Delegierte legt dagegen ihr Veto ein. Freispruch für den Chef des Sicherheitsdienstes? Diesem Einspruch verdankt es Schellenberg, daß er vier Jahre sitzen muß.

Aber schon nach drei Jahren setzen ihn die Briten, weil seine Krankheit sich verschlimmert hat, 1952 in Freiheit. Nun weiß er aber nicht, wohin sich wenden.

Ein nunmehr Sterbender erreicht die Ufer des Comersees. Er beginnt mit der Niederschrift seiner Memoiren, doch ermattet seine Hand auf dem Papier; sie erscheinen später, von einem deutschen Journalisten leichtfertig zusammengestoppelt und ohne das Wesentliche zu enthalten, das der SS-Brigadeführer immerhin hätte enthüllen können. Viele Persönlichkeiten, die ihre Kompromittierung befürchteten, atmen erleichtert auf.

Walter Schellenbergs Gattin Irene lebt heute zurückgezogen in Iburg, einem kleinen Kurort im bekannten Teutoburger Wald, nicht weit von Osnabrück.

Einer der noch heute Lebenden, an dieser Aktion des Widerstands maßgebend Beteiligten, Alexander Foote, hat ebenfalls ein Buch geschrieben. Kein sehr großes. Und ebenfalls bewußt mit vielen Auslassungen, dies vermutlich auf Anraten des britischen Intelligence Service. Denn dieser Brite hat nach einer langen Odyssee heimgefunden. Er verließ die Kommuni-

stische Partei und ist heute wieder ein Mitglied jener bürgerlichen Gesellschaft, der er entstammt und die er so lange bekämpfte.

Nach seinem ersten und letzten Zusammentreffen mit Rudolf Roessler, alias «Lucy», im Ristorante Bolognese, verreist Foote im Dezember 1944 nach dem befreiten Paris. In seinem Gepäck liegt das von «Lucy» ihm anvertraute Nachrichtenbündel. Dieses verschafft ihm den Zugang zur sowjetischen Botschaft in Frankreich, allerdings nach einer Wartefrist, denn zunächst wird er für einen Agent provocateur gehalten. Dann werden aber die abgelieferten Papiere genauer untersucht und sogleich dem «Zentrum» zugestellt, das bald darauf die Weisung erteilt, Foote wie einen alten Freund zu empfangen und ihm zu versichern, daß man ihn in Moskau mit Freuden erwarten würde. Alexander Rado, der sich seit einigen Wochen in der französischen Hauptstadt aufhält, wird ihn begleiten. Rado und Foote feiern ihr Wiedersehen bei Wodka und Kaviar.

Am 6. Januar 1945, um 9 Uhr morgens, erhebt sich in Le Bourget das erste seit 1939 von Paris nach Moskau wieder abgehende Flugzeug in die Lüfte. Der Pilot überfliegt jedoch nicht das schwer verwundete, aber immer noch kämpfende Dritte Reich. Er weicht nach Süden aus. Er geht auch Italien aus dem Weg, wo noch immer geschossen wird. Er fliegt rund um Europa und erreicht Rußland über Aegypten und die Türkei. Am 11. Januar betritt Foote russischen Boden. Er wird mit großer Herzlichkeit empfangen

und lange nach dem geheimnisvollen «Lucy» ausgefragt und nach den rätselhaften Hintermännern seines erstaunlichen Nachrichtennetzes. Dann wird er in Sekhjodnya untergebracht, wo er die letzten Künste der Spionage erlernen soll. Denn man will ihn bald wieder verwenden.

Und hier vertiefen sich allerdings Footes Kenntnisse des Spionagewesens, gleichzeitig erkaltet aber sein Glaube. Anfang März 1947 wird er nach Ostberlin geflogen, von wo aus er in der kapitalistischen Welt erneut zum Einsatz kommen soll. Er hat eine neue Identität. Er ist ein Deutscher namens Albert Müller. Ende Juli soll er sich bereit machen, nach Lateinamerika zu fliegen, um eine in Mexiko-City gelegene und gegen die Vereinigten Staaten gerichtete Spionagezentrale zu leiten.

Aber Foote findet, es sei nun Zeit für ihn, das Lager zu wechseln. Am 2. August 1947 begibt er sich nach Westberlin und stellt sich den Militärbehörden des britischen Sektors.

Heute ist Alexander Foote ein stiller Beamter der Britischen Krone. Das Amt findet man nirgends angeführt, und auf der Fassade des Gebäudes kündet keine Tafel sein Vorhandensein ... Aber vielleicht hätte Foote sich nicht nach England begeben, wenn er gewußt hätte, daß sein alter Freund Rado keineswegs erschossen wurde, wie man ihm in Moskau erzählt hatte, vielleicht um ihn zu warnen. Rado ist heute ein schlichter Geographieprofessor an der Universität von Budapest. Auch er ist alt geworden.

Aber er ist noch immer fleißig auf dem Posten, trotz der zwölf Jahre sibirischer Zwangsarbeit.

Die anderen Figuren dieses Dramas? So viele sind inzwischen gestorben! Henri Guisan am 12. April 1960 . . .

Auch die schweizerischen Landesverräter sind gestorben. Unter ihnen Ernst Leonhardt, der im März 1945 in Deutschland bei einem Luftangriff ums Lebene kam. Andere wurden verhaftet, Othmar Maag und Franz Burri, die die helvetische Fünfte Kolonne gegründet hatten und im Dezember 1945 in Gewahrsam genommen wurden. Franz Burri lebt heute — noch immer nicht bekehrt — in Lindau am deutschen Ufer des Bodensees.

Einer der Meistgeprüften in dieser Tragödie, der gleich Rudolf Roessler und Walter Schellenberg am schwersten daran zu tragen hatte, ist aber zweifellos Oberstbrigadier Roger Masson.

Frankreich hätte ihm längst die Ehrenlegion verleihen können, Großbritannien den Distinguished Service Order, die Vereinigten Staaten ihr Distinguished Service Cross und die Sowjetunion den Roten Stern. Es gab eine Zeit in der Schweiz, wo man es dem Oberstbrigadier schwer nachtrug, daß er sich mit Schellenberg eingelassen hatte. Wie dieser es vorausgesehen, als er im September 1942 Masson zum Besuch in Waldshut nötigte, oder eigentlich erpreßte, war der Oberstbrigadier, sobald die Sache nach dem Krieg bekannt wurde, das schwarze Schaf im Land, der Sündenbock für vieles. Man verfuhr

mit ihm unbarmherzig, ja grausam. Die «Affäre Masson» reicht bis zum 28. September 1945 zurück.

An diesem Tag berichtete die Schweizer Presse, daß am 21. des gleichen Monats der Oberstbrigadier in einem dem Korrespondenten der «Chicago Daily News», F. Gahli, gewährten Interview bekanntgab, während des Krieges zu wiederholten Malen den Chef des Sicherheitsdienstes, Walter Schellenberg, getroffen zu haben. Das erstemal in Deutschland, nachher in der Schweiz.

Die Nationalräte Eugen Dietschi von Basel und Walther Bringolf von Schaffhausen gehen sogleich zum Angriff vor, sprechen ihr Erstaunen über diese Kontakte aus, äußern den Verdacht, der Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes habe sich von diesem Nazi düpieren lassen, und beteuern, daß er auf jeden Fall die ihm übertragenen Kompetenzen bei weitem überschritten habe. Sie verlangen eine Untersuchung.

Sie wird ihnen gewährt. Der Bundesrichter Couchepin eröffnet am 23. Oktober 1945 ein administratives Verfahren gegen Masson und verkündet am 28. Januar 1946 das Ergebnis, durch welches der Oberstbrigadier von jedem Verdacht vollkommen reingewaschen ist.

Vollkommen? Solche Angriffe hinterlassen immer ihre Narben. Noch heute findet man in der Schweiz jene, die pro Masson, und jene, die anti Masson sind; jene, die dem Richter Couchepin glauben, und jene, die ihm nicht glauben. Roger Masson hat die

gegen ihn gerichteten Anschuldigungen nie ganz abschütteln können, weil er nie die ganze Wahrheit sagen konnte. Er konnte sich nie im hellen Licht des Tages verteidigen. Ihn bindet noch heute die Schweigepflicht hinsichtlich allem, was in jener bangen Zeit vor sich gegangen ist. Seine militärische Laufbahn wurde an jenem 28. September 1945 unterbrochen. Auch davon hat er sich noch nicht erholt.

Wir sind ihm wiederholt im Hôtel de Lausanne begegnet. In den Tiefen eines dunklen Speisesaales, dessen kleine Tische mit Plastiktuch bespannt sind und die in einer Reihe stehen wie die eines Refektoriums. In einer Ecke, in der Nähe einer Glastüre, steht vor der mit ockerfarbigem Gezweige tapezierten Wand ein Klavier. Die ganze Einrichtung ist in dieser saubergewichsten Schweiz ungewohnt und denkbar bescheiden.

Aber Masson fühlt sich hier wohl. Seit dem Jahre 1936, als man ihn zum Chef des schweizerischen Nachrichtendienstes ernannte, ist er gewohnt, hier seine Besucher zu empfangen. Das Lokal fällt nicht auf, viele Türen führen ins Freie, der Bahnhof ist nicht weit; hier ist man am sichersten, unbemerkt zu bleiben. Während des Krieges war das auch angebracht. Aber noch heute, zwanzig Jahre später, empfängt Masson seine Gesprächspartner am gleichen Ort.

Der Mann paßt zu dieser Umgebung. Er erweckt sofort Vertrauen. Festleibig sitzt er da, mit schwerem Kopf und leicht fliehendem Kinn. Seine kurzen,

altersfleckigen Hände spielen noch immer mit der Tabakspfeife. Der scharfe blaue Blick hört nicht auf, den Partner wägend zu mustern. Aus alter Gewohnheit, wie man fühlt. Gewiß, hier hat er uns empfangen, und er war mit uns sehr freundlich. Aber er hat uns nichts gesagt. Als wir ihm unangenehme Fragen stellten, als wir anfingen, Rudolf Roessler zu erwähnen, erhob sich Oberstbrigadier Masson vom Tisch, betrachtete uns lange, dann kehrte er uns ohne ein Wort den Rücken.

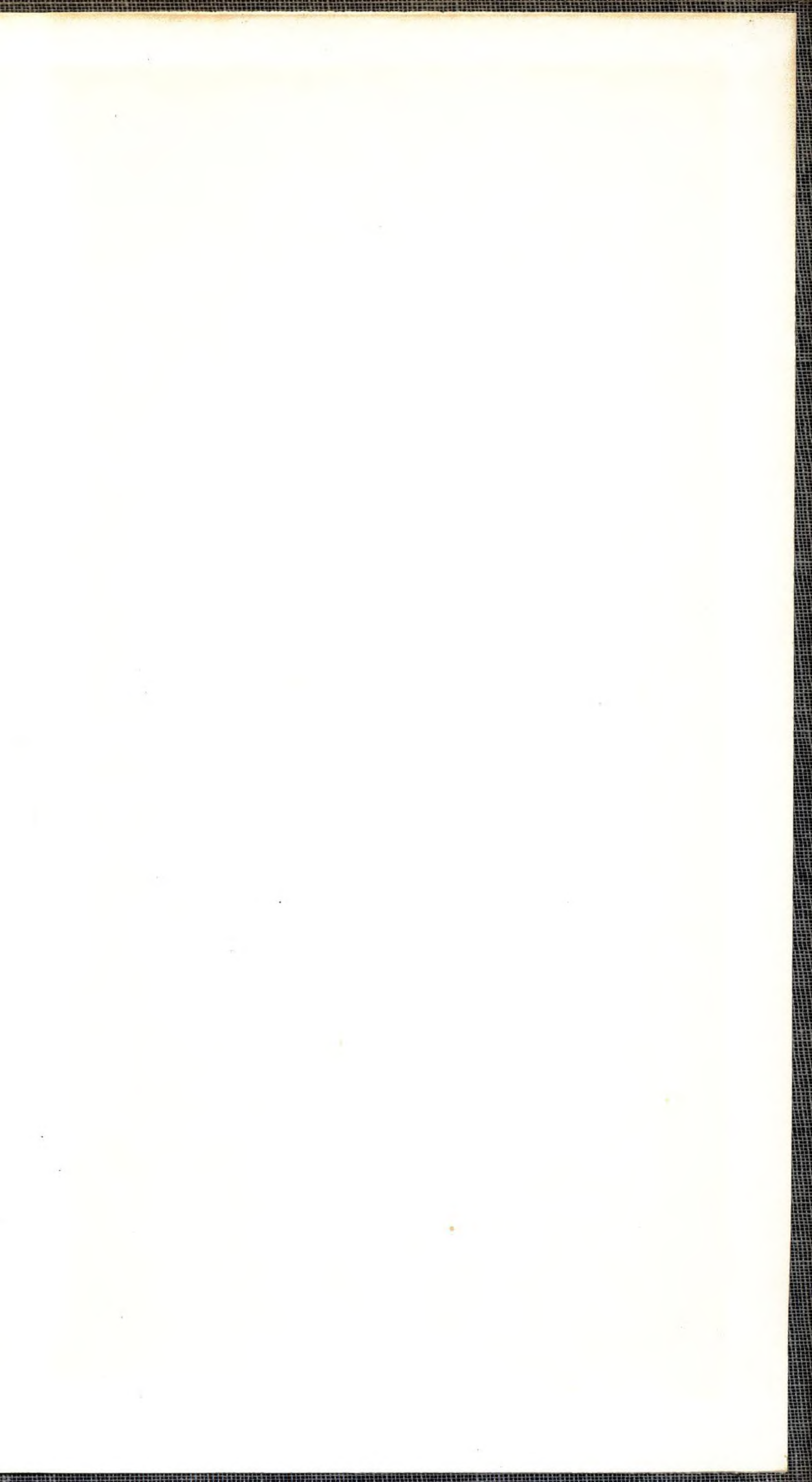
Und seither haben wir ihn nicht wieder gesehen.

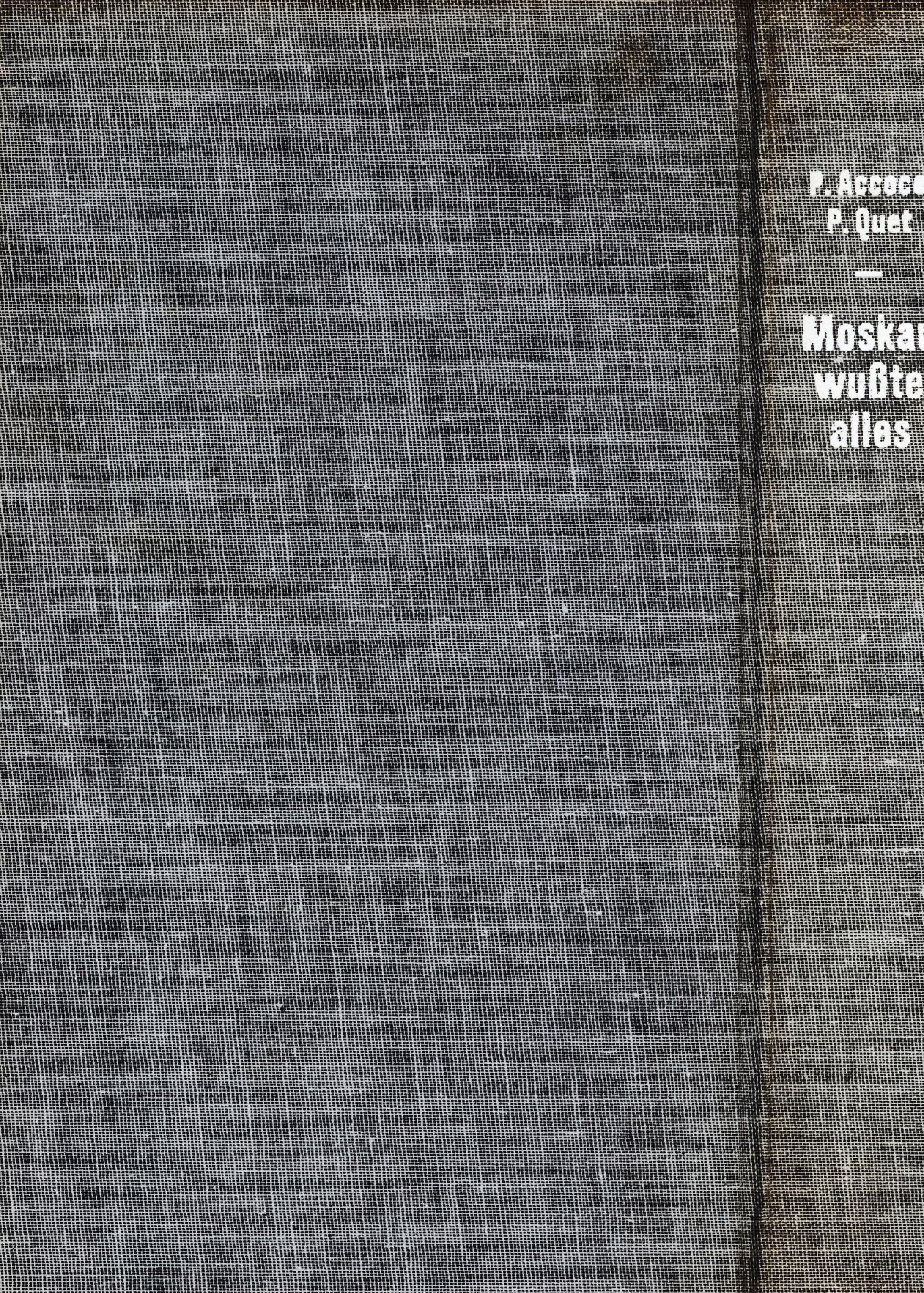











P. Accoce
P. Quet
—
Moskau
wußte
alles